

95 | 2013

Fontane Blätter

In diesem Heft: **Briefverborgen vorgetragene Argumente. Ein unbekannter Brief Fontanes an seine Frau** – Hanna Delf von Wolzogen und Christine Hehle (Hrsg.) / **Broterwerb, Politik und Kunst. Neubestimmung eines Fontaneschen Briefentwurfs vom Ausgang der Revolutionszeit** – Rudolf Muhs / **Der Erzengel Michael. Mythologie, religiöse Symbolik und Erzähltechnik bei Fontane und Lernet-Holenia** – Christine Hehle / **Das Amazone-Denkmal im Invalidenpark** – Horst Hölscher / **Vom Nörgeln und Nöhlen. Eine beiläufige Betrachtung zu Fontane und Kempowski** – Roland Berbig / **Arbeitstitel »Mega«. Gesamtwerkskonzeptionen bei Kempowski, Fontane, Balzac und anderen** – Dirk Hempel / **Rezensionen / Bibliographie / Informationen**

95 | 2013

Fontane Blätter

Halbjahresschrift, begründet 1965

Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs und der
Theodor Fontane Gesellschaft e.V.

herausgegeben von Hanna Delf von Wolzogen
und Regina Dieterle

»Die Sache ist nämlich die: Bruchländereien, in denen das Wasser vordem elf Fuß hoch zu stehen pflegte, genossen das traurige Vorrecht, alle Jahre überschwemmt zu werden, während Ländereien mit einem Fuß Wasser jahrelang von jeder Überschwemmung befreit blieben. Ein Fuß Wasser oder elf Fuß Wasser ist freilich gleichgültig, aber die Elf-Fuß-Wasser-Leute hatten eben das Wasser immer, während es die Ein-Fuß-Wasser-Leute vielleicht nur alle elf Jahre hatten. Müssen aber doch alljährlich ihre Beisteuer zahlen.«

Theodor Fontane,
Wanderungen durch die Mark Brandenburg.

7 Editorial

Unveröffentlichtes und wenig Bekanntes

- 10 Briefverborgen vorgetragene Argumente ...
Ein unbekannter Brief Fontanes an seine Frau
Hanna Delf von Wolzogen und Christine Hehle (Hrsg.)

- 17 Broterwerb, Politik und Kunst.
Neubestimmung eines Fontaneschen Briefentwurfs
vom Ausgang der Revolutionszeit
Rudolf Muhs

Literaturgeschichtliches, Interpretationen, Kontexte

- 48 Der Erzengel Michael. Mythologie, religiöse
Symbolik und Erzähltechnik bei Theodor Fontane
und Alexander Lernet-Holenia
Christine Hehle

- 75 Das Amazone-Denkmal im Invalidenpark.
Zur Lage und Umgebung des Pittelkow-Hauses
in Theodor Fontanes Roman *Stine*
Horst Hölscher

Rezensionen und Annotationen

- 100 Theodor Fontane. Vor dem Sturm. Roman aus
dem Winter 1812 auf 13. Hrsg. von Christine Hehle.
2 Bände. Berlin: Aufbau 2011 (Große Brandenburger
Ausgabe)
Helmuth Nürnberger

- 105 Maja Razbojnikova-Frateva: »Jeder ist seines Unglücks
Schmied«. Männer und Männlichkeiten in Werken
Theodor Fontanes. Berlin: Frank & Timme 2012
Christine Hehle

- 112 Rolf Zuberbühler: Theodor Fontane: *Der Stechlin*. Fontanes politischer Altersroman im Lichte der *Vossischen Zeitung* und weiterer zeitgenössischer Publizistik. Berlin: Stapp Verlag 2012
Martin Lowsky
- 115 Gotthard Erler, *Hinterm Berg wohnen auch Leute*. Theodor Fontane, seine Familie, seine Freunde, seine Bücher. Einleitungen, Nachworte, Vorträge, mit einem Geleitwort von Helen Chambers. Berlin: Stapp Verlag 2013
Rudolf Muhs
- Vermischtes
- 120 Vom Nörgeln und Nöhlen. Eine beiläufige Betrachtung zu Fontane und Kempowski
Roland Berbig
- 135 Arbeitstitel »Mega«. Gesamtwerkskonzeptionen bei Kempowski, Fontane, Balzac und anderen
Dirk Hempel
- Bibliographie
- 152 Erwerbungen des Theodor-Fontane-Archivs
- Informationen
- 162 Autorenverzeichnis
- 164 Fontanes Briefe ediert – Tagung des Theodor-Fontane-Archivs im September 2013
- 165 Gesellschaft der Freunde und Förderer des Theodor-Fontane-Archivs gegründet
- 166 Theodor Fontane. Berlin-Brandenburg, Preußen-Deutschland, Europa und die Welt. Ringvorlesung an der Universität Potsdam

- 167 Publikationen des Theodor-Fontane-Archivs
- 169 Publikationen der Theodor Fontane Gesellschaft
- 172 *Fontane Blätter* im Abonnement
- 172 Richtlinien zur Manuskriptgestaltung der *Fontane Blätter*
- 175 Impressum

- 101 ...
- 102 ...
- 103 ...
- 104 ...
- 105 ...
- 106 ...
- 107 ...
- 108 ...
- 109 ...
- 110 ...
- 111 ...
- 112 ...
- 113 ...
- 114 ...
- 115 ...
- 116 ...
- 117 ...
- 118 ...
- 119 ...
- 120 ...
- 121 ...
- 122 ...
- 123 ...
- 124 ...
- 125 ...
- 126 ...
- 127 ...
- 128 ...
- 129 ...
- 130 ...
- 131 ...
- 132 ...
- 133 ...
- 134 ...
- 135 ...
- 136 ...
- 137 ...
- 138 ...
- 139 ...
- 140 ...
- 141 ...
- 142 ...
- 143 ...
- 144 ...
- 145 ...
- 146 ...
- 147 ...
- 148 ...
- 149 ...
- 150 ...
- 151 ...
- 152 ...
- 153 ...
- 154 ...
- 155 ...
- 156 ...
- 157 ...
- 158 ...
- 159 ...
- 160 ...
- 161 ...
- 162 ...
- 163 ...
- 164 ...
- 165 ...
- 166 ...
- 167 ...
- 168 ...
- 169 ...
- 170 ...
- 171 ...
- 172 ...
- 173 ...
- 174 ...
- 175 ...
- 176 ...
- 177 ...
- 178 ...
- 179 ...
- 180 ...
- 181 ...
- 182 ...
- 183 ...
- 184 ...
- 185 ...
- 186 ...
- 187 ...
- 188 ...
- 189 ...
- 190 ...
- 191 ...
- 192 ...
- 193 ...
- 194 ...
- 195 ...
- 196 ...
- 197 ...
- 198 ...
- 199 ...
- 200 ...

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

manches runde Datum wird uns heuer Gelegenheit geben zu gratulieren. Der Auftakt soll Gotthard Erler gewidmet sein, der im Juni einen runden Geburtstag feiert. 1998 erschien seine zusammen mit Therese Erler veranstaltete Edition des Briefwechsels der Eheleute Fontane, viel beachtet und viel gelesen damals wie heute. Dass nun justament zu seinem Geburtstag nicht nur die Originale zu bislang nur als Kopie überlieferten Briefen, sondern auch einige unbekannte Briefe wirklich auftauchen, hätte Fontanes Erzähl talent nicht besser arrangieren können. Dem Theodor-Fontane-Archiv ist es gelungen, diese Briefe mit Förderung durch die Kulturstiftung der Länder zu erwerben. Einen der Briefe schreibt Fontane aus Bad Kissingen auf dem Briefpapier des Hotels, in dem er gerade angekommen ist. Die erste Veröffentlichung dieses Briefes sei Gotthard Erler auf den Gabentisch gelegt als Zeichen des Dankes für eine jahrzehntelange Zusammenarbeit, in der er als Gesprächspartner, Editor, als Beirat der *Fontane Blätter* und Autor gleichermaßen präsent war. Herzlichen Glückwunsch!

Um einen Brief geht es auch im nächsten Beitrag, nämlich um Brief 1849/25 HBV, dessen komplizierte Überlieferungsgeschichte Rudolf Muhs akribisch nachzeichnet, um seine Bedeutung neu zu bewerten.

Im Rubrum *Literaturgeschichtliches, Interpretationen, Kontexte* setzt sich Christine Hehle mit der Symbolik des Erzengels Michael bei Fontane auseinander und stellt, was für Fontane-Leser vergleichsweise neu sein mag, interessante Parallelen zum Erzählwerk von Alexander Lernet-Holenia her. Horst Hölscher nähert sich dem Roman *Stine* über eine topografische Perspektive und beschäftigt sich mit dem Amazone-Denkmal im Invalidenpark und dem Umfeld des Pittelkowschen Hauses im Roman.

In der Rubrik *Vermischtes* findet sich eine erste Auswahl von Beiträgen, die aus der Tagung »Ich bin 78, was wollen Sie mehr?« Walter Kempowski – Theodor Fontane: Begegnungen hervorgegangen sind. Sie fand vom 12. bis 15. Mai 2011 in Neuruppin statt und wurde gemeinsam von der

Fontane- und der Kempowski-Gesellschaft veranstaltet. Roland Berbig geht in seinem Beitrag dem Phänomen des Nörgelns und Nöhlens nach, zeigt es am Beispiel von Fontane und Kempowski auf, um dann zu fragen, welche Rolle es bei beiden Autoren im Schreibprozess spielt. Dirk Hempel setzt sich mit literarischen Gesamterwerbskonzeptionen auseinander und stellt, was Intention und Entstehungsprozess betrifft, unerwartete Bezüge zwischen Fontanes »Wanderungen« und Kempowkis »Echolot« her.

Zu guter Letzt möchten wir Sie auf zweierlei hinweisen: Im Januar hat sich die Gesellschaft der Freunde und Förderer des Theodor-Fontane-Archivs gegründet. Die Gesellschaft, die sich nicht als Konkurrenzunternehmen der Theodor Fontane Gesellschaft versteht, hat sich die besondere Förderung und Unterstützung des Fontane-Archivs zur Aufgabe gemacht. Im September diesen Jahres lädt das Theodor-Fontane-Archiv zu der Tagung *Fontanes Briefe ediert* ein. Dieser Tagung, die sich vorrangig editionswissenschaftlichen Fragen widmen wird, soll im September 2014 eine von Archiv und Theodor Fontane Gesellschaft gemeinsam veranstaltete Tagung zur Gesamthematik der Briefe und des Briefschreibers Fontane stattfinden. Weiteres finden Sie unter *Informationen*.

Die Herausgeberinnen

Unveröffentlichtes und wenig Bekanntes

Briefverborgen vorgetragene Argumente ... Ein unbekannter Brief Fontanes an seine Frau

Hanna Delf von Wolzogen und Christine Hehle (Hrsg.)

Gotthard Erler zugeeignet

Als im Jubiläumsjahr 1998 die dreibändige Ausgabe der inzwischen als *Ehebriefwechsel* kanonisierten Korrespondenz der Eheleute Fontane erschien, war dies eine kleine Sensation. Nicht nur wurde durch diesen Briefwechsel deutlich, dass Fontane immerhin ein Zehntel der damals bekannten Briefe an seine Frau Emilie gerichtet hatte. Vor allem aber trat die Adressatin dieser Briefe als Partnerin des Briefgesprächs in Erscheinung bzw. erhielt in den 180 Briefen von ihrer Hand (im Theodor-Fontane-Archiv aufbewahrt und hier erstmals gedruckt) eine Stimme und: Emilie Fontane gewann als handelnde Person in einer fast ein halbes Jahrhundert währenden Ehe Kontur. Ein Ehebriefwechsel dieses Formats und dieses Umfangs, darauf hatte Gotthard Erler in seiner Einleitung eindrücklich hingewiesen, ist in der deutschen Literatur äußerst selten anzutreffen.¹

Gotthard Erler hatte an einer anderen Stelle nur en passant und wortweise auf ein Phänomen hingewiesen, das vielleicht allgemein, besonders aber für den Ehe- und Familienbriefwechsel der Fontanes gilt. Er hatte von den »briefverborgen vorgetragenen Argumenten« gesprochen, um eine im Hause Fontane übliche Gesprächskultur zu charakterisieren, die sich in den Briefen als ihrem einzigen materialen Zeugnis manifestiert, aber im Text des je konkreten Briefes und Gegenbriefes nicht aufgeht, sondern quasi multimedial jenseits von Zeit- und Raumgrenzen funktioniert, eine Vielstimmigkeit von ganz eigener Art, die mit der aporetischen Rede von den »briefverborgenen Argumenten« u. E. sehr treffend bezeichnet wird.

Freilich gibt es auch bei diesem Briefwechsel Lücken der Überlieferung. Nicht von allen biografisch bezeugten Trennungssituationen der Eheleute sind Briefe überliefert. Zuweilen fehlen ganze Jahrgänge. Nicht immer konnten die Herausgeber auf Originalbriefe zurückgreifen. Bei einer nicht geringen Anzahl der Briefe Fontanes mussten Abschriften, die im Zusammenhang der ersten Briefausgaben entstanden und im Fontane-Archiv aufbewahrt werden, als Textzeugen dienen. Besonders für das

letzte Lebensjahrzehnt Fontanes fehlten originale Briefe. Ein Konvolut von 19 Briefen aus dem Zeitraum 1889 bis 1898 sowie der letzte Brief Fontanes vom 20. September 1898 wurden bei der Auktion von Hellmut Meyer & Ernst am 9. Oktober 1933 versteigert. Ob dies sämtliche damals noch erhaltenen Briefe Fontanes an seine Frau waren, ist nicht bekannt. Gotthard Erler konnte für den nämlichen Zeitraum (27. Mai 1889 bis 20. September 1898) nur auf die genannten Abschriften bzw. auf die frühen Drucke rekurrieren.

Nun sind, und das mag einen Zufall nennen, wer will, justament im Geburtstagsjubiläumsjahr von Gotthard Erler im Auktionshaus Stargardt 18 Briefe Fontanes an seine Ehefrau Emilie aus dem letzten Lebensjahrzehnt zur Versteigerung gekommen, unter denen drei Briefe bislang unbekannt waren. Neben dem hier abgedruckten sind das der Brief vom 12. Oktober 1896 und der Brief vom 9. September 1898.²

Der erstgenannte Brief soll in seiner ersten Edition Gotthard Erler auf den Gabentisch gelegt werden.

Er wurde am 28. Juni 1889 geschrieben und ist der erste Brief aus Bad Kissingen, wo Fontane auf Anraten seines Hausarztes Wilhelm Delhaes im Jahre 1889 einen mehrwöchigen Kuraufenthalt verbrachte. Er war dort bereits eine Woche vor seiner Frau eingetroffen.³ Sein Abreisedatum, der 27. Juni, wird im Tagebuch notiert,⁴ der bislang erste bekannte Brief aus Bad Kissingen datiert vom 29. Juni und war, so lässt es nicht zuletzt der erste Satz vermuten, nicht der erste seit der Ankunft geschriebene: »Heute habe ich, und zwar vor einer halben Stunde, in der Kurhaus-Colonade gesessen, die dem eigentlichen Kurhause gegenüber liegt und wirtschaftlich vielleicht gar keinen Zusammenhang damit hat. ...«⁵ Und wirtschaftlich geht es dann auch weiter, nämlich mit einer Kostenkalkulation, die Emilie auf das ökonomische Niveau des geplanten Aufenthaltes einstimmen soll.

Ein erster nach der Ankunft an einem fremden Ort geschriebener Brief beginnt anders. Etwa so: »Hôtel Straus, Gebrüder Tod! / Gebrüder Tod sind nicht so schlimm wie blos Tod jedenfalls ist Straus da und lehrt den Kopf in den Sand stecken. Ich werde es thun. – Eben, nachdem ich mein Frühstück in einem anmuthigen Hôtelgarten genommen, drang Hurrarufen von einer der entfernteren Straßen herüber«⁶ Erste Eindrücke von dem noch fremden Ort, von dem noch fremden Hotel, dessen nobler Briefkopf zu Anspielungen reizt, vielleicht auch zu Vorausdeutungen auf Emilies ökonomisches Stirnrunzeln, das der Briefschreiber trotz des alsbald vollzogenen Quartierwechsels stets vor Augen zu haben scheint.

Das Theodor-Fontane-Archiv konnte diesen und die oben genannten Briefe erwerben⁷ und freut sich, dem Jubilar auf diese Weise für sein Jahrzehnte währendes Engagement für die Sache Fontanes, seines Archivs und nicht zuletzt auch als Beirat der *Fontane Blätter* danken zu können.

HOTEL VICTORIA & KAISERHOF
Bad-Kissingen,
HOTEL STRAUSS
Nürnberg,
Gebrüder Todt.

Victoria Hotel
Victoriahotel Kissingen.
Strauss Hotel Nürnberg.

Kissingen, den 28. Juni 1889.

Mein lieber, geliebter
Anton!

Gute Nacht, geliebter!
Gestern hat sich ein großes Ereignis ereignet
das hat jedweden in Deutschland die
Lage der Dinge in den nächsten Monaten
gründlich verändert. — Ganz unversehens ist
mein Friseur in einem unglücklichen
Zwischenfall gestorben, dabei hat er eine
große Summe Geld mit sich genommen, die
für meine Familie sehr wichtig ist, und die
ich jetzt dringend zu haben brauche. Ich
habe mich sehr bemüht, die Angelegenheit zu
klären, aber es ist mir nicht gelungen. Ich
habe mich an die Behörden gewandt, aber
das hat auch nicht geholfen. Ich habe mich
auch an meine Freunde gewandt, aber sie
können mir auch nicht helfen. Ich bin
jetzt in einer sehr schwierigen Lage und
bitte dich, mir zu helfen, wenn du
kannst.

[Briefkopf

[vorgedruckt Kissingen, den] 28. Juni 1889.

HÔTEL VICTORIA & KAISERHOF

Bad-Kissingen,

HÔTEL STRAUSS

Nürnberg,

Gebrüder Todt.

Telegramm-Adresse:

Victoriahotel Kissingen.

Strausshotel Nürnberg.]

Verehrteste, Geliebteste, Arbeitssamste etc.

Hôtel Straus, Gebrüder Tod! Gebrüder Tod sind nicht so schlimm wie bloß Tod jedenfalls ist Straus da und lehrt den Kopf in den Sand stecken. Ich werde es thun. – Eben, nachdem ich mein Frühstück in einem anmuthigen Hôtelgarten genommen, drang Hurrahrufen von einer der entfernteren Straßen herüber, die Kaiserin war angekommen; gleich danach erschienen töchterreiche Familien aus der der [sic] hohen Industrie und haute finance ausnahmsweise keine Juden, und erzählten »sie sähe so einfach aus«. Es ist fraglich, ob es ein Glück ist, immer grade daran erkannt zu werden. An zwei, drei Nachbartischen saßen englische und amerikanische Reporter; da bin ich doch für Pietsch. Die Kerle wirkten alle wie Roller, recte vom Galgen; von »Eleganz« keine Spur, auch von einer merkwürdigen [2] Unverfrorenheit, womit sie mir noch für 3 andre Planeten aushelfen könnten.

Die Fahrt gestern war nicht allzu bedrücklich, was ich zu gutem Theil dem großen Speisewagen zu verdanken habe. Schon in Wittenberg (einzige Station bis Halle) wurde angefragt, ob man im Speisewagen essen wolle. »Ja.« In Groß=Heeringen – in der Bohnenzeit kein übel gewählter Name dazu – verließen alle die Coupés, kletterten in den Speisewagen hinein und blieben nun eine gute Stunde, essend und trinkend, in diesem Wagen. Dabei flogen wir an Weimar vorüber und ich sagte mir überlegen: »hier lebte Göthe.« Darauf beschränkten sich meine Huldigungen gegen den Genius. In Neu=Dietendorf stiegen wir wieder in unsre Coupés. Diese mindestens 1 stündige Unterbrechung ist ein wahres Labsal, man sieht andre Gesichter, hat einen andren Platz, sitzt auf Holz, die Hosen schneiden weniger ein und dabei wird man gut gepflegt. Es war nur eine Stimme darüber, wie gut es sei. Dabei gar nicht theuer: 2.50, St. Julien 12 ½ [3] die halbe Flasche, Kaffe 3, Cognac 3. In diesem Augenblicke nehmen 2 Engländerinnen neben mir Platz und stören mich einigermaßen durch cold und hot und up stairs und Vorschläge über einen walk. Aber zurück zu meiner Berichterstattung. Ich kam 7 ¼ hier an und erhielt ein hübsches kleines Parterrezimmer, merkte aber, daß jeder, der seine Ankunft nicht telegraphisch anzeigt, mehr oder weniger unterm Schlitten ist. Dennoch werde ich es nie thun; ich will untelegraphirt auch den Rest der Lebensreise

machen. Im Hôtel ist alles gut, nur mit Hammelcoteletts fiel ich gründlich rein und die hier lebenden Engländer müssen auf *diese* nationale Speise allhier verzichten, sonst sind sie verloren. Der Spessart, die hohe Rhön, oder wie sonst die nächsten Berge heißen mögen, scheinen in ihrem Graswuchs auch nicht die geringste Aehnlichkeit mit den South=Downs zu haben. Nach dem »tea« wollte ich im Kurgarten etc. spazieren gehn, ging der Musik nach und befand mich nach 3 Minuten in einem großen hohen Tanzsaal. [4] Ein lächerliches Paar eröffnete den Reigen: er ein Mischling von Louis, Tanzlehrer und Friseur (sein Haar ein Bau) sie eine kleine 18 jährige pechschwarze Jüdin, die sich an seine Brust preßte und sich mit ihrem halben Gesicht in seiner Innen=Weste verlor. Schließlich wurde es lebhafter und Einiges von verwogenem märkisch=schlesischem Adel mischte sich in das Orientalische hinein. Nur eins war reizend: zwei hellblau gekleidete Schwestern von 17 und 18, sicher aus einem sehr guten Hause, die die fragwürdige Herrenschaft verschmähten und miteinander tanzten. Sie bildeten die einzige Augenweide und söhnten mich mit der Menschheit aus. Es werden der Engländerinnen immer mehr, es sind jetzt schon 7, sie sitzen mir unmittelbar im Rücken und leisten wahrhaft Deutsches im talk. In der Nacht – denn das Wetter hatte sich nach einem Regen stark abgekühlt – fror ich jämmerlich und nur das neue lange Büberhemd rettete mich, mehr noch mein alter Sommer=Ueberzieher, den ich als Nachtjacke anzog. Man darf nie von seinen altbewährten Lebensprinzipien abgehn d. h. nie ohne Reisedecke und Winterüberzieher reisen. Aber warum habe ich mich bestimmen lassen! Bitte, schicke diesen Brief auch an Mete, da ich nun Wohnung suchen will und nicht dazu kommen werde, noch einen zweiten Brief zu schreiben. Lebe herzlich wohl; grüße alles. Wie immer Dein alter Th. F.

Anmerkungen

1 Theodor Fontane: GBA *Der Ehebriefwechsel 1844–1898*. 3 Bde. Hrsg. von Gotthard Erler unter Mitarbeit von Therese Erler. Berlin: Aufbau Verlag 1998. Vgl. die Einleitung, Bd. 1, S. XXXIV.

2 Vgl. TFA B 817, TFA B 825 und TFA B 827.

3 Vgl. *FChronik*, Bd. 4, S. 2989 und 3004.

4 Theodor Fontane: GBA *Tagebücher*. Hrsg. von Gotthard Erler unter Mitarbeit von Therese Erler. 2 Bde. Berlin: Aufbau 1993. Bd. 2, S. 249.

5 Vgl. Brief vom 29. Juni 1889: TFA B 813.

6 Vgl. Brief vom 28. Juni 1889: TFA B 817.

7 Das Theodor-Fontane-Archiv dankt der Kulturstiftung der Länder für ihre freundliche Unterstützung. Über die gesamte Erwerbung werden wir in Heft 96 (2013) berichten.

Broterwerb, Politik und Kunst. Neubestimmung eines Fontaneschen Brief- entwurfs vom Ausgang der Revolutionszeit

Rudolf Muhs

Wie der Untertitel des vorliegenden Beitrags andeutet, liegt ihm kein originärer Quellenfund zugrunde. Der hier in Rede stehende Briefentwurf, in dem Fontane seine Entscheidung gegen eine Auswanderung nach Amerika begründet, ist vielmehr seit 1925 bekannt und liegt – allerdings mit signifikanten Varianten, was, erstens, den genauen Wortlaut, zweitens, das wahrscheinliche Datum und, drittens, den mutmaßlichen Adressaten angeht – in sechs verschiedenen Editionen vor. Die Neubestimmung von Text und Kontext lässt jedoch sehr viel deutlicher erkennen, als dies bisher möglich war, dass es sich um ein Schlüsseldokument für die politische Einstellung des Dichters am Ausgang der Revolution von 1848/49 handelt. Soviel steht außer Frage, obgleich wohl nie mehr zu klären sein wird, was letztlich in der Reinschrift gestanden hat, von wann genau das Schreiben datiert und an wen es adressiert war.

Was, erstens, den Wortlaut angeht, empfiehlt es sich, zunächst die Editions-geschichte durchzugehen. Im *Verzeichnis der Briefe Fontanes* (HBV) ist das fragliche Stück unter Nummer 49/25 registriert. Als »erschlossenes Datum« wird November 1849 angegeben, der Adressat dagegen ohne Wenn und Aber als Georg Günther identifiziert.¹ Der Verbleib der Handschrift sei unbekannt, so lässt sich dem unverzichtbaren, in diesem Fall aber unzuverlässigen Nachschlagewerk weiter entnehmen, doch existiere eine Abschrift im Besitz des Fontane-Archivs. Dieses Typoskript – Papier-sorte und die verwendete Schreibmaschine weisen eindeutig auf das Büro von Friedrich Fontane hin – sei nachfolgend buchstaben- und zeichengetreu wiedergegeben (Fassung A):

»An Georg Günther [Berlin, November (?) 1849 Entwurf]
Es thut wohl, der Macht der Ereignisse und ihrer lieblosen Deutung zum Trotz, sich von denen verstanden und gewürdigt zu sehen, deren Achtung in anderen Zeiten unser wohlverworbenes Eigenthum war! Ähnliches schreiben Sie einst an Müller; es hat sich mir eingepägt und ermuthigt

mich jetzt zu dem Zuruf: leben Sie glücklich! Sie nehmen unsre vollste Theilnahme mit in Ihre neue Heimath, und lassen Schildhalter zurück gegen die Steinwürfe plumper Dummheit, und die Pfeile spitzfindiger Verläumdung.

Nichts mehr davon. Sie fordern uns auf zur Übersiedlung nach Amerika. Was mich angeht, so wär' ich noch vor wenigen Monaten mit Leib und Seele der Ihre gewesen. Ich habe seitdem für mich wieder hoffen, und – am Vaterlande noch immer nicht verzweifeln gelernt. Was auch die Zukunft bringen mag: neue Wurzeln für den Thron oder seinen Untergang; ob die Losung hinfort heissen möge *Reform* oder *Revolution* – der Gedanke der Freiheit einmal in die Welt geschleudert, ist nicht mehr auszurotten, und in gewissem Sinne ist die ministerielle Phrase des giebt keine Reaktion eine Wahrheit, welche die Weltgeschichte predigt. Ob rasch oder langsam – wir schreiten fort; es giebt Welt-Errungenschaften, die selbst ein Gerlach kaum Miene macht in Frage zu stellen und wie die Hexenprozesse und ihre Scheiterhaufen den Gewissenszwang und die Gedankenknechtung für alle Zeit überwunden haben, so wird auch beschränkter Unterthanenverstand, und die Polizei-Weisheit sanftselig verscheiden, – dessen bin ich im Herzen gewiss.

Ich gedenke auszuhalten: einmal weil ich noch hoffe, dann aber auch weil ich übersiedelnd in die neue Welt Bande zerreißen müsste, die mich mit meinem eigentlichsten Leben an unsre deutsche Erde fesseln. Wir sind nicht alle gleich in dem, was das Herz begehrt; und die Freiheit und Unabhängigkeit, die der Eine draussen in der Welt sucht, findet der andere in dem Freistaat der Kunst und Wissenschaft. Ich liebe die deutsche Kunst. Das ist mein eigentliches Vaterland und es aufgeben, sie aufgeben, hiesse mich selbst aufgeben. Jeder zieht seines Wegens, – ich den meinen. So scheiden wir denn. Meine besten Wünsche geleiten Sie übers Meer. Lassen Sie Leid und Hass hinter sich zurück und sei Ihnen die neue Welt ein – –²

Zweifellos auf Friedrich Fontane zurück geht auch die erste Publikation dieses Briefkonzepts (Fassung A1) in der *Vossischen Zeitung* vom 8. September 1925 unter dem Titel *Fontane und der Plan, nach Amerika auszuwandern*. Der Wortlaut entspricht weitgehend dem Typoskript, während das Schriftbild leichte Abweichungen aufweist, so etwa die Ersetzung von »ss« durch das auf der Neuruppiner Schreibmaschine nicht vorhandene »ß« oder die Veränderung von »der andere« zu dem mehr Fontane-typischen »der Andre«.³ Ansonsten ist nur die Verbesserung eines offenkundigen Tippfehlers (»Weges« statt »Wegens«) sowie eine Tempusänderung (»schrieben« statt »schreiben«) zu verzeichnen.

Der nächste Abdruck (Fassung A2) erfolgte 1943 in der von Friedrich Fontane konzipierten und von Hermann Fricke, dem ersten Leiter des Potsdamer Fontane-Archivs, zum Druck beförderten *Letzten Auslese von Briefen an die Freunde*, von der allerdings, da das Verlagslager einem

Bombenangriff zum Opfer fiel, nur wenige Exemplare zur Auslieferung gelangten. Der Band war, zeittypisch, in Frakturlettern gesetzt, verwendete jedoch eine modernisierte Orthographie, so dass »thut« zu »tut« wurde, »giebt« zu »gibt« und »Verläumdung« zu »Verleumdung«, um nur ein paar Beispiele zu nennen. Dass die Herausgeber aber nicht nur auf das Typoskript zurückgegriffen hatten, sondern auch die Vorlage konsultiert haben müssen, zeigt eine leichte, wiewohl bedeutungsträchtige Variierung des Textes: Hatte es zuvor geheißen, »wie die Hexenprozesse und ihre Scheiterhaufen den Gewissenszwang und die Gedankenknechtung für alle Zeit überwunden haben«, so las man am Ende des zweiten Absatzes jetzt: »wie wir die Hexenprozesse und ihre Scheiterhaufen, den Gewissenszwang und die Gedankenknechtung für alle Zeit überwunden haben«⁴.

Was aber eigentlich als Textvorlage gedient hatte, und vor allem, wo sie zu finden war, blieb ungesagt. Hätte die *Letzte Auslese* damals mehr Leser gefunden, wäre der Wortlaut sicher manch einem bekannt und zugleich etwas verfremdet vorgekommen. Drei Jahre zuvor hatte nämlich Julius Petersen in seiner Edition des *Freundschaftsbriefwechsels* zwischen Fontane und Bernhard von Lepel einen Brief vom 14. Mai 1849 veröffentlicht, in dem der Dichter seine Absicht kundtat, demnächst nach Amerika übersiedeln zu wollen, wozu ergänzend angemerkt ist: »Die Auswanderungspläne Fontanes hängen wohl mit der im Juli 1849 erfolgenden Ausfahrt des Onkels August zusammen, von der Fontane in *Von Zwanzig bis Dreißig* erzählt. Außerdem hat der ehemalige Leipziger Freund Hermann Kriege in politischem Freiheitsdrang die neue Welt aufgesucht und um Teilnehmer geworben. Ihm galten nicht nur die Gedichte *Lied eines Ausgewanderten* und *An Hermann Kriege* [...], sondern vermutlich auch ein undatiertes Briefentwurf.« Daraus zitierte Petersen dann folgenden Auszug (Fassung B):

»Was mich angeht so wär' ich noch vor wenigen Monaten mit Leib und Seele der Ihre gewesen. Heute denk' ich anders darüber. Damals verzweifelte ich, in verzeihlicher Selbstsucht an meinem Glück; der Hunger nach Brot, nicht nach Freiheit stand auf dem Punkt mich über den Ocean zu treiben. Nicht Verzweiflung am Vaterlande, nur Verlangen nach Brot. Ich habe seit dem *für mich* wieder hoffen und – am Vaterlande noch immer nicht verzweifeln gelernt. Was auch die Zukunft bringen mag: neue Wurzeln für den Thron oder seinen Untergang; ob die Losung hinfort heißen möge *Reform* oder *Revolution* – der Gedanke der Freiheit einmal in die Welt geschleudert, ist nicht mehr auszurotten, und in gewissem Sinne ist die ministerielle Phrase »es giebt keine Reaktion« eine Wahrheit, welche die Weltgeschichte predigt. Ob rasch, oder langsam – *wir schreiten fort*; es giebt Welt-Errungenschaften, die selbst ein Gerlach keine Miene macht in Frage zu stellen und wie wir die Hexenprozesse und ihre Scheiterhaufen, den Gewissenszwang und die Gedankenknechtung für alle Zeit überwunden haben, so

wird auch der beschränkte Unterthanenverstand, und die Polizei-Weisheit sanftselig verscheiden – dessen bin ich im Herzen gewiß.

Ich gedenke auszuhalten: einmal weil ich noch hoffe, dann aber auch weil ich übersiedelnd in die neue Welt Bande zerreißen müßte, die mich mit meinem eigentlichsten Leben an unsere deutsche Erde fesseln. Wir sind nicht alle gleich in dem was das Herz begehrt: und die Freiheit und Unabhängigkeit die der Eine draußen in der Welt sucht, findet der Andre in dem Freistaat der Kunst und Wissenschaft. Ich liebe die deutsche Kunst, das ist mein eigentliches Vaterland, und es aufgeben, hieße mich selbst aufgeben.«⁵

Diesen Text, der mit den A-Fassungen streckenweise identisch, aber trotz der fehlenden Passagen am Anfang und am Ende insgesamt deutlich länger ist, übernahm Hans-Heinrich Reuter 1959 unverändert in seine Briefsammlung *Von Dreißig bis Achtzig*, wohingegen ihm die in Friedrich Fontanes *Letzte Auslese* mündende Überlieferung nicht bekannt gewesen zu sein scheint. Dass Petersen, ohne sich explizit zum Zeitpunkt der Niederschrift zu äußern, einen Zusammenhang mit August Fontanes Auswanderung suggeriert hatte, dürfte ausschlaggebend gewesen sein für die vorbehaltlose Datierung auf »Sommer 1849« bei Reuter. Hinter der Zuweisung »An Hermann Kriege« blieb zwar in der Überschrift noch ein Fragezeichen stehen, doch in seinem Vorspann gab sich *Von Dreißig bis Achtzig* schon sicherer: »Auch der Leipziger Freund Hermann Kriege war aus Verzweiflung über die politische Entwicklung in Deutschland nach Amerika gegangen und suchte Fontane zu dem gleichen Schritt zu bewegen.«⁶

Friedrich Fontane dagegen hatte die Eindeutigkeit der Adressatenangabe »An Georg Günther«, die in seinem Typoskript anders als die Datumsvermutung nicht in eckigen Klammern steht, schon in seiner knappen Vorbemerkung zu dem Zeitungsabdruck von 1925 deutlich relativiert. Da heißt es nur noch:

»In dem Freundeskreise, den Fontane während seiner Leipziger Apothekerzeit gefunden hatte, war politischer Radikalismus zu Hause. Mehrere der damals freundschaftlich Verbundenen haben später den Weg über das große Wasser angetreten, um in Amerika ein freieres Leben führen zu können, so Hermann Kringe [sic] und Dr. Georg Günther, der Redakteur zweier im Verlage von Robert Binder erscheinender demokratischer Blätter. Daß auch an Fontane die Versuchung, auszuwandern, herangetreten ist, beweist der im Nachlaß sich vorfindende Entwurf eines Briefes, in dem er die an ihn ergangene Aufforderung, sich den Auswanderungslustigen anzuschließen, ablehnt. Da das Schreiben für *Fontanes Stellung zur Kunst* bezeichnend ist, verdient es in weiteren Kreisen bekannt zu werden.«⁷

Möglicherweise ist Petersen überhaupt nur durch diese Veröffentlichung auf den Gedanken gekommen, Kriege für den intendierten Empfänger zu halten. Nähere Gründe für seine Vermutung hat er jedenfalls nicht angegeben, und ob es eine gezielte Korrektur am *Freundschaftsbriefwechsel*

von 1940 war, wenn die *Letzte Auslese* drei Jahre später wieder unumwunden Georg Günther als Adressaten auswies, lässt sich nachträglich nicht mehr ermitteln. Die Diskrepanz in der Textfassung und Empfängervermutung darf um so mehr verwundern, als zwischen dem Dichtersohn und dem Berliner Professor bekanntermaßen eine langjährige Arbeitsbeziehung bestand. Petersens Ausgabe der Lepel-Korrespondenz war sogar Friedrich Fontane gewidmet. Möglicherweise ist die Erklärung darin zu suchen, dass sowohl Petersen wie Friedrich Fontane im Sommer 1941 kurz hintereinander verstorben waren und die Endredaktion der *Letzten Auslese* daher ganz in der Hand von Fricke lag, der den Widerspruch übersehen haben mag.

Ausgehend von der Feststellung, dass »nahezu alle älteren Ausgaben der Familien- und Freundesbriefe in einem geradezu skandalösen Zustand ediert« seien, verfolgte Gotthard Erler mit seiner Auswahl für den Aufbau-Verlag 1968 die Absicht, nach Möglichkeit auf die Originalhandschriften zurückzugreifen. Wo diese fehlten, habe er jedoch »die teilweise weitgehend zuverlässigen Abschriften« im Fontane-Archiv zugrunde legen müssen.⁸ Wie sich die teilweise oder auch weitgehende Zuverlässigkeit einer Abschrift überprüfen lässt, wenn kein Autograph vorhanden ist, sei dahingestellt. Jedenfalls übernahm die Aufbau-Edition für HBV 49/25 im Ergebnis die Fassung der *Letzten Auslese*, desgleichen die Zuschreibung »An Georg Günther«, während das dort vorhandene Fragezeichen hinter der Datierung auf November 1849 weggelassen ist. Warum Erler die von Petersen publizierte und von Reuter übernommene Fassung B nicht in Betracht gezogen hat, bleibt unklar. Auch lässt sich nur dem Erläuterungsteil am Ende des Bandes entnehmen, dass der Wortlaut »nach dem Entwurf« geboten wird, das Schreiben in seiner definitiven und vollständigen Fassung also nicht zur Verfügung stand.⁹

Die von Otto Drude und Helmuth Nürnberger verantwortete Briefedition des Hanser-Verlags aus dem Jahre 1976 stützt sich für HBV 49/25 ebenfalls ohne Bedenken auf die *Letzte Auslese*. Dass es sich bei dem Text um ein fragmentarisches Konzept handelt, wird dagegen nirgends gesagt, und selbst dem erst 18 Jahre später erschienenen Kommentarband ist nicht zu entnehmen, dass kein Fontaneforscher je das ausgefertigte Schreiben gesehen hat. Um so mehr überrascht seine präzisere Datierung auf »Ende November 1849«, zumal im Kontrast mit der vageren Adressatenzuweisung »An Unbekannt«.¹⁰ Kurioserweise wird letztere im Kommentarband dann aber ohne Angabe von Gründen wieder eingeschränkt, wo es statt dessen heißt: »An Unbekannt (Georg Günther).«¹¹

Dass die hier dargelegte Variationsbreite in punkto Wortlaut, Datum und Adressat bei der Erstellung des Fontane-Briefverzeichnisses nicht aufgefallen ist, darf verwundern. Neben der irrtümlicherweise als Erstdruck ausgegebenen Edition in der *Letzten Auslese* (»Entwurf. – Fragment,

Schluss fehlt«) werden lediglich die darauf gründenden Briefausgaben bei Aufbau und Hanser verzeichnet. Die HBV-Bearbeiter – eine von ihnen, Jutta (Neuendorff-)Fürstenau, war bereits an der *Letzten Auslese* beteiligt gewesen – haben freilich nicht nur Friedrich Fontanes Zeitungsveröffentlichung sowie die Teildrucke von Petersen und Reuter übersehen. Sie hätten 1988 auch leicht feststellen können, dass die Textfassungen A und B auf der gleichen handschriftlichen Vorlage beruhen, da diese keineswegs verschollen war, sondern sich in der (damals noch) West-Berliner Staatsbibliothek befand.

Fünf Jahre zuvor hatte nämlich Hermann Kunisch im *Jahrbuch Preussischer Kulturbesitz* seine Abhandlung über *Julius Petersens Fontane-Nachlaß* vorgelegt und die betreffenden Autographen anschließend in der Staatsbibliothek deponiert.¹² Ihm waren sie von der Witwe des verdienten Germanisten einige Jahre vor ihrem Tod mit der Bitte um wissenschaftliche Bearbeitung übergeben worden, während Petersen seinerseits den Bestand im Oktober 1933 bei der Versteigerung von Fontanes handschriftlichem Nachlaß erworben hatte. Hier ist allein das sogenannte *Karl-Stuart Konvolut* von Interesse (Nr. 476 im Auktionskatalog), ein blau eingebundenes Heft, das hauptsächlich Notizen und Entwürfe zu Fontanes unvollendet gebliebenem Revolutionsdrama enthält, auf den Seiten 21/22 aber, inmitten weiterer Korrespondenzfragmente, auch das Autograph zu HBV 49/25.

Anders als für die unveröffentlichten Stücke in den ihm überlassenen Materialien hat Kunisch in diesem Falle keine eigenen Forschungen angestellt, sondern sich ganz auf die Edition von Petersens *Freundschaftsbriefwechsel* verlassen, ohne die *Letzte Auslese* oder die neueren Ausgaben von Aufbau und Hanser zu konsultieren. In einer Hinsicht ging er allerdings weiter: Das »vermutlich« bei der Adressatenangabe im *Freundschaftsbriefwechsel*, das Reuter mit einem Fragezeichen wiedergegeben hatte, ist bei ihm, aus welchen Gründen auch immer, der Gewissheit gewichen, dass es sich um den Entwurf eines Briefes »an Hermann Kriege« handelt. Unter diesem Empfängernamen ist das Autograph daher auch im Handschriftenkatalog der Staatsbibliothek verzeichnet, zumindest einstweilen noch, während das Fontane-Archiv seine Kopie unter Georg Günther registriert hat.

Tabellarisch stellt sich der bislang erhobene Befund mithin wie folgt dar, wobei die zweite Spalte anzeigt, ob der Text eindeutig (+), implizit (-) oder gar nicht (-) als Entwurf charakterisiert wird, während in der Spalte Textvariante Klammern darauf hindeuten, dass die entsprechende Fassung vorausgesetzt, das Schreiben selbst aber nicht abgedruckt wird:

		E	Textva- riante	Adressat	Datum
	Undat. Typoskript	+	A	Georg Günther	[November (?) 1849]
1	Vossische Ztg. 1925	+	A1	<i>keine Angabe</i>	<i>keine Angabe</i>
2	Petersen 1940	+	B	vermutlich Hermann Kriege	<i>keine Angabe</i>
3	Letzte Auslese 1943	+	A2	Georg Günther	[November (?) 1849]
4	Reuter 1959	+	B	Hermann Kriege (?)	Sommer 1849 (?)
5	Aufbau 1968	~	A2	Georg Günther	November 1849
6	Hanser 1976	-	A2	Unbekannt	Ende November 1849
	Kunisch 1983	+	(B)	Hermann Kriege	Ende 1849
	HBV 1988	+	(A2)	Georg Günther	[November 1849]
	Hanser Komm. 1994	-	(A2)	Unbekannt (Georg Günther)	<i>keine Angabe</i>

Als nächstes sei nunmehr Fontanes Text buchstaben- und zeichengetreu so abgedruckt, wie ihn das Autograph darbietet; dort Unterstrichenes wird hier kursiv wiedergegeben:

»Es thut wohl, [gestrichen: welche andren Wege das Schicksal uns auch geführt haben mag], der Macht der Ereignisse [nachträglich eingefügt: und ihrer lieblosen Deutung] zum Trotz, sich [gestrichen: nach wie vor] von denen [gestrichen: gelobt] verstanden und [gestrichen: geachtet] gewürdigt zu sehn, deren Achtung in anderen Zeiten unser wohlerworbenes Eigenthum war. (Aehnliches schrieben Sie einst an Müller; es hat sich mir eingeprägt [gestrichen: , es] und ermuthigt mich jetzt zu [gestrichen: wenigen Zeilen, deren Hauptzweck nebst dem Scheidegruß] dem [verändert aus: der] Zuruf [gestrichen: ist]: leben Sie glücklich! [gestrichen: und nehmen] Sie nehmen unsre vollste Theilnahme mit in Ihre neue Heimath, und lassen Schildhalter zurück gegen die Steinwürfe [gestrichen: der] plumper Dummheit, und die Pfeile spitzfindiger Verläumdung.

Nichts mehr davon. Sie fordern uns auf zur Uebersiedlung nach Amerika. Was mich angeht so wär' ich noch vor wenigen Monaten mit Leib und Seele der Ihre gewesen. Heute denk' ich anders darüber. Damals verzweifelte ich, in verzeihlicher Selbstsucht, an meinem Glück; der Hunger [gestrichen: nicht] nach Brod, nicht nach Freiheit stand auf dem Punkt mich

über den Ocean zu treiben. Indeß ich [Wort verschmiert; gebe?] der Wahrheit die Ehre. Nicht Verzweiflung am Vaterlande, nur Verlangen nach Brode [gestrichen: hätte mich] über den Ocean getrieben.

Ich habe seitdem *für mich* wieder hoffen und – am Vaterlande noch immer nicht verzweifeln gelernt. Was auch die Zukunft bringen mag: neue Wurzeln für den Thron oder seinen Untergang; ob die Losung hinfort heißen möge *Reform* oder *Revolution* – [gestrichen: niemals] der Gedanke der Freiheit [nachträglich eingefügt: einmal] in die Welt geschleudert, ist nicht [nachträglich eingefügt: mehr] auszurotten und in gewissem Sinne ist die ministerielle Phrase *es giebt keine Reaktion* [gestrichen: als] eine Wahrheit, welche die Weltgeschichte predigt. Ob rasch, oder langsam – *wir schreiten fort*; es giebt *Welt-Errungenschaften*, die selbst ein Gerlach kaum Miene macht in Frage zu stellen und wie [gestrichen: die Welt] wir die Hexenprozesse und ihre Scheiterhaufen, den Gewissenszwang und die Gedankenknechtung für alle Zeit überwunden haben, so wird auch der beschränkte Unterthanenverstand, und die Polizei-Weisheit sanftselig verscheiden, – dessen bin ich im Herzen gewiß.

Ich gedenke auszuhalten: [gestrichen: ; ich hoffe ja noch] einmal weil ich noch hoffe, [darüber eingefügt: dann] aber [gestrichen: dann] auch weil ich [nachträglich eingefügt: übersiedelnd in die neue Welt] Bande zerreißen müßte, die mich mit meinem eigentlichsten Leben an unsre deutsche Erde fesseln. Wir sind nicht alle gleich in dem was das Herz begehrt; [gestrichen: der Hang nach politischer Unabhängigkeit ist nicht] und die Freiheit und Unabhängigkeit die der Eine draußen in der Welt sucht, findet der Andre in [gestrichen: den 2 großen Faktoren des Lebens] dem Freistaat der Kunst und Wissenschaft. Ich liebe die deutsche Kunst [gestrichen: und die Freiheit keines Landes könnte mich je vergessen lassen, daß mein innerstes Fühlen und Denken] Das ist mein eigentliches Vaterland, und es aufgeben, hieße mich selbst aufgeben. Jeder zieht seines Weges, – ich den meinen. So scheiden wir denn. Meine besten Wünsche geleiten Sie übers Meer. Lassen Sie Leid und Haß hinter sich zurück und sei Ihnen die neue Welt eine – «¹³

Zu bemerken ist ferner, dass sich im Autograph neben den hier abschriftlich wiedergegebenen textlichen Verbesserungen, Streichungen und Ergänzungen gegen Ende des zweiten Absatzes (ab »Heute denk' ich anders darüber«) noch ein diagonaler Strich und Einklammerungen finden, die offenbar nicht eine komplette Ausstreichung, sondern die geplante Umstellung von Sätzen oder Satzteilen anzeigen, in ihrer Intention aber kaum noch nachzuvollziehen sind, wie ein Blick auf die nebenstehende Reproduktion bestätigen kann.

Davon einmal abgesehen wird bei vergleichender Lektüre vor allem eines klar, dass nämlich in dem Autograph nicht nur jedes Wort der publizierten Fassungen A und B enthalten ist, sondern sogar noch ein paar

mehr. Was bei Friedrich Fontane vor allem fehlt, sind diejenigen Stellen des Entwurfs, von denen er annahm, dass sie nicht in den Brief selbst übernommen werden sollten. Nach seinerzeit nicht unüblicher, aber doch höchst anfechtbarer Manier hat der Dichtersohn offenbar versucht, eine Reinschrift zu rekonstruieren, während der peniblere Philologe Petersen den so zustande gekommenen Text für die zuverlässige Transkribierung einer separaten Vorlage gehalten haben muß. Zu auffällig war die Diskrepanz zu dem, was er in seiner Handschrift zu lesen bekam. So erklärt sich, weshalb im Kommentar des *Freundschaftsbriefwechsels* von einem Entwurf die Rede ist, »der in zwei Fassungen, das eine Mal im Manuskript des Dramas *Karl Stuart* vorliegt«. ¹⁴ Allerdings hat auch Petersen nicht alle gestrichenen Stellen aufgenommen und überdies den Wortlaut etwas geglättet. Die Auslassungen am Anfang und am Ende erklären sich dadurch, dass er nicht den Briefentwurf als Ganzes edieren, sondern nur die für seinen Kommentar verwertbaren Passagen zitieren wollte. Jedenfalls kann es keinem Zweifel unterliegen, dass alle Textvarianten von HBV 49/25 ihren Ursprung in dem gleichen *Blauen Heft* haben, das 1933 aus Friedrich Fontanes Obhut in den Besitz von Petersen übergegangen war und durch Kunischs Vermittlung seit 1985 in der Staatsbibliothek zu Berlin liegt.

Wieso die zwei Überlieferungsstränge aus gemeinsamer Wurzel so lange nebeneinander haben existieren können, ist schwer erklärlich, zumal die Fassung B, die von Petersen nur zur Erläuterung eines Schreibens an Lepel herangezogen worden war, seit Reuters Sammlung *Von Dreißig bis Achtzig* zum Korpus der Fontaneschen Korrespondenz gehört, statt im Anmerkungsteil des *Freundschaftsbriefwechsels* versteckt zu sein. Dass der ausgefertigte und abgesandte Brief selber noch existiert und nach mehr als anderthalb Jahrhunderten wieder auftauchen könnte, ist auszuschließen. Warum hätte der Empfänger die Absage aufbewahren und mit nach Amerika nehmen sollen? Wenn die Hanser-Ausgabe gleichwohl suggeriert, dass ihrem Abdruck das Originalschreiben zugrundeliegt, so ist dies einzig auf editorische Nachlässigkeit zurückzuführen. Das gilt auch für die vorangestellte Ortsangabe »Berlin«. Obwohl faktisch sicher zutreffend, handelt es sich doch um einen willkürlichen Zusatz der Herausgeber, der in seiner Wirkung den Eindruck verstärkt, als sei der Briefftext als solcher gesichert.

Was nun, zweitens, die Datierungsfrage angeht, liefert die Platzierung des Entwurfs innerhalb des Stuart-Konvoluts den entscheidenden Anhaltspunkt. Die Seiten 1 bis 18 enthalten die Eingangsszene des Dramas in der Endfassung, einen Entwurf zu Szene 2 sowie – in Prosa – Charakteristiken der Hauptpersonen. Auf Seite 25 bis 28 folgt, vermutlich als Gedächtnisstütze für die dichterische Ausarbeitung, eine Liste der historischen

Auf der folgenden Doppelseite: Theodor Fontane, Briefentwurf. HBV 49/25. Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz – Nachl. 191 (Th. Fontane), Nr. III, 4. c, S. 21 und 22

Anlagepunkte gegen Graf Strafford, den engsten Berater Karls I. am Vorabend des englischen Bürgerkriegs. Den freigeblichenen Raum zwischen beiden Blöcken (Seite 19 bis 24) hat Fontane nachträglich mit Konzepten zu zwei Briefen gefüllt, nämlich mit HBV 49/25 sowie einem Schreiben an den Stuttgarter Redakteur Gustav Schwab.

Letzteres, das mit Datum vom 19. Oktober 1849 auch als Empfängerexemplar überliefert ist (HBV 49/20), liegt in vier, voneinander z. T. stark abweichenden Entwürfen vor. Zwischen Entwurf II und III findet sich, beginnend S. 21 Mitte bis S. 22 unten, Fontanes Absage an das Auswanderungsprojekt. Da nun Entwurf III des Briefes an Schwab die unmittelbare Vorlage für das tatsächlich ausgefertigte Schreiben bildet, wäre HBV 49/25 an sich früher anzusetzen, also vor Mitte Oktober 1849. Es spricht jedoch einiges dafür, dass die Texte nicht in der Reihenfolge niedergeschrieben wurden, wie sie auf dem Papier stehen. Entwurf II an Schwab endet S. 21 Mitte mit einer vollständigen Schlussformel einschließlich Unterschrift, gefolgt von einer abschließenden Schlangenlinie, während Entwurf III auf S. 23 oben beginnt. Dass die Handschrift von HBV 49/25 auf S. 22 nach unten hin immer kleiner wird, bevor der Text schließlich abbricht, deutet auf eine nachträgliche Eintragung in den unbeschriebenen Zwischenraum. Der Briefentwurf wäre also nicht zuletzt deshalb Fragment geblieben, weil das Blatt voll war. Der 19. Oktober 1849 aber wird so vom terminus ante quem zum terminus post quem.

Auf den nachfolgenden Seiten 29 bis 34 des Stuart-Konvoluts stehen, unterbrochen von Entwürfen zum 2. Akt des Dramas, noch fünf verschiedene Konzepte, oft in mehreren Ansätzen, zu einem weiteren Schreiben an Schwab, dessen Reinschrift vom 18. April 1850 ebenfalls erhalten ist und das vor allem wegen der angehängten ersten Selbstbiographie des Dichters viel Beachtung gefunden hat (HBV 50/9). Des weiteren enthält das Heft etliche Seiten mit Kinderzeichnungen (12 b, c und d) oder beiläufigen Einträgen von Fontanes Hand, wie z. B. S. 27: »Kaufmann Jacobi. d. 23t. April: 1 Hut Zucker, 1 Flasche Syrup«, oder S. 30: »Lampe, Kauffmann & Comp. d. 4ten April. ½ Centner Calmus Wurzel. 2 Centner Soda. 2 lb. Bindfaden.« Da derlei Quantitäten nicht für den Privatverbrauch bestimmt gewesen sein können, ist Kunisch wohl zu Recht davon ausgegangen, dass es sich bei dem *Blauen Heft* um eine zu dichterischen Zwecken umfunktionierte »Apotheken-Liste« handelt.

Was, drittens, den Adressaten des Briefentwurfs betrifft, so hat Fontane die Nachwelt selbst auf die Spur der beiden Kandidaten gelockt. In *Von Zwanzig bis Dreißig* ist, bezogen auf 1841/42, von einer Abendgesellschaft im Hause des Leipziger Verlegers Robert Binder die Rede, dessen Ehefrau ihn bei seinem verspäteten Eintreten kaum beachtet und sich statt dessen ganz auf ihre Gesprächspartner konzentriert habe: »Diese zwei jungen Männer waren typische Westfalen, was ihre Superiorität besiegelte. Der

eine, mit seiner annähernd sechs Fuß hohen Gestalt, vertrat die westfälische Stattlichkeit, während der andre, wie zum Ersatz für die fehlende Stattlichkeit, einen Idealkopf – ähnlich dem Adolf Wilbrandts – zwischen den Schultern trug. Beide, als richtige Cheruskersöhne, führten den Vornamen Hermann, der stattlichere: Hermann Schauenburg, der schönere: Hermann Kriege. Sie gehörten der Leipziger Burschenschaft an. Außer diesen zwei Studenten war noch ein dritter Herr anwesend, ein Herr von Mitte Dreißig, Dr. Georg Günther«, Redakteur der von Binder verlegten Zeitschrift *Die Eisenbahn*, die in der Folge auch etliche Gedichte Fontanes abdrucken sollte.

Wie der Memoirenschreiber weiter erzählt, sei er während seines Militärjahres 1844 bei einem Besuch Günthers in Berlin noch einmal mit ihm zusammengetroffen (»Wir gingen ins Theater und kneipten bis in die Nacht hinein«). Eher beiläufig und unter Vorbehalt (»wenn ich nicht irre«) wird auch seine Mitgliedschaft im Frankfurter Parlament erwähnt und über den Grund seiner späteren Auswanderung nach Amerika spekuliert (»die Maikämpfe in Dresden mochten ihm den Boden unter den Füßen etwas zu heiß gemacht haben«). Jahrzehnte später will Fontane dann »ein Postpaket« aus Charlottenburg erhalten haben, »eigentlich bloß einen großen Brief, und als ich ihn öffnete, waren es drei, vier längere Gedichte, die ich Anno 1841 oder 42 an Günther zum Abdruck in einem seiner Blätter geschickt hatte. Zu diesem Abdruck war es nicht gekommen, und schließlich waren die Gedichte mit nach Amerika hinübergewandert. Da hatt' ich sie nun wieder. Daneben lag ein Kartenbillet, auf dem ich von meinem alten Freunde Günther begrüßt und nach Westend hinaus – wo er bei seinem Stiefsohn, einem wohlhabenden Kaufmann, wohnte – eingeladen wurde. Natürlich kam ich der Einladung nach und verbrachte draußen einen angenehmen und sehr interessanten Abend. Aber freilich, alles war wie verschleiert. Er suchte zu lächeln, ohne dass es ihm so recht gelang; er war ein gebrochener Mann. Und nicht allzu lange mehr, so wurde mir denn auch Mitteilung, dass er gestorben sei.«¹⁵

Ergänzend zu dieser Jahrzehnte nach den Ereignissen niedergeschriebenen Darstellung lässt sich nur sehr wenig zitieren. Schreiben von und an Günther bzw. Kriege, die es vermutlich gegeben hat, sind nicht erhalten, und ihre Namen werden in Fontanes sonstiger Korrespondenz, soweit sie überliefert ist, nie wieder erwähnt, nachdem der Dichter seinen Leipziger Freund Wilhelm Wolfsohn am 10. November 1847 gebeten hatte, ihm »ausführlichst« mitzuteilen, »was Du über M. Müller, Schauenburg, Krieg, Köhler und andere Kumpane gehört hast«, gefolgt von dem Zusatz: »Wolltest Du zu meinem lieben Georg Günther gehen, und ihm in meinem Namen versichern, dass ich mit unveränderter Liebe und Dankbarkeit an ihm hinge, so würdest Du mir einen rechten Freundschaftsdienst erweisen. Theil' ihm aus meinem Briefe mit, was Du für passend hältst. Schreiben an

ihn kann ich nicht; einestheils ist diese Leidenschaft überhaupt dahin, dann aber zweimal dasselbe, ist fast zu viel verlangt.«¹⁶ Eine Antwort Wolfsohns ist nicht überliefert. Nimmt man hinzu, dass Fontanes Aussagen über Günthers Verwicklung in die Revolution von 1848/49 äußerst vage und, wie noch zu zeigen sein wird, größtenteils unrichtig sind, so lässt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuten, dass es nach der Berliner Begegnung von 1844 keine engeren Kontakte zwischen beiden mehr gegeben hat.

Gleichwohl ist die Fontane-Literatur auf den Spuren der lücken- bzw. fehlerhaften Angaben in *Von Zwanzig bis Dreißig* bis heute durchsetzt mit irrigem Aussagen über Günther wie über Kriege, zumal beide, da auf der Verliererseite der Geschichte stehend, in der Historiographie wenig Beachtung erfahren haben. So findet sich bei Kunisch noch 1983 die Annahme, Kriege sei bereits 1842, und zwar für immer, nach Amerika übergesiedelt, obwohl schon Friedrich Fontane seine vorübergehende Rückkehr 1848 erwähnt und Christa Schultze zudem nachgewiesen hatte, dass seine Auswanderung überhaupt erst im Frühjahr 1845 erfolgt war. Allerdings blieb auch sie weiter dem Irrtum verhaftet, Kriege sei im Mai 1849 »am Dresdner und Badener Aufstand beteiligt« gewesen.¹⁷ Um aber entscheiden zu können, ob einer bzw. wer von beiden als Adressat von HBV 49/25 in Frage kommt, müssen zunächst ihre biographischen Pfade so zuverlässig wie möglich ermittelt werden.

Während für Günther weiterhin jede Vorarbeit fehlt, ist Kriege's Leben und Wirken dank der 2002 publizierte Dissertation von Alfred Wesselmann¹⁸ und einer im Zusammenhang damit entstandenen Edition¹⁹ hinreichend ausgeleuchtet. Ende Juli 1820 in Lienen bei Warendorf geboren und somit gut ein halbes Jahr jünger als Fontane, war der Kaufmannssohn Hermann Kriege im Herbst 1840 zum Studium der Medizin nach Leipzig gekommen und dort burschenschaftlich aktiv geworden.²⁰ Zum Sommersemester 1843 an die Universität München übergewechselt, trug ihm der Verdacht politischer Betätigung sogleich eine dreimonatige Untersuchungshaft ein, gefolgt von der Relegation. Nicht mehr Glück hatte er anschließend bei dem Versuch, sich in Berlin zu immatrikulieren, doch gingen die Behörden fehl in der Annahme, das Problem gelöst zu haben, als sie ihn mit der Auflage, erst einmal seiner Militärpflicht nachzukommen, aus der preußischen Hauptstadt auswiesen. Am 1. Oktober 1843 als »Einjähriger« in Bielefeld eingerückt, fand Kriege bald Zugang zum Kreis um das *Westfälische Dampfboot*, eine radikale Monatsschrift unter der Redaktion des Arztes Otto Lüning.²¹ Es unterliegt keinem Zweifel, dass Kriege es war, der den Abdruck von Fontanes Spottgedicht *Berliner Republikaner* im *Dampfboot* vermittelt hat.²² Näheres über ihren Kontakt während dieser Zeit ist nicht bekannt. Allerdings bewog die Nachricht von seiner neuerlichen Inhaftierung im Juli 1844, als beide noch in Uniform steckten,

Fontane zu einem etwas peinlichen Gedicht *An Hermann Kriege*. Jedenfalls kam es ihm so vor, als er fünfzig Jahre später seine Autobiographie schrieb. Zu den Stellen, »die ich doch lieber weglasse«, die aber in einem Manuskript aus der Entstehungszeit überliefert sind, gehörten »forsche Reimzeilen« wie diese:

Sie strebten lang die Flügel dir zu lähmen
Bei Gitterfenster und bei Kerkertor;
Du aber schritt'st, um kühnern Flug zu nehmen,
Aus ihren Höhlen ungebeugt hervor.
Da wuchs ihr Groll; und als aus dreißig Staaten
Man systematisch dich hinausgehetzt,
Zwang man dich in die Jacke des Soldaten,
Die dir das Messer an die Kehle setzt.

Eine Jacke mit Messern hantieren zu lassen, offenbart unstreitig mehr politische Empörung als poetisches Vermögen. Ein bewegendes Zeugnis für die Intensität ihrer Beziehung bildet das »Phrasengedicht« aber dennoch, weshalb folgende Strophe mit leichten Modifikationen Eingang in *Von Zwanzig bis Dreißig* gefunden haben mag, obwohl dem alten Fontane nicht entgangen sein dürfte, wie das quasireligiöse Pathos der Assoziation von Kriegeres Behandlung mit dem Leiden Christi ins Lächerliche umschlägt bei der Vorstellung, dass seine Mittelinquenten, statt neben ihm gekreuzigt zu werden, nur im selben Bett schlafen müssen:

Sie haben dich dem Büttel übergeben,
Ja, deine Ehre schlug man an das Kreuz,
Feig, wie sie sind – blieb dir das nackte Leben,
Du schleppst es hin, doch keine Freude beut's.
Gestempelt, du, mein Kriege, zum Verbrecher,
Des Seele frei von jedem Makel ist,
Dein Bettgenoß ein Dieb vielleicht, ein Schächer,
Und alles nur, weil du kein Sklave bist.²³

Ende September 1844, bei Ablauf seiner Dienstzeit, aus dem Gefängnis entlassen, obwohl sich die gerichtliche Untersuchung gegen ihn noch hinzog, bewog die Ankündigung seines Urteilsspruchs Kriege im folgenden Frühjahr zur Flucht aus Preußen. Nach einigen Monaten in England machte er sich, frisch verheiratet, im Spätsommer 1845 auf nach New York, nachdem seine sozialreformerischen Vorträge im Londoner deutschen Arbeiterbildungsverein das Mißfallen von Marx und Engels erregt hatten. Ihr erbostes *Zirkular gegen Kriege*, das ihm »religiöse Tändeleien« und eine »Verwandlung des Kommunismus in Liebesduselei« vorwarf, sabotierte

seine Bemühungen um die Werbung von Anhängern im amerikanischen Einwanderermilieu, und auf die Nachricht vom Ausbruch der europäischen Revolution entschloß er sich daher zur Rückkehr nach Deutschland.²⁴ Nach einer Zwischenstation in Paris traf Kriege Mitte Juni 1848 in Frankfurt am Main ein, wo ihn die Delegierten des gerade tagenden ersten Kongresses deutscher Demokraten in ihren fünfköpfigen Zentralausschuss wählten, der wenig später seinen ständigen Sitz nach Berlin verlegte.

Bald nach Krieges Eintreffen in der preußischen Hauptstadt am 29. Juni muß es zu einer Wiederbegegnung mit Fontane gekommen sein. Dass Lepel seinem Freund im Spätsommer vorwarf, nur noch mit Leuten umzugehen, die seine »auführerischen Überzeugungen immer mehr ... nähren« würden²⁵, spricht ebenso dafür wie die Tatsache, dass offen politische Publikationen des Dichters erst jetzt einsetzen, in einem vergleichsweise fortgeschrittenen Stadium der Berliner Bewegung also. Zudem fungierte die *Zeitungshalle*, wo seine Beiträge erschienen, gleichzeitig als Organ des demokratischen Zentralausschusses. Als Fontane am 31. August mit *Preußens Zukunft* debütierte²⁶, war Kriege freilich schon seit einigen Tagen unterwegs auf Reisen durch Nordwestdeutschland, um Anhänger und vor allem Geldmittel zu mobilisieren. Erst Anfang Oktober kehrte er nach Berlin zurück. Dass der Dichter damals gerade seine Stelle in Bethanien angetreten hatte, hinderte ihn nicht, weiter Anteil an Krieges Bestrebungen zu nehmen, der nunmehr ganz von der Vorbereitung eines Zweiten Kongresses deutscher Demokraten in Anspruch genommen war. Er habe den Organisatoren eine Schlafgelegenheit bei sich im Diakonissenhaus angeboten, heißt es in *Von Zwanzig bis Dreißig*²⁷, sich aber nach Möglichkeit Ferdinand Freiligrath als Gast ausbedungen; eine aparte Spielart dessen, was Fontane rückblickend als sein jugendliches »Interesse für Politik und Poeterei, ganz besonders aber für eine Verschmelzung beider« bezeichnet hat.²⁸ Freiligrath kam freilich gar nicht erst nach Berlin, und Kriege sollte marginalisiert und desillusioniert zurückbleiben, als der am 26. Oktober eröffnete Kongress nach fünf Tagen in tumultuösem Durcheinander endete.²⁹

Eine Woche später – der preußische Staatsstreich lag bereits in der Luft – brachte die *Zeitungshalle* am 7. November Fontanes letzte Einsendung *Einheit oder Freiheit*.³⁰ Am 13. November mußte das Blatt dann sein Erscheinen bis auf weiteres einstellen³¹, nachdem der Bildung der Regierung Brandenburg-Manteuffel am 9. November die Vertagung bzw. Verlegung der Preußischen Nationalversammlung nach Brandenburg gefolgt war und einen Tag darauf die militärische Besetzung Berlins durch Wrangels Truppen. Am 21. November wurde Kriege seine abermalige Ausweisung eröffnet, woraufhin er resigniert in sein münsterländisches Elternhaus zurückkehrte.

In Anbetracht ihrer 1848 erneuerten Bekanntschaft wäre Kriege als Absender einer Einladung zur gemeinsamen Auswanderung leicht vorstellbar. Auch passt der von Fontane als Zitat aus einem früheren Schreiben an Max Müller gekennzeichnete Anfangssatz von HBV 49/25 gut auf die Zeit seiner Inhaftierung im Sommer 1844. Da sich Müller zwischen April 1844 und Frühjahr 1845 in Berlin aufgehalten und engen Kontakt mit Fontane gepflegt hatte, könnte der Dichter besagten Brief damals leicht zu Gesicht bekommen haben.³² Allerdings ist in der entsprechenden Passage des Entwurfs kräftig herunkorrigiert worden, weshalb den Anführungszeichen wohl nicht allzuviel Gewicht beizumessen sein dürfte.

Kaum vorstellbar ist jedoch, dass Fontane Kriege gesiezt hat, wie es der Absagebrief tut. Das »Du« in den oben angeführten Versen könnte zwar noch als poetische Lizenz abgetan werden, aber die erhaltenen Briefe des Dichters an Krieages besten Freund Hermann Schauenburg verwenden durchgehend die vertrauliche Anredeform.³³ Da alle drei gleichaltrig waren und miteinander eng verbunden, steht zu vermuten, dass sich Fontane, wie wohl überhaupt mit allen Angehörigen des *Herwegh-Clubs*, auch mit Kriege geduzt hat.³⁴

Was letzteren aber definitiv als Adressaten von HBV 49/25 ausschließt, ist der Zeitpunkt seiner zweiten Emigration Ende April 1849. Ohne noch den Ausgang der Reichsverfassungskampagne abzuwarten, die den Höhepunkt und zugleich die endgültige Niederlage der revolutionären Demokratie markieren sollte, reiste er zusammen mit Frau und Tochter zunächst nach London und einige Wochen darauf weiter in Richtung New York, wo sie am 7. Juni 1849 eintrafen. In den Vereinigten Staaten sein Glück zu finden, blieb ihm freilich auch im zweiten Anlauf versagt. Nach Chicago verschlagen, wo er eine Anstellung als Journalist gefunden hatte, zeigten sich bald Symptome einer schweren geistigen Erkrankung, die im Frühjahr 1850 zu seiner Unterbringung im *Bloomingtondale Asylum for the Insane* führten. Dort ist Hermann Kriege am Sylvesterabend des gleichen Jahres gestorben.³⁵

Wäre HBV 49/25 für Kriege gedacht gewesen, hätte der Brief spätestens Mitte April 1849 abgesandt werden müssen, denn aus dem Text geht eindeutig hervor, dass sich der Adressat zum Zeitpunkt der Abfassung noch in Deutschland aufhielt (»Sie nehmen unsre vollste Theilnahme mit in Ihre neue Heimath«; »Meine besten Wünsche geleiten Sie übers Meer«). So hat es auch Fontanes Witwe gesehen, als sie den Nachlaß ihres Mannes ordnete. Eine auf der Umschlaginnenseite des *Blauen Heftes* eingeklebte Inhaltsübersicht in ihrer Handschrift verwendet das Partizip Präsens (»Brief an einen auswandernden Freund«) und nicht das Perfekt (an einen ausgewanderten Freund), »mit der Erklärung, daß und weshalb der Schreiber seiner Aufforderung sich anzuschließen, nicht folgen könne.«

Eine Datierung von HBV 49/25 auf das Frühjahr 1849 ist aber nicht nur unvereinbar mit der Platzierung des Autographs im Stuart-Konvolut. Auch inhaltlich ergeben sich Widersprüche, wäre doch Fontanes Antwort auf eine entsprechende Einladung zu diesem Zeitpunkt positiv ausgefallen. Die Lepel gegenüber am 14. Mai geäußerte Absicht, »in spätestens 8 Wochen ... auf dem Wege nach New York zu sein«, lässt keinen anderen Schluß zu, als dass der Absagebrief deutlich später konzipiert wurde. Dessen Versicherung, »noch vor wenigen Monaten« wäre er »mit Leib und Seele dabei« gewesen, liefert eine weitere Bestätigung.

Zweifellos ist daher die zuerst von Petersen aufgestellte Kriege-Hypothese, der Reuter und Kunisch ohne weitere Begründung gefolgt sind, unhaltbar, was jedoch keineswegs bedeutet, dass Günther als Adressat feststeht, wie nunmehr gezeigt werden soll. Was zunächst die Anredeform betrifft, so ist es zwar mehr als wahrscheinlich, dass Fontane den elf Jahre älteren und aus seiner Sicht etablierten (wenn auch wirtschaftlich keineswegs solide gestellten) Redakteur gesiezt hat. Darauf deutet auch eine in *Von Zwanzig bis Dreißig* überlieferte Äußerung Günthers dem Dichter gegenüber hin: »Schade, dass Sie so sehr *Nihilist* sind, nicht ein russischer, sondern ein recht eigentlicher, will also sagen einer, der gar nichts weiß.«³⁶ Was ihren Umgangston angeht, dürfte Fontane seine Erinnerung kaum getäuscht haben, obwohl der Satz im übrigen so nicht gefallen sein kann. Von Nihilisten, und schon gar von russischen, sprach 1844 nämlich noch niemand. Erst im Gefolge von Turgenjews *Roman Väter und Söhne* aus dem Jahre 1861 sollte der Begriff in Umlauf kommen, und seine terroristische Aufladung noch viel später.

Dass dennoch die Vermutung, Günther sei möglicherweise der Adressat von HBV 49/25 gewesen, peu à peu zur Tatsache mutiert ist, zeugt von einem allzu leichtfertigen Umgang der Fontane-Philologie mit chronologischen Gegebenheiten, wie ihn exemplarisch die Kommentierung des Schreibens vom 14. Mai 1849 in Gabriele Radeckes Neuausgabe des Lepel-Briefwechsels aus dem Jahre 2006 demonstriert. »Fontanes Auswanderungspläne hingen wohl mit August Fontanes bevorstehender Reise nach Amerika zusammen«, heißt es dort fast wortgleich mit dem Text bei Petersen, nur dass Krieges Name stillschweigend durch den Günthers ersetzt worden ist:

»Außerdem war der Redakteur der *Eisenbahn*, Georg Günther (1808–1872), im Begriff in die Vereinigten Staaten zu gehen, und hatte um Gleichgesinnte geworben. Fontanes Vorhaben zerschlug sich aber, weil er »die deutsche Kunst« liebte und keine »Bande zerreißen« wollte; vgl. den Entwurf eines Briefes an Günther.«³⁷

Nicht nur die Adressierung an Günther wird also hier als Fakt gehandelt, sondern auch, dass dieser 1849 Redakteur der *Eisenbahn* war und Mitte Mai »im Begriff« stand auszuwandern, nachdem er zuvor »um Gleich-

gesinnte geworben« hatte. Selbst abgesehen davon, dass diese Annahmen, wie noch zu belegen sein wird, ausnahmslos irrig sind, verstrickt sich dieser Kommentar in heillose Widersprüche. Je nachdem, von welcher Datierung des Briefentwurfs Radecke ausgeht, müßte Fontane entweder mehr oder minder gleichzeitig Lepel seine Emigration angekündigt und Günther abgesagt haben, oder er hätte sich, auf die Gefahr hin, den Adressaten gar nicht mehr in Deutschland anzutreffen, mit seiner Antwort ein halbes Jahr Zeit gelassen. Beides ist jedoch gleichermaßen widersinnig, und überdies sind Günthers Aktivitäten gut genug dokumentiert, um ihn als Versender von Einladungen zur Auswanderung, sei es im Mai oder im November 1849, ausschließen zu können. Ob sein Verhältnis zu Fontane damals überhaupt noch eng genug war, um ihn in dieser Sache anzuschreiben, braucht insofern gar nicht erst erörtert zu werden.

Der aus dem sächsischen Penig gebürtige Günther hatte Theologie und Philosophie studiert, und da er von ersterer nicht leben wollte und von letzterer nicht leben konnte, war er Journalist geworden. Seit 1834 für die *Leipziger Allgemeine Zeitung* tätig, nötigte ihn seine rasch wachsende Familie, unentwegt auch anderweitig zu publizieren und, bei zunehmend oppositioneller Tendenz, Zeitschriften zu redigieren. Die ephemere Verbindung mit der *Eisenbahn* – er hatte das Blatt im Juli 1841 übernommen, aber schon zu Jahresende wieder abgegeben³⁸ – lag bei Ausbruch der Revolution lange zurück. Seine Nachfolge in der Redaktion war übrigens Anfang 1842 niemand anders als Fontane angeboten worden, der sich jedoch, vorsichtig wie er war, zu diesem Zeitpunkt noch dagegen entschied, seinen Brotberuf für eine risikoreiche Journalistenexistenz aufzugeben.³⁹

Günther jedenfalls betreute fortan die im Verlag seines Schwagers Robert Blum erscheinenden *Sächsischen Vaterlandsblätter*, das wichtigste Oppositionsorgan im vormärzlichen Sachsen. Das wiederum erklärt 1848 seine Wahl zum Abgeordneten für Glauchau in die Deutsche Nationalversammlung, wo er sich der Fraktion Donnersberg auf der äußersten Linken anschloß.⁴⁰ Bedeutenden Einfluß verschaffte ihm vor allem die Mitarbeit an der *Deutschen Reichstagszeitung*, in deren Spalten die Linke ihre Gegner rechts und in der Mitte sowie die Minister sehr viel effektiver angreifen konnte, und mit größerem Widerhall im Lande, als in der Paulskirche selbst. Nachdem ihr Herausgeber Blum unter Missachtung seiner parlamentarischen Immunität am 9. November in Wien standrechtlich erschossen worden war, führte Günther die Redaktion allein weiter.⁴¹

Eine Reichsverfassung mit preußischem Erbkaisertum, wie sie Ende Februar 1849 von der gemäßigt-liberalen Parlamentsmehrheit verabschiedet wurde, hatten großdeutsche Republikaner wie er bis zuletzt bekämpft. Als deren Einführung dann aber an der Ablehnung der Krone durch Friedrich Wilhelm IV. zu scheitern drohte, obwohl neben der Nationalversammlung auch 28 (zumeist kleinere) deutsche Bundesstaaten sie formell

ratifiziert hatten, stellte sich die Linke zögernd an die Spitze einer quer durch Deutschland aufkommenden Volksbewegung, die das Werk der Paulskirche durch Druck von unten doch noch durchzusetzen suchte. Gewaltsam zum Ausbruch kamen die Spannungen zuerst in Dresden, als das Ministerium, zerrieben zwischen dem Widerstand des Königshauses gegen die Reichsverfassung und dem Drängen des Landes auf ihre Anerkennung, am 3. Mai zurücktrat und der Hof sich auf den Königstein zurückzog. Ein kryptorepublikanisches Triumvirat formierte sich als Provisorische Regierung, deren Wirken eine militärische Intervention Preußens indes ein schnelles Ende bereitete. Am 10. Mai stand in Berlin in allen Zeitungen zu lesen, dass die sächsische Hauptstadt gesäubert sei und Hunderte von Aufständischen tot waren. Ausweislich der Sitzungsprotokolle hatte Günther allerdings die ganze Zeit über den Verhandlungen der Frankfurter Nationalversammlung beigewohnt, weshalb keine Rede sein kann von einem Zusammenhang zwischen seiner Auswanderung und dem Dresdner Maiaufstand, wie ihn *Von Zwanzig bis Dreißig* suggeriert und die Fontaneliteratur seither als gegeben tradiert.⁴²

Der Dichter nahm übrigens, soweit zu sehen, erstaunlich wenig Anteil an der radikalen Schlußphase der deutschen Revolution, obwohl selbst Preußen, wo die Reaktion schon seit dem Staatsstreich vom November 1848 am Ruder war, noch einmal in Bewegung geriet. Als die erst zu Jahresbeginn 1849 gewählte Zweite Kammer Ende April aufgelöst wurde, weil sie sich für die Anerkennung der Reichsverfassung ausgesprochen hatte, brachen landesweit Unruhen aus, die in Breslau am 7. Mai ein Dutzend Tote forderten. Dessen ungeachtet war die Stimmung eher heiter, als sich die Berliner Amateurdichter eine Woche später im *Tunnel über der Spree* trafen. »Protokolle und Verse gab es nicht, so wurde denn politisirt«, hielt Fontane fest und berichtete Lepel von Witzeleien mit George Hesekiel über die Kämpfe in Dresden. Auch für die andauernde Meuterei der Landwehr im Wuppertal habe dieser als Mitarbeiter der *Kreuzzeitung* und bekennender Reaktionär wenig Verständnis gezeigt: »Aus Elberfeld lauteten seine Nachrichten dahin: die Türkischroth-Färber sind noch im Aufstand, doch beabsichtigt man sie, mit Hülfe von Kartätschen, in ihrer eignen Farbe zu färben. Schön! sagt er.« Eine gewisse Distanz zu Hesekiels Ansichten lässt sich aus dem Nachsatz zwar herauslesen, ein sonderliches Engagement für die deutschlandweite Bewegung aber nicht, und seine Auswanderungspläne motiviert Fontane im nächsten Absatz ausdrücklich nur mit ökonomischen Gründen.⁴³

Am gleichen 14. Mai 1849 aber, als Fontane in Berlin frohgemut in *Tunnel*-Klatsch und Emigrationsplänen schwelgte und Günther mit seinen Kollegen in der Frankfurter Paulskirche das Wohl von Volk und Vaterland beriet, trieb die Entwicklung in Karlsruhe dem Höhepunkt zu. Von einer Massenversammlung mit weitreichenden Forderungen bedrängt, waren

der Großherzog und seine Minister über Nacht außer Landes geflüchtet, woraufhin der Landesausschuß der Volksvereine eine Provisorische Regierung installierte, deren Befehlsgewalt sogar die badische Armee anerkannte. Das gab der Sache einen ernsteren Anstrich als in Dresden, zumal sich in der Folge auch die bayerische Pfalz der Erhebung für die Reichsverfassung anschloß. Von überall her eilten Sympathisanten an den Oberrhein, um die letzte Bastion der Revolution in Deutschland zu verteidigen, unter ihnen auch Fontanes ehemaliger Regimentskamerad Max Dortu aus Potsdam. Preußens Regierung aber traf Vorbereitungen für eine militärische Intervention im Südwesten.

Während also die Linke das Banner der Reichsverfassung ergriff, die ungeachtet aller Kritik an ihrer monarchisch-moderaten Form letztlich doch ein Ausfluß der Volkssouveränität war, begann die liberale Mitte sich von ihrem eigenen Werk zu distanzieren, das nun dem Aufstand einen Anschein von Legitimität zu verleihen schien. Als erklärten Anhängern einer Vereinbarung mit den deutschen Fürsten blieb ihnen nur die Resignation, nachdem der zum Reichsoberhaupt erkorene König von Preußen seine Kooperation verweigerte. Zahlreiche Abgeordnete der Mehrheitsfraktionen legten daher ihr Mandat nieder oder gaben Abberufungsbefehlen ihrer Regierungen statt, wodurch die in der Paulskirche ausharrende Linke allmählich die Oberhand gewann. Bedroht von österreichischen und preußischen Truppen in der nahegelegenen Bundesfestung Mainz, wohin sich auch der Großherzog von Baden mit seiner Regierung geflüchtet hatte, beschloß die stark geschrumpfte Nationalversammlung am 30. Mai, ihren Sitz nach Stuttgart zu verlegen, im Vertrauen auf den Schutz des liberalen Württemberg, das als einziger größerer Bundesstaat die Reichsverfassung offiziell anerkannt hatte.

Auf Druck der deutschen Großmächte wurde dem Rumpfparlament jedoch nach einer Reihe von Sitzungen die weitere Nutzung des Stuttgarter Landtagsgebäudes verwehrt. Als eine kleine Schar demokratischer Abgeordneter, angeführt von dem Dichter Ludwig Uhland, daraufhin am frühen Nachmittag des 18. Juni 1849 im geschlossenen Zug vor ihrem angemieteten Ausweichquartier, einer Reithalle am Stadtrand, eintrafen, sahen sie sich von Militär konfrontiert und wurden gewaltsam auseinandergedriven, wie Günther bei einer anschließenden Zusammenkunft der verstorbenen Parlamentarier in einem nahegelegenen Hotel zu Protokoll gab:

»Ich war in unmittelbarer Nähe unseres Präsidenten. Sobald er anfang zu sprechen, wurde die Trommel gerührt, so dass die Mannschaft nicht ein Wort verstehen konnte, und zugleich wurde der Kavallerie, die in der Seitenstraße stand, der Befehl erteilt, gegen uns vorzurücken. Sie rückte so schnell vor, dass ein Lancier dicht vor mir war, im Augenblicke, wo wir umkehren wollten, und während ich ihm sagte, ob er einen Vertreter der Nation niederstoßen wolle, bekam ich einen Hieb über den Hut.«

Ganz ähnlich bezeugte der ehemalige Berliner Universitätslehrer und Stadtverordnete Carl Nauwerck, dem wohl auch Fontane am 10. Mai 1848 im Schauspielhaus am Gendarmenmarkt seine Wahlmannsstimme gegeben hatte, »dass schon nach den ersten Worten des Präsidenten: ›Ich erkläre hiermit‹, der Trommelwirbel begann, gerade wie bei den Delinquenten, deren letzte Worte man zu übertäuben sucht. Günther von Leipzig: Ich kann dies nur bestätigen, denn in demselben Augenblicke rief ich: ›Das ist schändlich!«⁴⁴ Das war es in der Tat; es sollte dies aber auch seine letzte Äußerung in der ersten deutschen Nationalversammlung bleiben, denn in Stuttgart fand sich niemand mehr, der den obdachlosen Abgeordneten für eine auf den nächsten Tag anberaumte Sitzung noch Räumlichkeiten überlassen hätte.

Die Hoffnung der sich verzweifelt an ihr Mandat klammernden Volksvertreter, im Schutze der badisch-pfälzischen Erhebung in Karlsruhe oder in Freiburg wieder zusammentreten zu können, sollte sich ebenfalls zerschlagen. Niemand hatte dort viel übrig für die Relikte der Paulskirche; vor allem aber drangen die preußischen Truppen allzu rasch nach Süden vor. Am 10. Juli flohen die zersprengten Reste der Revolutionsarmee über die Schweizer Grenze; die eingeschlossene Festung Rastatt kapitulierte zwei Wochen später. Max Dortu, der auf dem Rückzug in Gefangenschaft geraten war, fiel am 28. Juli als erstes Opfer des nunmehr herrschenden Standrechtsregimes. Vielen gewesenen Abgeordneten blieb unter diesen Umständen nur der Gang ins Exil, da schon die bloße Teilnahme am Rumpfparlament in Preußen als strafbar geahndet wurde. Nauwerck zum Beispiel sollte sein Leben als Zigarrenhändler in Zürich beschliessen. Günther dagegen konnte als sächsischer Staatsbürger unbehelligt nach Frankfurt zurückkehren. Seine *Deutsche Reichstagszeitung*, deren Name und Programm mit dem Untergang der Nationalversammlung sinnlos geworden waren, wurde mit der *Neuen Deutschen Zeitung* verschmolzen, die bis dahin als *Organ der Demokratie* von unten in kritischer Distanz zu den Parlamentsdemokraten gestanden hatte.⁴⁵ Die Leitung des Blattes teilte er sich mit Dr. Lüning und Joseph Weydemeyer, einem früheren preußischen Offizier, der ebenfalls schon am *Westphälischen Dampfboot* beteiligt gewesen war. Im Gegensatz zu ihnen gehörte Günther allerdings nicht dem *Bund der Kommunisten* an. Trotz zunehmender Schikanen der Behörden und fallender Abonnentenzahlen hielten die drei Redakteure noch fast anderthalb Jahre durch.⁴⁶ Schließlich wurden sie, da ohne Heimatrecht in Frankfurt, Mitte Dezember 1850 gerichtlich ausgewiesen, womit der *Neuen Deutschen Zeitung* endgültig die Existenzgrundlage entzogen war.⁴⁷

Nach einigen Wochen in der Schweiz oder in Westfalen⁴⁸ findet sich Günthers Spur in London wieder: »Hier ganzer Schwarm von neuem demokratischen Gesindel«, berichtete Karl Marx am 10. Februar 1851 an Friedrich Engels in Manchester und nannte neben Heinrich Heise aus

Kurhessen auch »Günther aus Frankfurt etc.«⁴⁹ Heise, dem gewesenen Redakteur der Kasseler *Hornisse*, sollte übrigens auch Fontane noch begegnen, als er im April 1852 für einige Tage in der Londoner »Flüchtlingskneipe« von Long Acre abstieg⁵⁰, während sein alter Bekannter aus Leipziger Tagen damals bereits in die Vereinigten Staaten übergesiedelt war. Zuerst in Boston und später in Milwaukee/Wisconsin schlug er sich mehr schlecht als recht mit Journalismus und Homöopathie durch, um 1871 als »gebrochener Mann«, wie es in *Von Zwanzig bis Dreißig* heißt, nach Deutschland zurückzukehren. Wenige Monate später, am 30. Januar 1872, ist Johann Georg Günther gestorben.

Fontanes beiläufige Bemerkung, der Remigrant habe ihm bei ihrer Wiederbegegnung einige Manuskripte von Jugendgedichten zurückgegeben, mag die stillschweigende Vermutung genährt haben, der Originalbrief zu HBV 49/25 könne mit darunter gewesen sein.⁵¹ Unter dieser Voraussetzung wäre nicht nur Günther als Empfänger beglaubigt, sondern zugleich erklärt, wie der Absagebrief wieder in den Besitz seines Absenders kam. So kann es jedoch nach allem, was vorstehend ausgeführt wurde, nicht gewesen sein. Beide Textvarianten gehen vollständig und zweifelsfrei auf den Entwurf im Stuart-Konvolut zurück, und als Initiator einer gemeinsamen Auswanderung kommt Günther für den fraglichen Zeitraum Ende 1849/Anfang 1850 auch nicht in Frage. Sein Entschluß zur Emigration fiel erst, als ihm keine andere Wahl mehr blieb, um die Jahreswende 1850/51. Da nahm übrigens auch Fontanes Leben gerade eine Wende zum Schlechteren. Seit kurzem verheiratet, wurde er überraschend arbeitslos, während seine Frau schwanger war. Von einer Auswanderung nach Amerika war gleichwohl keine Rede mehr.

Wenn Günther also Deutschland noch nicht aufgegeben hatte, als HBV 49/25 konzipiert wurde, während Kriege längst in der Neuen Welt angekommen war, muß das Schreiben an jemand anders gerichtet gewesen sein. An erster Stelle in Betracht käme natürlich ein Angehöriger des Leipziger Kreises von 1841/42, da der Betreffende auch mit Max Müller in Kontakt gestanden haben muß, was allerdings auf gemeinsame Bekannte aus ihrer Berliner Zeit 1844/45 gleichermaßen zutreffen würde. Über Namen soll hier jedoch nicht spekuliert werden, auch nicht darüber, ob sich der Aufruf speziell an Fontane und Emilie richtete oder allgemein an eine Gruppe von Gesinnungsgenossen, was sprachlich beides möglich wäre (»Sie fordern uns auf ...«; »Was mich angeht ...«). Jedenfalls stand der Angesprochene kurz vor der Ausreise nach Amerika, und da, wie gesagt, kaum damit zu rechnen ist, dass er Fontanes Absageschreiben mitgenommen hat und seine Nachfahren es aufbewahrt haben, wird sich auch nicht mehr klären lassen, wer er war, was genau in der Reinschrift stand und wann sie abgeschickt wurde. Neue Quellenfunde sind zwar nie auszuschließen, aber bis auf weiteres sollte HBV 49/25 als vermutlich Ende 1849/Anfang 1850

niedergeschriebener Entwurf eines Briefes an einen unbekanntem Empfänger klassifiziert werden.

Warum aber darf, wenn die Frage nach Wortlaut, Datum und Adressat nicht mit Gewissheit zu klären ist, HBV 49/25 gleichwohl als Schlüsseldokument für Fontanes politische Einstellung am Ausgang der Revolution von 1848/49 gelten? Zunächst einmal zeigt schon die Tatsache, dass der Dichter an dem Entwurf gewissenhaft herumgefeilt hat, wie ernst er die Anfrage und ihren Absender genommen hat. Alltägliche Briefe wurden gleich in Reinschrift abgefaßt. Das Thema Emigration muß ihn demnach ähnlich intensiv beschäftigt haben wie sein Vorhaben, sich beim Cottaschen *Literaturblatt* einzuführen, um das es in den anderen Konzepten im Stuart-Konvolut geht. Die inhaltlichen Bezüge namentlich zwischen dem ersten Schreiben an Schwab und der Absage an die Einladung zur Auswanderung ist denn auch nicht zu übersehen. Noch aufschlußreicher ist aber der Kontrast zu dem 1929 aus Fontanes Nachlaß veröffentlichten *Lied eines Ausgewanderten*. Imaginiert wird darin das Selbstgespräch eines politischen Emigranten in Amerika, der sich, ausruhend vom Ringen um sein tägliches Brot, nach vertrauten Klängen sehnt und wehmütig seiner Freunde in Deutschland gedenkt:

Ich bin von alledem geschieden,
 Was meinem Herzen lieb und wert,
 Und meiner Seele Ruh und Frieden
 Wohl nimmer, nimmer wiederkehrt.
 Und doch, ich gebe meine Wunden
 Nicht um der Heimat Glück dahin; –
 Das Kleinod hab ich *hier* gefunden,
 Um das ich *dort* geschieden bin.
 Und wie mein Herz von dannen trachtet,
 Und nach der Heimat süßem Glück,
 Nach Freundschaft und nach Liebe schmachtet; –
 Die *Freiheit* hält mich doch zurück.

Zwar kann dem Dichter, anders als Friedrich Fontane vermutete, nicht Kriege vor Augen gestanden haben, als er diese Verse schrieb – sie gehören nämlich zu den gesammelten *Gedichten eines Berliner Taugenichts*, die bereits Ende Mai 1842 dem Verlag von Julius Froebel in Zürich angeboten worden waren⁵², also drei Jahre vor der ersten Auswanderung des schönen der beiden Westfalen. Wichtiger ist jedoch, dass Fontane hier zum erstenmal die Trias von deutscher Kultur, materieller Existenz und politischer Freiheit thematisiert, auf die er, mit anderer Gewichtung, in HBV 49/25 zurückgreift. Hatte sein vormärzlicher Protagonist noch emphatisch den Vorrang der Freiheit proklamiert, so sehr ihm auch der Kampf um das

tägliche Brot und die kulturelle Entfremdung zu schaffen machten, erklärt der nachmärzliche Briefschreiber kategorisch, seine Verwurzelung in der deutschen Kultur allenfalls für einen gesicherten Lebensunterhalt aufgeben zu wollen, für die bloße Aussicht auf politische Freiheit aber nicht mehr.

Es waren ökonomische Gründe, weshalb Fontane im Frühsommer 1849 auswandern wollte. »Der Hang nach einem eignen Herde, nach Leid und Freud des Familienlebens, ist es was mich über den Ocean treibt«, so hatte er an Lepel geschrieben, als sich das Ende seiner Anstellung in Bethanien abzeichnete.⁵³ Und nachdem seine Subsistenz mit Übernahme der Korrespondenzen für die *Dresdner Zeitung* garantiert war, wird in HBV 49/25 rückblickend abermals versichert: »Der Hunger nach Brod, nicht nach Freiheit stand auf dem Punkt mich über den Ocean zu treiben.« Um heiraten zu können und eine Familie zu begründen, reichten Fontanes unregelmäßige Einkünfte zwar immer noch nicht aus. Wohl aber sicherten sie jene kulturelle Verhaftung, die er zum Dichten brauchte und wie sie ihm Amerika mit all seiner Freiheit nicht bieten konnte. Eine eindeutiger und kompromißlosere Stellungnahme ist kaum vorstellbar.

Was HBV 49/25 mit seinen verschiedenen Textschichten zum Schlüsseldokument für Fontanes politische Einstellung am Ausgang der Revolution von 1848/49 macht, ist mithin die einzigartige Gelegenheit, dem Dichter bei der Selbstverständigung über die Schulter schauen zu können. Der Briefentwurf verbindet ein klares Bekenntnis zu politischen Idealen mit einer ebenso klaren Absage an politisches Engagement. Seine zeitweilige Neigung, die Poesie à la Herwegh in den Dienst der Partei zu stellen, hatte Fontane schon im Vormärz überwunden, und wenn er sich rückblickend für 1848 auch einen leichten Rückfall bestätigte, so machte die anfängliche Revolutionsbegeisterung doch bald wieder Platz für eine differenzierte Abwägung der Ansprüche von Politik und Kunst. In seiner Entscheidung für letztere ist sich der Dichter in der Folge unwandelbar treu geblieben, ohne deshalb je das Interesse an politischen Fragen zu verlieren. Man kann darin Eskapismus sehen, Resignation oder auch Selbsttäuschung, und dies alles als typisch für ihn, seine Generation, seine Klasse oder gar seine Nation ausgeben. Fontanes Verhalten lässt sich aber auch als Realismus verstehen, als politischer Realismus im Vorgriff auf den literarischen. Fest steht jedenfalls: Was den Dichter am Ausgang der Revolution von 1848/49 charakterisiert, war nicht die Option für eine andere Politik und schon gar nicht für Politik anderswo, sondern eine unumwundene Relegation von Politik zur Nebensache eigenen Lebens und Strebens. Keine nebulös konzipierte »konservativ-reaktionäre Wende« ist zu verzeichnen, sondern Fontanes neu bekräftigte Entscheidung für den Primat der Poesie.

Anmerkungen

- 1 HBV, S. 9, Nr. 49/25.
- 2 Theodor-Fontane-Archiv, Da 7.
- 3 *Fontane und der Plan, nach Amerika auszuwandern*. In: *Vossische Zeitung* 8. Sept. 1925.
- 4 Friedrich Fontane und Hermann Fricke, *Briefe an die Freunde*. Letzte Auslese, Berlin o.D. (1943), S. 30 f. Als Vorlage diente eine orthographisch modernisierte Abschrift des Friedrich Fontaneschen Typoskripts; ebenfalls überliefert in FAP, Da 7.
- 5 Julius Petersen (Hrsg.): *Theodor Fontane und Bernhard von Lepel. Ein Freundschafts-Briefwechsel*. Bd. 1, München 1940, S. 436.
- 6 Theodor Fontane: *Von Dreißig bis Achtzig. Sein Leben in seinen Briefen*. Hrsg. von Hans-Heinrich Reuter. Leipzig 1959, S. 51 f.
- 7 Wie Anm. 3.
- 8 *Fontanes Briefe in zwei Bänden*. Ausgew. und erl. von Gotthard Erler, Berlin u. Weimar 1968, S. ix.
- 9 *Ebd.*, S. 37 f. bzw. S. 477; 2. Aufl. 1980, S. 36 f. bzw. 470.
- 10 HFA *Briefe* Bd. 1, S. 99.
- 11 HFA *Briefe* Bd. 5. Register und Kommentar, 2. Teilband: Kommentar. München 1994, S. 51.
- 12 Hermann Kunisch: *Julius Petersens Fontane-Nachlaß. Bericht und Edition*. In: *Jahrbuch Preußischer Kulturbesitz* 20 (1983), S. 267–325, hier S. 284 f.
- 13 Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz Berlin, Haus II, Nachlaß 191 (Th. Fontane), III. 4.c (Stuart-Konvolut), S. 21 f.
- 14 *Freundschaftsbriefwechsel* (wie Anm. 5), Bd. 1, S. 435 f.
- 15 NFA 15, S. 85–8.
- 16 HFA *Briefe* Bd. 1, S. 39.
- 17 Christa Schultze: *Fontane und Wolfsohn. Unbekannte Materialien*, in: *Fontane-Blätter* 3 (1970), S. 151–71, hier S. 165.
- 18 Alfred Wesselmann: *Burschenschafter, Revolutionär, Demokrat. Hermann Kriege und die Freiheitsbewegung 1840 – 1850*. Osnabrück 2002.
- 19 Heinrich Schlüter und Alfred Wesselmann (Hrsg.): *Hermann Kriege. Dokumentation einer Wandlung vom Burschenschafter und Revolutionär zum Demokraten*. 2 Bde. Osnabrück 2002.
- 20 Wenig ergiebig ist der Aufsatz von Martin Asholt: *Fontane und seine ostwestfälischen Freunde in Leipzig. Hermann Kriege und Hermann Schauenburg in den Jahren 1841 und 1842*. In: *Ravensberger Blätter* 44 (1984), S. 16–20.
- 21 Zu Lünings Biographie (mit Verweisen auf weitere Literatur) vgl. zuletzt: Horst Walter Blanke (Hrsg.): *»Jede Umwälzung trägt den Charakter ihrer Zeit«: Ostwestfalen-Lippe 1848/49*. Bielefeld 1999, S. 93–120.
- 22 Christa Schultze: *Ein unbekannter Druck von Fontanes »Berliner Republikaner« aus dem Jahre 1844*. In: *Fontane-Blätter* 16 (1973), S. 589–592.
- 23 Hier zit. nach: GBA *Gedichte*, Bd. 2, S. 123 f. bzw. S. 352 f.

- 24 Abdruck in: Karl Marx/Friedrich Engels, *Werke*. Bd. 4, Berlin (O) 1967, S. 3–17.
- 25 Brief vom 22. Sept. 1848; zit nach: *Freundschaftsbriefwechsel* (wie Anm. 5), Bd. 1, S. 113.
- 26 NFA 19, S. 45 f.
- 27 NFA 15, S. 371 f.
- 28 Diese Formel verwendete Fontane in einem Selbstporträt von 1874; zit nach: AFA, *Autobiographische Schriften* Bd. III/1, Berlin und Weimar 1982, S. 430.
- 29 Zum einzelnen unersetzt: Gustav Lueders, *Die demokratische Bewegung in Berlin im Oktober 1848*. Berlin und Leipzig 1909.
- 30 NFA 19, S. 49–52.
- 31 Nur zwei Tage nach dem Verfassungstrokoi vom 5. Dezember 1848 wiederbelebt, mußte die *Zeitungshalle* binnen einer Woche nach Eberswalde ausweichen, bevor sie im März 1849 endgültig unterging; Oliver Michalsky: *Zur Geschichte der kleinbürgerlich-demokratischen Zeitung »Berliner Zeitungshalle« in Vormärz und Revolution*. In: *Theorie und Praxis des sozialistischen Journalismus* 16 (1988), S. 273–278 u. S. 339–345.
- 32 Charlotte Jolles: *Friedrich Max Müller und Theodor Fontane. Begegnung zweier Lebenswege*. In: *Fontane-Blätter* 31 (1980), S. 554–572.
- 33 Christa Schultze: *Fontanes Beziehung zu Hermann Schauenburg*. In: *Fontane Blätter* 29 (1979), S. 428–438.
- 34 Max Müller hat Fontane 1842 allerdings noch gesiezt; vgl. Christa Schultze: *Fontane und Wolfsohn. Unbekannte Materialien*. In: *Fontane-Blätter* 3 (1973), S. 151 ff.
- 35 Nicht zu überzeugen vermag eine fikionalisierende Darstellung von Krieges Leben aus jüngerer Zeit: Georg Bühren: *Das Zirkular. Roman*. Mit einem Nachwort von Walter Gödden. Bielefeld 2009.
- 36 NFA 15, S. 89.
- 37 Theodor Fontane und Bernhard von Lepel: *Der Briefwechsel*. Kritische Ausgabe. Hrsg. von Gabriele Radecke. Berlin u. New York 2006, S. 973.
- 38 Die Redaktionsverhältnisse der *Eisenbahn* lassen sich am besten aus den Leipziger Spitzelberichten für Metternich rekonstruieren. Es heißt dort unter dem 1. Juni 1841: »Buchhändler Binder hat die schlechte »Eisenbahn«, die bis jetzt Chownitz redigiert, gekauft ... in der Hoffnung, seine Freunde würden diese erbärmlichen Blätter durch ihre Namen zieren und »aus Freundschaft« (für ein Bagatell) emporbringen. Alles seiner liberalen Phrasen wegen.« 5. Juli 1841: »Günther redigiert nun auch »Die Eisenbahn«. Haupttendenz dieses Blattes ist: den König von Preußen und den Minister von Rochow lächerlich und verhasst zu machen.« 6. Jan. 1942: »Günther hat die Redaktion der »Eisenbahn« wieder abgegeben und Buchhändler Binder will sie nun selbst redigieren. Der entschieden liberale Geist soll bleiben.« Zit. nach: Karl Glossy: *Literarische Geheimerichte aus dem Vormärz*. Wien 1912, S. 214, 219 bzw. 241. Günthers gelegentliche Mitarbeit an der *Eisenbahn* ist aber auch später noch bezeugt; vgl. ebd., S. 154 bzw. 194. Vgl. ferner Wulf Wülfing: *Fontane und die »Eisenbahn«*. *Zu Fontanes literarischen Beziehungen im vormärzlichen Leipzig*. In: *Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit*. Potsdam 1987, S. 40–66; darauf aufbauend auch der Eintrag zur *Eisenbahn* bei Roland Berbig und Bettina

Hartz: *Theodor Fontane im literarischen Leben. Zeitungen und Zeitschriften, Verlage und Vereine*. Berlin und New York 2000, S. 104–108.

39 Vgl. dazu die Einleitung von Christa Schultze zu: *Theodor Fontanes Briefwechsel mit Wilhelm Wolfsohn*, Berlin und Weimar 1980, S. 17–21.

40 Zu Günthers Abgeordnetentätigkeit vgl. Gunther Hildebrandt, *Parlamentsopposition auf Linkskurs. Die kleinbürgerlich-demokratische Fraktion Donnersberg in der Frankfurter Nationalversammlung 1848/49*. Berlin 1975, sowie die Edition: *Opposition in der Paulskirche. Reden, Briefe und Berichte kleinbürgerlich-demokratischer Parlamentarier 1848/49*. Hrsg. u. eingel. von Gunther Hildebrandt, Berlin 1981.

41 Martin Henkel und Rolf Taubert, *Die deutsche Presse 1848 – 1850. Eine Bibliographie*, München etc. 1986, S. 138.

42 Besonders abwegig zuletzt Hubertus Fischer, der eine Zeitungsmeldung vom 27. Juni 1849 über die Auflösung des Rumpfparlaments in Stuttgart (vgl. S. 28 mit Anm. 44) als Beleg für Günthers Beteiligung am Dresdner Aufstand Anfang Mai mißdeutet; Hubertus Fischer: *Fontane, Dresden und die Dresdner Zeitung*. In: *Fontane Blätter* 86 (2008), S. 57 mit Anm. 77.

43 Fontane an Lepel, 14. Mai 1849; zit. nach: *Freundschaftsbriefwechsel* (wie Anm. 5), S. 169.

44 *Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der Deutschen Nationalversammlung*. Bd. 9, S. 6877 f. (236. Sitzung, Montag, 18. Juni 1849). Der deutsch-böhmische Abgeordnete Moritz Hartmann, ein katholisch getaufter Jude und ebenfalls Vertreter der Äußersten Linken, erinnerte sich später an einen württembergischen Offizier, »der einem

Kavalleristen, welcher auf den Abgeordneten Günther einhauen wollte, in den Arm fiel. Der Abgeordnete Günther nämlich, als die Kavallerie heransprengte, warf sich ihr entgegen, riß seine Kleider auf und außer sich rief er den Heransprengenden entgegen: Haut zu!« Moritz Hartmann: *Die letzten Tage des deutschen Parlaments*. In: *Die Gartenlaube* 1863, Nr. 3, S. 43.

45 Henkel/Taubert (wie Anm. 41), S. 173; Karl Obermann: *Joseph Weydemeyer. Ein Lebensbild 1818–1866*. Berlin 1968, S. 177.

46 Vgl. auch den Brief von Johann Nepomuk Demel an Gustav Schreiner, 28. Mai 1850: »Nun zu unseren parlamentarischen Bekannten. ... In Frankfurt ist dermal ... nur noch Günther, ... in ziemlich beschränkten Verhältnissen.« Zit. nach: *Nach der Revolution 1848/49: Verfolgung, Realpolitik, Nationsbildung. Politische Briefe deutscher Liberaler und Demokraten, 1849–1861*, bearb. von Christian Jansen. Düsseldorf 2004, S. 120.

47 Obermann (wie Anm. 45), S. 212 f.

48 Die Angaben variieren; vgl. Obermann (wie Anm. 45), S. 213, bzw. Hildebrandt (wie Anm. 40), S. 264.

49 Zit. nach: Karl Marx/Friedrich Engels: *Briefwechsel Januar bis Dezember 1851* (MEGA 3. Abt., Bd. 4), Berlin 1984, S. 35.

50 Vgl. dazu meinen Beitrag: *Karl Marx und Theodor Fontane zu Gast in August Schärttners Londoner »Flüchtlingskneipe«*. In: *Stadtzeit. 150 Jahre Revolution und Turnbewegung Hanau, 1848–1998*. Hanau 1998, S. 136–40; jetzt auch: Charlotte Reisener, *Fontanes Begegnung mit den kurhessischen Revolutionären in London*. In: *Fontane Blätter* 92 (2011), S. 117–137.

51 Vermutlich hatte Günther die Papiere ohnehin nicht mit nach Amerika genommen, sondern in Leipzig zurückgelassen. In Anbetracht seiner Irrfahrten wäre ihre Erhaltung andernfalls kaum zu erklären. Auch Charlotte Jolles hat, um einen Parallelfall anzuführen, ihre Exzerpte aus den später verlorengegangenen Fontane-Tagebüchern und andere Materialien vor der Emigration 1939 bei Freunden deponiert und sie dort nach Kriegsende wieder abgeholt.

52 GBA *Gedichte*, Bd. 2, S. 275 f.

53 Fontane an Lepel, 14. Mai 1849;
zit. nach: *Freundschaftsbriefwechsel*
(wie Anm. 5), S. 170.

18. ...

19. ...

20. ...

21. ...

22. ...

23. ...

24. ...

25. ...

26. ...

27. ...

28. ...

29. ...

30. ...

Literatur- geschichtliches, Interpretationen, Kontexte

Der Erzengel Michael. Mythologie, religiöse Symbolik und Erzähltechnik bei Theodor Fontane und Alexander Lernet-Holenia

Christine Hehle

Maltravers blieb mitten in der Halle stehen und sah ihnen nach.

Er stand aufrecht, und von rückwärts trat ihn der Engel des Todes an, stellte sich hinter ihn und richtete sich riesengroß auf.

Er war bedeckt mit tausend Augen, und von der Klinge seines Schwertes, wie von einer geschliffenen Hippe, ging ein Blitzen aus.

Ein waagerechter Blitz, als käme er von den Scheiben der Drehtür, durch die Henrikstein und Lola gegangen waren und die noch immer schwang, fuhr durch die Halle, als der Engel, weit ausholend, das Schwert hob. Dann schlug er zu. Es klang sausend wie ein Sensenhieb in nassen Grasschwadern. Maltravers sank zuerst langsam in die Knie, brach dann plötzlich nieder, schlug auf den Boden hin und blieb liegen.

Als die Leute, die ihn hatten stürzen sehen, herbeieilten und ihn aufheben wollten, sahen sie, daß er tot war.

Mit dieser Erscheinung des Todesengels im Foyer eines Hotels am Lido von Venedig, am 31. Mai 1933, endet Alexander Lernet-Holenias 1936 erscheinener Roman *Die Auferstehung des Maltravers*.¹

Georg Graf Fortescue-Maltravers, einer der »letzten adeligen Abenteurer aus dem neunzehnten Jahrhundert« (37), der ein irrlichterndes Leben als Offizier und Reisender, Spieler und Betrüger, Lebemann und Privatphilosoph geführt hat – und unter anderem 1918 versucht haben soll, die Zarenfamilie aus der Gefangenschaft zu befreien² –, ist nach Verbüßung einer Haftstrafe auf dem Gut seines Bruders eines kläglichen Todes gestorben, gegen den er sich bis zuletzt verzweifelt gewehrt hat. Als er, offenbar aus

dem Scheintod, »aufersteht«, schämt er sich dieses Todes und beschließt, »das seltene Glück« zu nutzen, »nochmals sterben zu dürfen« (39). Der Versuch, sein früheres Leben wiederaufzunehmen, scheitert an diesem Entschluss; denn diverse gemeinsam mit alten und neuen Komplizen geplante betrügerische Coups misslingen durch seinen Rückzug im letzten Moment, da er nun plötzlich findet, man müsse jederzeit nicht nur korrekt, sondern vor allem fair handeln. Sein »zweiter« Tod ist denn auch dem ersten ganz entgegengesetzt, ein heroischer Tod, ein Opfer- und Sühnetod. Tödlich verwundet durch die Kugel des eifer- und rachsüchtigen Verfolgers Spadaro, die er mit voller Absicht auf sich selbst gelenkt hat, um seinen Zögling Edgar Henrikstein zu schützen, geht er, ohne sich etwas anmerken lassen, zu diesem und schickt ihn und seine Freundin fort. Sobald sie das Foyer verlassen haben, bricht er zusammen und stirbt.

I Kult und Ikonografie des Erzengels Michael

Die Epiphanie des Todesengels, wie sie hier dargestellt ist, speist sich – von fern, aber keineswegs undeutlich – aus der in der Spätantike herausgebildeten Tradition der Darstellung des Erzengels Michael. Über diese religiöse, kulturelle und ikonografische Tradition werde ich in Abschnitt I meiner Ausführungen einen kurzen historischen Überblick geben, als Grundlage für die in Abschnitt II und III folgende Analyse der literarischen Rezeption der Michael-Figur bei zwei Autoren, die meines Wissens bisher nicht in Verbindung zueinander gebracht wurden, aber in bestimmten Aspekten ihrer Motivwahl und Erzähltechnik interessante Übereinstimmungen aufweisen: Theodor Fontane (1819–1898) und Alexander Lernet-Holenia (1897–1976).

Die Bibel kennt Michael, dessen hebräischer Name lateinisch mit *Quis ut deus* (Wer ist wie Gott) übersetzt wird, als Engelsfürsten, Schutzherrn Israels, Torhüter des Paradieses und Sieger über den Drachen, d. h. Widersacher des Teufels (Dan. 10,13 und 21; Dan. 12,1; Offb. 12,7–12).³

Vom griechischen *Hermes psychopompos* übernimmt Michael die Funktion des »Seelenführers«, der die Seele im Moment des Sterbens an sich nimmt (mitunter, wie hier im Falle des *Maltravers*, mit Gewalt) und durch ein wie auch immer geartetes »Zwischenreich« an ihren schließlichen Bestimmungsort, in ihre jenseitige Wohnung führt.⁴ (Dass derlei Motive auch in der Literatur des 20., ja des 21. Jahrhunderts durchaus ihren Platz haben, zeigt z. B. die außerordentlich witzige Verwendung des *Hermes psychopompos* in John Banvilles 2009 erschienenem Roman *The Infinities*.⁵)

In der Spätantike und im Frühmittelalter werden einstige heidnische Totenorte (oft Inseln) und Plätze, die als Eingänge zur Unterwelt galten (oft Höhlen), daher Michael geweiht, etwa die Insel San Michele in der Lagune von Venedig, die Insel Procida im Golf von Neapel oder die Roseninsel im

Starnberger See in Bayern. Michael ist der Patron zahlloser Friedhofskirchen, Grab- und Gruftkapellen, oft an herausgehobenen, in der Höhe gelegenen Kultorten.⁶ Neben Bergheiligtümern und Friedhöfen sind auch Türme, Torbauten und Westwerke von Kathedralen typische Michael-Orte, wo der Engel seine Funktion als Torhüter und Abwehler des Bösen ausübt.⁷ Bedeutende frühe Marksteine der Michaelsverehrung sind die Errichtung der Michaelsbasilika an der Via Salaria in Rom (Weihe 532) und der Kirche San Michele in Africisco in Ravenna (Weihe 545). Zugleich Berg- und Höhlenheiligtum ist der wichtigste italienische Michaelskultort, Sant'Arcangelo am Monte Gargano in Apulien, der auf eine Erscheinung Michaels am 8. Mai 492 zurückgehen soll. Seit dem hohen Mittelalter wird die Funktion des *psychopompos* individualisiert: Michael wird zum »Sterbepatron« des Einzelnen, als »Seelenwäger« auch in einer urteilenden, richtenden Rolle.⁸

Eine weitere Facette des Hermes, die auf Michael übergeht und in der zitierten Romanstelle angesprochen ist, sind die hundert (oder tausend) Augen des Argus, den Hermes/Merkur tötet (Ovid, *Metamorphosen* 1,622–723), worauf sich sein eigener Körper mit den Augen bedeckt. Ikonografisch werden sie mitunter zu Edelsteinen auf dem Harnisch oder Gewand des Erzengels.⁹

Insbesondere im Bereich des östlichen Mittelmeeres übernimmt Michael außerdem Züge und Funktionen des Asklepios/Aeskulap, der selbst ein hellenistisches »Verschmelzungsprodukt« älterer religiöser Vorstellungen ist. Asklepios-Tempel, in denen Traumorakel und Traumheilungen stattfanden, werden mitsamt den ihnen oft angeschlossenen Krankenhäusern zu Michael geweihten Institutionen, so etwa das Quellheiligtum von Chonai-Kolossai in Phrygien (heute Konya/Honas, Distrikt Denizli, Türkei) oder das Sosthenion in Konstantinopel. Im ägyptischen und oströmischen Michaelskult des 4. bis 7. Jahrhunderts geht die jüdische Vorstellung des Vermittlers, der um Rettung aus Krankheit gebeten wird, eine Synthese mit antiken magischen und therapeutischen Kulturen ein, die Heilung durch Schlaf im geweihten Raum zu bewirken versuchen.¹⁰

Diese Rolle Michaels als Arzt und heilender Engel, die in der jüdischen Tradition dominant ist, verliert im Christentum nach und nach an Bedeutung, da Christus selbst im Neuen Testament ja vielfach als Heilender in Erscheinung tritt.¹¹ Umgekehrt wird die kriegerische Seite Christi als Kämpfer gegen den Teufel, der dessen Versuchung widersteht (Lukas 4,1–13) und die Pforten der Hölle aufbricht, stellvertretend auf Michael verschoben,¹² der mehr und mehr »militarisiert« wird. Das Bild des *archistrategos*, des »Anführers des Heeres des Herrn« (Josua 5,14¹³) und Schutzherrn des christlichen Heerführers wird beherrschend.¹⁴ Gleichwohl gehen noch in der Vision Gregors des Großen, datiert auf das Jahr 590, alle drei Facetten – tötender Schwertkämpfer, Heilender, Patron von Grabstätten – eine interessante Verbindung ein: In diesem Jahr einer verheerenden Seuche

will der Papst den Engel Michael über dem Hadrian-Mausoleum in Rom erblickt und gesehen haben, wie er sein blutiges Schwert in die Scheide steckte, worauf die Epidemie endete und das Mausoleum den Namen Engelsburg erhielt.¹⁵

Historisch wanderte der synkretistisch geformte Michaelskult – in groben Zügen¹⁶ – vom östlichen Mittelmeerraum über Byzanz nach (Süd-) Italien, wo die einwandernden germanischen Stämme ihn aufgriffen und in die Gebiete nördlich der Alpen vermittelten, wobei sie sich besonders die kriegerische Facette zu eigen machten. Große Bedeutung hatte Michael als Schutzherr des christlichen Heerführers seit 647 für die Langobarden, deren Krönungskirche in Pavia ihm geweiht war.¹⁷ Die Karolinger übernahmen den Kult: Karl der Große, der sich nach seinem Sieg über die Langobarden 774 in dieser Kirche zum König krönen ließ, legte auf der Synode von Mainz 813 den 29. September, den Tag der Weihe der Michaelsbasilika in Rom, als Gedenktag des Erzengels Michael fest und erklärte diesen zum Schutzheiligen des Frankenreiches. Absorbiert werden konnte mit diesem Datum zugleich die dem germanischen Wotan geheiligte Woche nach dem Herbstäquinoktium.¹⁸ Seither gilt der Herbst, Zeit des Todes und der Totengedenktage, auch als Zeit des Erzengels Michael.¹⁹

Die Tradition des kriegerischen Engels, des *archangelos* als *archistrategos*, setzt sich im hohen Mittelalter fort sowohl bei den Normannen (Mont-Saint-Michel und später Gargano) als auch bei den Ottonen – Otto I. ließ in der Schlacht auf dem Lechfeld 955 eine Michaelsfahne vorantragen –, im späten Mittelalter etwa in der Gründung eines Michael-Ritterordens durch Karl XI. von Frankreich 1469 und in den Michael-Visionen der Jeanne d'Arc.²⁰ Sie reicht, weit über das Mittelalter hinaus, bis zur Darstellung Michaels am 1913 eröffneten Völkerschlacht-Denkmal in Leipzig, zur Berufung auf Michael seitens der deutschen und österreichischen Armeen im Ersten Weltkrieg und noch seitens der faschistischen Eisernen Garde im Rumänien der Zwischenkriegszeit, die sich ursprünglich »Legion des Erzengels Michael« nannte.²¹ (Ein säkularer, national ausgeprägter Seitenstrang dieser Tradition führt möglicherweise zum »deutschen Michel«, der erstmals in Sebastians Francks *Sprichwörterbuch* von 1541 auftaucht und in der Folge eine Karriere als bald negativ, bald positiv besetztes Autostereotyp der Deutschen durchläuft, besonders prominent im Vormärz.)²²

Indessen entsteht seit dem hohen Mittelalter auch eine Tradition, die den Kampf Michaels in der Form von Psychomachie und Tugend-Agon in das Innere des einzelnen Menschen, in den geistig-seelischen Bereich verschiebt. (Als zweiter Drachentöter, zuständig für die kollektiven und »handfesten« Kämpfe, tritt, wohl im Zusammenhang mit den Kreuzzügen, im 12./13. Jahrhundert nämlich der heilige Georg an die Seite des Erzengels und übernimmt bald eine dominante Rolle.)²³ In der Epoche der Gegenreformation wird Michael zum Schirmherrn der *ecclesia militans*, die über

das »Übel« der Reformation triumphiert, wofür etwa die 1597 geweihte Jesuitenkirche St. Michael in München ein eindrückliches Beispiel bietet.²⁴

II Literarische Rezeption der Michael-Tradition bei Fontane und Lernet-Holenia

1 Lernet-Holenias Frühwerk

Die genaue Kenntnis und produktive Verwendung dieser komplexen und vielschichtigen Figur und der mit ihr verbundenen kulturellen und ikonografischen Traditionen ist bei Alexander Lernet-Holenia, einem polyglotten, höchst belesenen Autor, der seine Kindheit und Jugend zur Zeit der Donaumonarchie in Wien und Kärnten verbrachte, offensichtlich. Das Motiv ist mehr oder weniger explizit und in je unterschiedlicher Weise in beinahe sämtlichen seiner Romane und Erzählungen vertreten. Am unverhülltesten findet es sich in einer frühen lyrischen Veröffentlichung, dem 1927 erschienenen Gedichtband *Das Geheimnis Sankt Michaels*.²⁵ In dieses Buch, das noch stark im Banne von Lernet-Holenias Mentor Rainer Maria Rilke (und von dessen *Cornet*, aber auch der *Duineser Elegien*) steht, sind sichtlich die Erfahrungen – und Ideologien wie Nostalgien – des Autors als sehr junger Kavallerieoffizier im Ersten Weltkrieg eingeflossen:

WER IST WIE GOTT! / Der zieht uns voran, der zieht uns vorauf, / da reiten wir mit in frischrotem Samt / bei den Reitern des Herrn, bei den Streitern des Herrn / und tragen wie Kerzen beim Umgang in / den Händen die bunten Spieße. (93)

Im gleichen Band, in *Das Jüngste Gericht von Lendorf*, heißt es:

Es führte auch immer / Michael die / lispelnden Seelen. Da ward oft auf Geigen / gespielt. Michael ist ja / wie Hermes. (90)²⁶

Und im Gedicht *Auf Rainer Maria Rilkes Tod* ist zu lesen:

Wer war denn zuletzt dieser Engel / an deinem Bett? Michael war es, / Psychopompos, der Seelenführende. Und / in einer Stille wie / bei der Wandlung hat / er aus dir deine Seele / hinweggenommen, als hübe / er eine Kniende auf. (32 f.)

Das frühe erzählerische Werk Lernet-Holenias nimmt von solcher Deutlichkeit und solcher Feierlichkeit weiten Abstand, wiewohl es sich thematisch in ähnlicher Sphäre bewegt. Der 1931 publizierte Roman *Die Abenteuer eines jungen Herrn in Polen*, eine Simplicissimus-Geschichte um die Travestie eines Husarenleutnants, der während des Ersten Weltkriegs versehentlich auf russisch besetztes Territorium gerät, sich als Magd verkleidet und in dieser Gestalt auf einem polnischen Gut nicht wenig (erotische) Verwirrung stiftet, ist dem Stil von Lernet-Holenias etwa gleichzeitig entstandenen erfolgreichen, teilweise skandalträchtigen und mitunter als seicht geltenden Komödien verpflichtet, von denen er sein lyrisches Werk strikt

zu trennen bestrebt war. Spürnasen auf der Suche nach dem Erzengel Michael werden gleichwohl auch hier fündig: Das die Handlung auslösende Gefecht findet an einem 29. September statt, dem Michaels-Tag, und noch dazu bei einem Ort, der Satanow heißt.²⁷ Was man für gut erfunden halten könnte, ist in Wirklichkeit »nur« gefunden: Der Ort Satanów existiert, liegt im damals polnischen, heute ukrainischen Podolien (Sataniv, Oblast Chmelnyzkyj) und war 1914 Schauplatz mehrerer russisch-österreichischer Gefechte.

2 Fontane

Durch derlei erzählerische Kunstgriffe, die den Namen tatsächlich existierender Orte eine das erzählte Geschehen kommentierende Bedeutung innerhalb der fiktionalen Welt abgewinnen, die Zeitstruktur der Handlung durch Rückgriff auf historische, mythologische oder religiöse Traditionen symbolisch aufladen und so an der Oberfläche des Textes gleichsam »Einstiegslöcher« schaffen, die in das unterirdische Höhlensystem des Subtextes hinabführen, fühlen Fontane-Leser sich an eine typische narrative Verfahrensweise Fontanes erinnert; man denke nur, als bekanntestes Beispiel, an die Daten in der Vita der Effi Briest, die mit Bedeutungen aus der preußisch-politischen wie der religiös-mythologischen Sphäre aufgeladen sind (3. Juli: Geburtstag der Tochter Annie, zugleich Tag der Schlacht von Königgrätz; 15. August: Tag der Taufe Annies, zugleich Mariä Himmelfahrt sowie Geburtstag Napoleons, u. a.).²⁸ Der Roman *Effi Briest* (1895) endet übrigens, wenn man genau hinsieht, am oder um den Michaels-Tag, den 29. September, mit dem Gespräch, das die Eltern Briest angesichts des Grabes ihrer Tochter führen.²⁹

Eine visionär-epiphaniehafte Szene wie der eingangs zitierte Romanschluss aus Lernet-Holenias *Maltravers* wäre bei dem Realisten (und Protestanten) Theodor Fontane freilich undenkbar. Wenn Figuren wie der Erzengel Michael dennoch im Text »umgehen«, dann auf eine weit diskretere und zudem stark reduzierte Art und Weise, zu entdecken durch die Auflösung von Allusionen, die Herausarbeitung von Isotopien und Zeitstrukturen. Gehen wir auf die Suche.

»Vor dem in dem großen und reichen Oderbruchdorfe Tschechin um Michaeli 20 eröffneten *Gasthaus* und *Materialwaarengeschäft* von Abel Hratscheck«, so beginnt die 1885 erschienene Novelle *Unterm Birnbaum* (5; Kursivierung im Text). Betrachtet man die Zeitstruktur dieser um Mord, Aberglauben, Täuschung und »schicksalhafte« (oder »göttliche«) »Gerechtigkeit«³⁰ in der brandenburgischen Provinz kreisenden Erzählung, so steht Michael nicht nur am Anfang und am Ende, sondern auch an allen Eckpunkten der Handlung. Die Gründung von Hratschecks Geschäft, der Beginn der Handlung, der Tod der Kinder des Ehepaares Hratscheck

sieben Jahre zuvor, der Tod von Ursel Hratscheck, der Komplizin ihres Mannes, die an Reue und der Furcht vor Bestrafung im Jenseits zugrunde geht, und, etwas mehr als ein Jahr später, der Tod des Mörders mit dem ironisch sprechenden Namen Abel – alle diese Ereignisse sind am oder in unmittelbarer Nähe zum 29. September angesiedelt (5, 6, 9, 95, 127). Ursel, eine jener Fontane'schen Frauenfiguren, die als Konvertitinnen im Spannungsfeld zwischen Protestantismus und Katholizismus stehen, stammt überdies aus Hildesheim, wo sich eine der bedeutendsten Michaels-Kirchen Deutschlands befindet,³¹ und auf ihrem Grabkreuz ist ein fackeltragender Engel abgebildet (102). Die Angelpunkte der Handlung sind das Ver- und Ausgraben von Leichen, sowohl des unter dem Birnbaum verscharften napoleonischen Soldaten als auch des von Hratscheck ermordeten polnischen Handlungsreisenden Szulski. Diesen vergräbt Hratscheck in dem niedrigen, höhlenartigen, sämtlichen Figuren höchst »gruslig« erscheinenden Keller seines Hauses, und aus dem Wechselspiel von »Ober- und Unterwelt« gewinnt die Erzählung nicht wenig Dynamik.

Eine Konversion in die andere Richtung vollzieht, frisch verwitwet, die ebenfalls zwischen den Konfessionen hin- und hergerissene Franziska, die als Schauspielerin in Wien lebt und den um Jahrzehnte älteren Grafen Adam Petöfy heiratet. Im Roman *Graf Petöfy* (1884) scheint Fontane in der Absicht, sprechende Namen zu finden, sein Bemühen, den Figurennamen einen realistischen Anstrich zu verleihen, fast bedenkenlos über Bord zu werfen: Ein ungarischer Aristokrat aus alter Familie trägt den Namen des bürgerlichen Dichters der Revolution, Sándor Petöfi, die österreichisch-katholische »Bestimmung« der Protagonistin gibt ihr den für eine pommersche Pastorentochter gänzlich unplausiblen Namen Franziska Franz und Petöfys egoistischer Neffe, Franziskas One-night-stand, heißt tatsächlich Egon. Auffällig ist auch die Häufung alttestamentlicher Namen: Adams Schwester heißt Judith, Franziskas Freundin, die ihre Wendung zum Katholizismus nicht mitvollzieht – wohl eine jener Fontane'schen »Doppelgängerinnen«, auf die sich bestimmte Facetten der Protagonistin verschieben³² –, Hannah. Sobald Franziska auf Petöfys ungarisches Schloss kommt, werden ihr die unüberbrückbaren Gegensätze bewusst, die zwischen ihr und ihrem Mann, ihrer und seiner Geschichte bestehen. Sie entdeckt anhand der Ahnengalerie Petöfys Familiengeschichte, darunter ein Bild seines Vaters Michael Petöfy. Bei der gleichen Gelegenheit macht Petöfys altes Faktotum Toldy sie in seinem gebrochenen Deutsch mit dem einst explosiven und zur Zeit der Handlung (1874, sieben Jahre nach dem »Ausgleich« von 1867) noch schmerzhaft nachwirkenden österreichisch-ungarischen Konflikt bekannt, der sich als innerer wie äußerer Loyalitätskonflikt durch Petöfys Leben zieht, und lässt sie ratlos, welcher Seite sie ihre Sympathie zuwenden soll (122–124). Auf Schloss Arpa angekommen, wird ihre Ehe sogleich von Bildern des Todes, des Unglücks und des

Gerichts überschattet, so wie Zypressen und Trauerweiden den Garten überschatten (126). Tuba blasende Engel erinnern sie vage an Tod und Jüngstes Gericht, die Glocke in dem alten Kapellenturm zerspringt gleich nach ihrer Ankunft und zur Erholung von ihrem abergläubischen Schrecken darüber läßt Petöfy sie zu einer Spazierfahrt ein, die ausgerechnet zur Familiengruft führt (114, 116, 118). Der Herbst, mit schwer erträglichen Regentagen, bringt einen »höllisch« konnotierten Unglücksfall nach dem anderen, jeweils in Verbindung mit symbolträchtigen Namen: Der Förstersohn von Szent-Görgey (St. Georg) wird auf der Jagd von einem Wildschwein tödlich verletzt, die Seefähre kentert im Sturm auf dem Weg nach Mihálfalva (Michaelsdorf), wobei der Kaplan ertrinkt, der mit dem Allerheiligsten auf dem Weg zu einem Sterbenden war, ein Kind geht verloren und Hannah wie Petöfy erkranken. »Ist ja seit gestern Abend, als wäre der Böse los im Gebirg und auf dem See«, kommentiert Franziskas Kammermädchen, und Franziska erzählt dem kranken Petöfy zur Zerstreung eine Geschichte von Kirchhof und offenen Gräbern, wobei mehrfach »Hölle«, »Teufel« und »Inferno« beschworen werden (142, 146–157).³³

Unterdessen bringt ein Schiff, dessen »Feuerauge« sich durch den Nebel herankämpft, den Brief, in dem der Besuch Egons angekündigt wird, der einige Zeit später, wiederum in einem Gewittersturm auf dem See, Gelegenheit zum »Sündenfall« zwischen Franziska und Egon bietet und so in weiterer Folge Petöfys Selbstmord veranlasst (159, 187–191).

Ebenfalls im September beginnt die Handlung der 1881 erschienenen Novelle *Ellernklipp*, die ähnlich wie *Unterm Birnbaum* (und der 1890 veröffentlichte Roman *Quitt*) einen erfolgreich vertuschten Mord zum Thema hat, für den aber der Mörder durch die »schicksalhafte« oder »göttliche Gerechtigkeit« mittels Aberglauben und Gespensterfurcht, psychischem Versagen oder »Zufall« dennoch zur Rechenschaft gezogen wird. Im September ermordet Baltzer Bocholt aus Eifersucht seinen eigenen Sohn, und wiederum im September, drei Jahre später, erschießt er sich an derselben Stelle und stirbt in der gleichen Nacht das Kind, das er mit seiner einstigen Pflgetochter und jetzigen Frau Hilde hat (5, 52, 101, 126 f.). Fast überflüssig zu erwähnen, dass Anfangs- und Schlusszene der Novelle wie auch die zentrale Szene, die dem Mord vorausgeht, auf dem Kirchhof des Dorfes spielen.

Eine dichotomische Struktur kennzeichnet die komplexe Bildwelt von *Unwiederbringlich* (1892), einem der kunstvollsten Romane Fontanes. In dieser in Schleswig-Holstein und Dänemark spielenden Erzählung einer scheiternden Ehe überlagern sich Zeitpolitik, Geschichte, Genealogie, antike und nordische Mythologie und verschiedene Isotopien wie Engel/Teufel, Süden/Norden, Tempel/Gruftkapelle, »heidnische« Antike/christliches Mittelalter/Pietismus und andere mehr. Ein schillerndes Spiel mit immer wechselnden Perspektiven unterläuft dabei die Oppositionen etwa

zwischen der »engelhaften« Ehefrau Christine, einer (auch negativ konnotierten) »heiligen Elisabeth«, und der elementar-luziferischen Maitresse Ebba, einer »Venus« mit teilweise recht sympathischen Zügen.³⁴ Von Engeln, auch gefallenen, ist im Text vielfach die Rede, der Engelsfürst Michael wird freilich nicht namentlich erwähnt. Doch auch dieser Roman beginnt Ende September, und Ende September, zwei Jahre später, erklärt Holk seine nach der Scheidung neu eingegangene Ehe mit Christine für gescheitert. Zwei Wochen danach nimmt Christine sich das Leben (11, 284, 288, 290).

Wie diese Beispiele zeigen, verwendet Fontane die Figur des Erzengels Michael – der sich oft nur in der Zeitstruktur auffinden lässt – als eine Art Chiffre für die richtende »göttliche Gerechtigkeit«, als Repräsentanten der Engel, dichotomisch dem Teuflischen, Dämonischen entgegengesetzt, und als »Patron« von Kirhhöfen, Gruftkapellen und Herbstzeiten, mithin Orten und Zeiten, die mit Tod und Sterben assoziiert werden. Fontane macht von der komplexen religiösen, kulturellen und ikonografischen Überlieferung – die gleichwohl als Ganze durchschimmert – also einen sehr reduzierten Gebrauch; man könnte, den Titel eines Fontane-Sammelbandes zitierend, sagen: Religion (oder religiöse Symbolik) als Relikt.³⁵ Als Chiffre aber hat Michael einen klar definierten Ort innerhalb des von vielerlei Traditionen gespeisten Bedeutungssystems des Fontane'schen Erzählkosmos.

III Facetten der Michael-Tradition im Erzählwerk Lernet-Holenias

Weit extensiver und variantenreicher schöpft Lernet-Holenia die Facetten der Michael-Figur und ihrer Traditionen aus; es lässt sich durchaus behaupten, dass sie einen der Schlüsselkomplexe in seinem Erzählwerk darstellt, wofür ich im Folgenden einige Beispiele geben möchte.

1 *Der Baron Bagge*

In der außerordentlich packenden Novelle *Der Baron Bagge* (1936)³⁶ ist die eigentliche Erzählung eingebettet in eine Rahmengeschichte. Dieses von Lernet-Holenia häufig verwendete erzähltechnische Mittel dient in seinen (von Hofmannsthals *Reitergeschichte* beeinflussten) sogenannten Reiterromanen, die den Ersten Weltkrieg thematisieren, vor allem dazu, den in der ersten Person geschilderten Kriegsereignissen eine Nachkriegsperspektive gegenüberzustellen und somit Distanz zum Ich-Erzähler zu schaffen.³⁷ In der Rahmenerzählung, die hier sehr lakonisch ausfällt, wird Baron Bagge, Sohn eines Preußen und einer Kärntnerin, vorgeworfen, er sei durch seine Weigerung zu heiraten sukzessive Ursache für den Selbstmord gleich zweier in ihn verliebter Frauen geworden. Zur Erklärung – »Denn ich war eigentlich schon verheiratet, und das kam so« (6) – berichtet er von

seinen Kriegserlebnissen. Im Februar 1915, gegen Ende der mehrmonatigen sogenannten Schlacht in den Karpaten, ist er Oberleutnant in einem berittenen österreichischen Nachrichtendetachment, das den Auftrag erhält, von Tokaj aus auf russisch besetztes Territorium aufzuklären – in die nördlichen Karpaten, die damals zu Ungarn gehörten, heute das Grenzgebiet zwischen Ungarn, Slowakei, Ukraine und Polen bilden. Zu ihrem Erstaunen trifft die Eskadron, die von dem impulsiven und nervösen Rittmeister Semler, einem Alkoholiker, geführt wird, nach Überschreiten der Front nirgends auf russische Truppen, aber auch auf keinerlei Einwohner der Gegend. Die einzigen menschlichen Gestalten, die ihnen am ersten Tag begegnen, sind drei Gehenkte (18 f.) Am zweiten Tag werden sie von einem entgegenkommenden österreichischen Offizier vor starker russischer Truppenpräsenz am Übergang über den Fluss Ondawa (Ondava) im Dorf Hor (Horovce) gewarnt. Wider Vernunft und Befehl und trotz der offen vorgetragenen Kritik seiner Offiziere beschließt Semler, die Brücke anzugreifen, den Übergang zu erzwingen und weiter in die Stadt Nagy-Mihály (ungar.; Groß-Michael, heute slowak. Michalovce) vorzudringen. Bagge erinnert sich, während die Eskadron in heftigem Schneesturm auf die Ondawa zuhält, bei diesem Namen daran, dass seine verstorbene Mutter mit einer dortigen Gutsbesitzersfamilie namens Szent-Király (ungar.; Heilig-[Drei]-König) befreundet war und seine Eheschließung mit deren Tochter Charlotte gern gesehen hätte.

»In diesem Augenblick ließ Semler angaloppieren; die Schwadron, plötzlich losgelassen, stürmte sofort dahin, und fast gleichzeitig empfangen wir frontal einige im Schneesturm gedämpft gellende Schüsse. [...] In wenigen Augenblicken war die Aufschüttung erreicht, die zur Brücke emporführte. Ich sah drei oder vier Dragoner aus den Sätteln verschwinden, wie ausgeblasen oder weggelöscht, und auch einzelne Pferde sich überschlagen. Schnee, Eisbrocken und Kieselsteine, deren zwei mich trafen, wirbelten empor. Einer schlug, mit klingendem Ton, in der Schläfengegend an meinen Helm, der zweite traf mich gegen die Brust, links in der Nähe der Schulter. Gut, dachte ich, daß es keine Schüsse sind! Da donnerte unter uns schon die Brücke, und ich sah, daß die russische Feldwache, die hier gestanden, überritten war.« (33 f.)

Nach dem wider alle Wahrscheinlichkeit gelungenen Angriff scheint sich alles verändert zu haben: Das Brausen des Schneesturms hat nachgelassen, alle Geräusche sind gedämpft. Semler hat seine Fahrigkeit verloren, ist höflich und ruhig, seine Stimme klingt »klar und schwingend wie der Ton einer Glocke« (38), während die anderen Offiziere Bagge gegenüber plötzlich mürrisch und wortkarg geworden sind. Sie gelangen nach Nagy-Mihály, wo ihnen vor der Stadt zahlreiche Einwohner entgegenkommen, darunter eine schöne junge Frau, die ihn fragt, ob er Baron Bagge sei, ihn, als er bejaht, ohne Weiteres auf den Mund küsst und sich als Charlotte

Szent-Király vorstellt. Die Stadt Nagy-Mihály, in der die Eskadron nun Quartier nimmt, ist überfüllt von Menschen, die nichts anderes zu tun zu haben scheinen als Feste zu feiern und die Österreicher auf die Frage nach russischen Truppen in der Gegend nur auslachen. Die Umgebung jedoch, die sie vom Kapellenberg aus in Augenschein nehmen, ist verschneit, »totenstill« und »reglos, wie aus Eisen« (56). Bagge verbringt die folgenden Tage in Nagy-Mihály in »einem traumartigen Gefühl unbeschreiblicher Verliebtheit, ja Hingerissenheit zu Charlotte« (73), die ihm ihrerseits völlig unbefangen in Wort und Tat ihre Liebe erklärt. Auch äußerlich ist sie eine sehr ungewöhnliche Frau, die ihn an mythologische Gestalten erinnert: Ihr Hinterkopf »sah fast aus wie die durch ihre doppelten Diademe noch verlängerten Häupter ägyptischer Herrscher, doch konnte das auch bloß an Charlottes Frisur liegen«, ihre Zähne sind »von einer Fehlerlosigkeit wie die Zähne griechischer Hetären in aufgedeckten Gräbern«. Der »fabelhafte Azur ihrer Augen vor allem schien Entfernungen zu spiegeln, in denen es Himmel und Meere gab, ungeheure Schicksale, Prunk und großartige und seltene Dinge« sie gliche

»einer wiedergeborenen Aristokratin aus der Antike, aus Syrakusä, Kyrene oder Korinth, hätte das fast allzu Schwebende dieser Gestalt nicht in Widerspruch gestanden zum strahlenden Prangen und zur Pracht der Geschöpfe von damals. Was dort aber ein körperliches Glänzen gewesen war, war hier ein Glanz von innen: wie durch Schleier jenes Staubes, in den jene Welt gesunken, und wie durch wehende Asche aus umgestürzten Urnen schimmerte dies Haupt mit seinem gleichsam von Goldschmieden einst gearbeiteten, in langen Zeitspannen nachgedunkelten Haar.« (58–60)

Semler schickt unterdessen beständig Patrouillen aus, die aber keine Spur von russischen Truppen finden können, worüber er jeweils in unerklärliche Wut gerät. Auch Bagge selbst dringt auf Patrouille weit nach Norden bis ins verschneite Gebirge vor, durch eine völlig verlassene, infolge von Nebel beinahe unsichtbare Gegend. Bei seiner Rückkehr nach Nagy-Mihály kurz vor Mitternacht gerät er in einen Maskenball voller historischer Kostüme, meist in dem ihm verhassten Biedermeierstil. Die Leute sehen aus, als hätten sie »einfach die Kleider ihrer Eltern und Großeltern aus den Schränken geholt und angezogen« (82), Charlotte aber erscheint in einem weißen Empirekleid mit goldenen Sandalen, erneut wie eine Frauengestalt der Antike. Semler, außer sich darüber, dass wieder kein Feind gefunden wurde, gibt den Befehl, um drei Uhr nachts abzurücken, und Charlotte ist untröstlich über den bevorstehenden Abschied und überzeugt, Bagge werde nicht wiederkommen. In einer improvisierten nächtlichen Zeremonie heiraten beide, während die Ballbesucher die Kirche füllen. Bei der Trauung vollzieht sich ein – aus der Tradition des Minnesangs entlehnter – »Herztausch«:

»Schließlich vereinte der Geistliche Charlottes und meine Hände. Diese Berührung war unsere ganze Brautnacht. Aber nie noch, glaube ich, haben zwei Wesen sich mehr vereint als wir beide in diesem Augenblick. Mein Herz ward Charlottes Herz, und ihr Herz ward zu meinem Herzen auf Zeit und Ewigkeit.« (92)

Unmittelbar danach bricht die Eskadron auf.

»Ich wandte mich noch einmal nach Charlotte um. Aber irgend etwas wie ein Schleier aus nächtlichem Schnee oder Asche hatte sich schon zwischen sie und mich gedrängt und ich sah sie nicht mehr.« (96)

Mehrere Tage reitet die Eskadron – zunächst nach Osten, weil Semler die nördliche Richtung zu vermeiden bestrebt ist, schließlich, als die Topografie keine andere Wahl lässt, doch nach Norden – durch eine menschenleere, gleichsam verlangsamte und sich immer mehr verdüsternde Landschaft, in der der erschöpfte Bagge die merkwürdigsten Erscheinungen wahrzunehmen glaubt: Einer seiner Offizierskollegen etwa, ein Amerikaner, schießt Truthähne von den Bäumen. Als sie den Fluss San erreichen (jenseits des Karpatenkamms und der heutigen polnischen Grenze), lärmt dieser, als führe er Glasscherben statt Wasser, der Boden beginnt metallisch zu leuchten und die Brücke, auf die die Reiter zuhalten, ist mit Gold beschlagen. Bagge sieht das mit Entsetzen und weigert sich, mit über die Brücke zu reiten:

»Ich aber – so schrie es in mir, während ich mein Pferd herumriß und zur Seite drängte –, ich reite nicht mit euch, ich will nicht hinüber, ich will nicht, es muß ein Traum sein, aber ich will erwachen – und ich erwachte.

Ich lag mitten auf der Brücke, aber es war natürlich nicht die aus Gold, die über den lärmenden Fluß führt, sondern immer noch die Brücke von Hor, die Ondawabrücke, über die hinweg (acht volle Tage vorher, wie es mir geschienen, in Wirklichkeit aber: soeben) Semler attackiert hatte. Die beiden Steine, die, als wir den Damm hinan jagten, unter den Hufen auffliegend mich getroffen, waren eben doch keine Kiesel, sondern Schüsse gewesen und hatten mich vom Pferde geworfen.« (103)

Während einer langen Genesungszeit wird ihm nach und nach klar, dass alle Erlebnisse der scheinbar dazwischenliegenden Tage einschließlich der Hochzeit mit Charlotte eine Traumvision waren, die er in wenigen Augenblicken hatte, als er, im Sturz ohnmächtig geworden, schwer verletzt auf der Brücke lag, bevor die drei oder vier Überlebenden der Eskadron ihn bergen konnten. Alle, mit denen er verkehrt zu haben glaubte, waren Tote oder Sterbende, auch seine Kameraden, auch die Bewohner von Nagy-Mihály, das deshalb so überfüllt schien, weil die Toten aller Epochen es bevölkerten. Daher auch waren ihnen keine russischen Soldaten begegnet, die sich zu dieser Zeit lebend (und siegreich) in den Karpaten aufhielten.

»Nur Semler hatte immer noch nach dem Feinde gesucht. Denn er dachte, wenn er Feinde noch fände, sei er nicht tot. Aber er fand keine. Er zog den neuntägigen Weg des Todes, wie er vorgezeichnet ist in den Mythen, er trieb dem Traumland zu, er fuhr nach Norden bis zur Brücke von Hor oder Har, wo der Helweg ist, die Brücke aus Gold, die hinüberführt in das Unwiderrufliche, aus dem keiner zurückkommt. Nur ich hatte noch vermocht, mich umzuwenden, und war wiedergekehrt. Denn wenn einer – so heißt es – sich umwendet auf dem Todeswege, so kehrt er zurück.« (107)

Die mit gehämmertem Goldblech beschlagene Brücke ist die Brücke der nordischen Mythologie, über die die Verstorbenen in das im Norden gelegene Reich der Totengöttin Hel reiten, weswegen Semler zunächst die nördliche Richtung unbedingt vermeiden wollte.³⁸

Im Lazarett erfährt Bagge auch, dass Charlotte Szent-Király – die im Übrigen ganz anders ausgesehen hatte als sein Traumbild der idealen Geliebten – schon lange vor seiner geträumten Begegnung mit ihr von plündernden Soldaten getötet worden war. Er hat aber noch Jahre später, selbst nachdem er den gesamten Weg im Auto abgefahren ist, den Grabhügel seiner Eskadron an der Ondawabrücke gesehen³⁹ und Charlottes Grab besucht hat, Schwierigkeiten, daran zu glauben, »[...] es sei denn, daß, wenn der Tod ein Traum ist, auch das Leben bloß ein Traum wäre. Zwischen den Träumen aber führten Brücken hin und wider, und wer könnte wirklich sagen, was Tod und was Leben sei oder wo der Raum und die Zeit zwischen beiden beginnen und wo sie enden!« (105)

Nagy-Mihály, die nach dem Erzengel benannte Stadt, ist also, wiewohl existent und eindeutig lokalisierbar wie alle anderen in der Erzählung vorkommenden Toponyme, jenes »Zwischenreich« gewesen, durch das Michael die Seelen führt, ehe sie endgültig ins Jenseits gelangen. Auf ein zeitliches »Zwischenreich« deutet auch Charlottes Name, Szent-Király: auf die Zwölf Nächte oder Rauh Nächte »zwischen den Jahren« von Weihnachten bis Dreikönig.⁴⁰ Die Ereignisse, die Bagges ganzes weiteres Leben prägen (denn der »Herztausch« behält seine Wirkung), haben sich nicht nur im Sinne einer Katabasis zwischen Leben und Tod, Wirklichkeit und Transzendenz vollzogen, sondern auch zwischen Bewusstsein und Traum. Hier verschmilzt die von Hermes übernommene Seelenführer-Funktion Michaels mit der Facette des Traum-Bringers Asklepios; die Präsenz der dritten Facette, der des kriegerischen Engels und Schirmherrn berittener Kämpfer, ist thematisch ohnehin offensichtlich.

2 Der Graf Luna

»Jene Zeit und jener Raum, die zwischen dem Sterben und dem wirklichen Totsein liegen« (*Der Baron Bagge* 10) werden auch in einem fast zwanzig Jahre später erschienenen Roman Lernet-Holenias geschildert, allerdings mit dem Unterschied, dass der Protagonist dort nicht wie Bagge auf dem Weg zurück ins Leben ist, sondern »auf der Durchreise« in den Tod. In *Der Graf Luna* (1955),⁴¹ einem der sehr dünn gesäten Romane jener Epoche, die sich – überhaupt, und dazu noch differenziert – mit der österreichischen Verstrickung in die Schuld der NS-Zeit auseinandersetzen, wird Alexander Jessiersky, ein Wiener Industrieller, ohne sein Zutun Mitursache dafür, dass Graf Luna, ein verarmter Privatgelehrter, verhaftet und ins Konzentrationslager Mauthausen eingeliefert wird. Alle seine Bemühungen, Lunas Entlassung zu erwirken, scheitern und seit Kriegsende bleibt Luna verschollen. Jessiersky glaubt jedoch Anhaltspunkte dafür zu haben, dass Luna noch lebe und ihm und seiner Familie aus Rache nach dem Leben trachte. Er entwickelt nach und nach nicht nur eine genealogische Obsession, in der er sämtlichen historischen und gegenwärtigen Trägern des Namens Luna nachspürt, sondern auch eine Paranoia, die ihn zum dreifachen Mörder werden lässt. In Wien fühlt er sich von »tausend Augen« beobachtet (110) und flüchtet auf sein Gut ins Hochgebirge. Hier ist alles bestimmt von einer überbordenden religiösen Metaphorik: Jessiersky identifiziert die einzelnen Täler mit den biblischen Paradiesflüssen und sein Gutshaus, das an der Stelle ihres Zusammentreffens liegt, mit der »Herzgegend eines Gekreuzigten« (135 f.). Seine Frau stirbt kurz nach der Ankunft an den Folgen einer Abtreibung; sie war schwanger von ihrem Liebhaber Spinette – wohl eine Namensanspielung an die Dornenkrone (lat. spina: Dorn) –, den Jessiersky, in der Meinung, er sei Luna, nachts in Wien auf der Straße getötet hat. Im Gebirge, als ihm berichtet wird, ein Gast des Nachbarn namens Graf Luna wildere in seinem Jagdrevier (was auch zutrifft), begeht er zwei weitere Morde. Um sich sowohl der Polizei als auch Luna, den er am Ende sogar mit dem allgegenwärtigen, ihn scheinbar verfolgenden Mond gleichsetzt, zu entziehen, fingiert er sein Verschwinden in den römischen Praetextatus-Katakomben an der Via Appia und steigt am 8. Mai 1954 (dem Tag der Michaels-Erscheinung auf dem Gargano) dort hinab, vorgeblich auf der Suche nach zwei kurz vorher verschollenen Priestern, in Wirklichkeit mit der Absicht, anderswo unbemerkt wieder hervorzukommen und unter falschem Namen zu Schiff nach Amerika zu fliehen. Er verirrt sich aber in den unterirdischen Gängen dieses uralten, immer wieder erweiterten und veränderten Labyrinths tatsächlich und kommt dort zu Tode. »Etwa am achten oder neunten Tage« (219) begegnen ihm zwei Männer, augenscheinlich die verschwundenen Priester, verwickeln ihn in ein kompliziertes Gespräch über Tod und Unsterblichkeit, Gott und das Nichts,

und wissen überdies genau Bescheid über seine Lebensgeschichte und die Herkunft seiner Familie aus Polen. Schließlich packen sie ihn und führen ihn aus den Katakomben ins Freie.

»Wie unhöflich die Kerle doch plötzlich geworden sind! dachte Jessiersky. Und auch die Verwaltung meiner Seele möchte ich diesen Hörnern des Heils ebensowenig anvertrauen wie den Hörnern des Mondes!

»Kommen Sie, kommen Sie!« riefen jedoch die Priester und schleppten ihn über die Halde.

»Sie zerren mich ja wie auf ein Schafott!« schrie Jessiersky.

»Wohin Sie ja eigentlich auch gehören!«

Aber da war man schon oben, eine beschneite Ebene lag ringsum, und auf einige Entfernung wartete ein Schlitten. [...] Über den Fond des Fahrzeugs war eine Decke aus Fuchsfellen gebreitet, und die Pferde, mit denen es bespannt war, offenbar hohe Halbblüter, bewegten die Köpfe in geschmückten, klingelnden Geschirren.« (231 f.)

Der Fahrer des Schlittens spricht polnisch oder ukrainisch, was Jessiersky beides nicht versteht, und fährt ihn »unter einem Himmel, aus dem es mit Schnee drohte, jedoch nicht schneite, über Hügelwellen und endlose Ebenen, die mit altem Schnee bedeckt waren, und durch düstre Wälder, die immer finsterer wurden, je weiter die Nacht einsank« (235), nach Marianowka, auf ein polnisches Gut, das seiner Familie vor Jahrhunderten gehört hatte und wo er seinen verstorbenen Vater Adam Jessiersky und Generationen von Vorfahren beim Trinken, Plaudern und Tanzen antrifft. Sein Vater erzählt ihm, dass die von ihm Ermordeten »hier vorbeigekommen« seien, worauf man ihm den Schlitten entgegengeschickt habe. Als Jessiersky nach dem Grafen Luna fragt, sagt der Vater:

»Weitergereist, längst schon weiter! Denn das hier ist ja doch bloß ...«

»Was ist es bloß?«

»Nichts, nichts. Also komm nur!«

»Aber war er denn nicht der Mond?«

»Wer?«

»Dieser Luna.«

»Ach, woher! Ein verhungertes Privatdozent war er, weiter nichts!« (237 f.)

Das »Zwischenreich« seiner eigenen Familiengeschichte, in das Jessiersky nach seinem Tod gleichsam durch das Hinabsteigen in das unterirdische Höhlensystem der kollektiven Geschichte gelangt, wird hier ironisch-humoristisch geschildert und es scheint (anders als im *Baron Bagge*) – und wird sowohl von den Priestern als auch vom Vater thematisiert –, dass es sich beim »Jenseits« nicht um etwas Transzendentes, sondern um eine bloße menschliche Projektion handelt, so wie auch die religiösen Metaphern, die Jessiersky recht beliebig dem Hochgebirgstal von Zinkeneck überstülpt, nicht auf ein transzendentes Significat verweisen. Auch der Mond, der gleichsam als Stellvertreter der »göttlichen Gerechtigkeit«, »alles sieht« und den Verbrecher immer wieder unerbittlich an seine Tat erinnert – so wie

ihn etwa Fontane in *Ellernklipp* (92, 97, 124) und *Quitt* (91, 95, 186) verwendet –, wird als bloße Projektion eines von Etymologie, Genealogie und Verfolgungswahn Besessenen enthüllt.

3 *Ein Traum in Rot*

In dem 1939 erschienenen und 1938 spielenden Roman *Ein Traum in Rot* tritt der Erzengel Michael gleichsam leibhaftig auf, in Gestalt des schönen jungen Michail Rosenthorpe, der zur Verlobung seiner Cousine auf das polnische Gut Rafalowka⁴² (vielleicht ein weiterer Erzengel-Name, Raphael) kommt. Er wird geschildert, als wäre er direkt einem der frühchristlichen Mosaiken in Ravenna oder Rom entstiegen, die die Erzengel an der Seite Christi zeigen, von athletischem Bau und mit androgynen Zügen, oft in antiker Tunika mit Stirnbinde:⁴³

»Er war erst neunzehn, wirkte aber wie zweiundzwanzig oder dreiundzwanzig. Er war hochgewachsen [...]. Seine Züge waren zart, von einer sehr männlichen Zartheit allerdings, seine Nase gerade, die Farbe seiner Haare brünett, die Brauen von fast bläulichem Schwarz. Das schönste war der Azur seiner Augen. Er war sehr schlank, aber seine Schultern waren von fast der doppelten Breite seiner Hüften. Wenn er aufrecht stand, schien er von gleichsam schwebender Schlankheit, wie eine aufgerichtete Lanze.«⁴⁴

Der Pächter des Gutes, das Michails Mutter gehört, ist sein Onkel Adam Chlodowski, ein hochverschuldeter polnischer Graf, der diversen schrulligen, vor der Revolution geflohenen russischen Aristokraten Unterschlupf als Gutsbedienstete gewährt. Unter diesen ist ein Schriftsteller namens Ananchin (von griech. *ananke*: Notwendigkeit, Schicksal), der sich in früheren Zeiten durch eine prophetische Gabe auszeichnete und namentlich im noch zaristischen Moskau die Gäste einer Abendgesellschaft dadurch in Schrecken versetzte, dass er ihnen jeweils ihren gewaltsamen Tod durch die Bolschewiki vorhersagte: Prophezeiungen, die allesamt eintrafen. Chlodowskis Verlobte Wera, der Ananchin bei derselben Gelegenheit weissagte, sie werde einen Sohn zur Welt bringen, der alle Anwesenden überleben, aber »kein Mensch, sondern ein Teufel sein« werde (44), war dadurch so verstört, dass sie ihre Verlobung löste und ins Kloster ging. Gerade als Nonne geriet sie jedoch in die Mühlen der Revolution und floh unter den schrecklichsten Umständen mit wechselnden Leidensgefährten nach Sibirien und immer weiter nach Osten bis in die Mongolei, wo sie von Ilja Alexandrowitsch Ussurow, einem mongolischen Prinzen und verkappten Bolschewiken, der ihren Begleiter ermordet hatte, schwanger wurde. In der Nacht Anfang 1921, in der ihr Sohn in einem buddhistischen Heiligtum in Urga (Ulan-Bator) zur Welt kam, wurde die Stadt von den »weißen« Truppen des Generals Ungern-Sternberg eingenommen, der Ussurow sofort als »Roten« erkannte und töten ließ. Wera starb wenig später auf dem

Weg nach China und hinterließ den Auftrag, das Kind, Wladimir Iljitsch Ussurow, zu Chlodowski zu bringen (60–88). Dieser weigert sich, weil er mittlerweile an die Prophezeiungen Ananchins glaubt, das Kind bei sich aufzunehmen, und versucht, es durch Geldsendungen an seine Pflegeeltern fernzuhalten. Doch erhält er über die Jahre hinweg Briefe von den Pflegeeltern aus immer westlicher gelegenen Orten (Schanghai, Teheran, Konstantinopel) und muss bei Beginn der Handlung, nachgerade in Panik, glauben, der gefürchtete junge Mann sei bereits in Belgrad (12). Alles Unglück, das er im Laufe dieser Jahre erlebt hat – er hat sein Vermögen und seine Güter verloren, seine Frau ist bei einer Geburt gestorben –, schreibt er dem Wirken des »teuflischen« Kindes zu:

»Seit dieses Kind existiert, dozierte Chlodowski, »demoliert es meine Existenz! Es lähmt einfach meinen Willen, dem Unglück zu widerstehen. Ich habe wiederholt darüber nachgedacht, ob es einen freien Willen überhaupt gibt. Es gibt einen, doch kann man ihn nur gebrauchen, wenn, wie Ananchin behauptet, der Teufel zugibt, daß Gott uns den freien Willen läßt. [...] Ich begreife jetzt vollkommen, daß manche Menschen an Gott nur glauben, damit sie auch an den Teufel glauben können, der der wesentlich Wichtigere von beiden ist. Ich habe Ananchin zwar gesagt, daß das ein Unsinn sei, dir aber sage ich: es ist doch so! Der Teufel ist nicht in der Hölle, der Teufel ist im Osten auferstanden, und von dort aus ist er im Begriff, uns alle zu verschlingen. Auch mitten unter uns geht er schon herum, und wenn früher jedermann seinen eigenen Gott hatte, so hat jetzt jeder seinen eigenen Teufel!« (98 f.)

Während so eine näherrückende Gefahr, die Personifikation des Bolschewismus – Wladimir Iljitsch sind auch der Vor- und Vatersname Lenins –, beschworen und endlos diskutiert wird, häufen sich in Rafalowka Zufälle, in die fast ohne sein Zutun stets der bezaubernd schöne und lebenswürdige Michail Rosenthorpe verwickelt ist: Seine Cousine Elisabeth löst ihre Verlobung, weil sie sich in ihn verliebt hat; die hässliche Nachbars-tochter Jascha blüht auf, weil er sich freundlich mit ihr beschäftigt, wird daraufhin plötzlich auch von anderen wahrgenommen und erhält einen Heiratsantrag; unter dem »nichtadligen« Gutspersonal machen sich, seit Michail da ist, Unruhe und eine Aufmüpfigkeit breit, die die traumatisierten russischen Emigranten gleich als Zeichen einer bevorstehenden Revolution werten. Im September überstürzen sich die Ereignisse. Michail ist mit dem Auto auf dem Weg zu Jascha, die ihn, zwei Tage vor ihrer Hochzeit, dringend um seinen Besuch gebeten hat. Unterwegs im Wald begegnet er einem Wagen, der luxuriös eingerichtet, im Inneren mit Stoffen bespannt und mit Pelz ausgestattet ist. Darin sitzen drei asiatisch aussehende Männer, die sich als mongolische Fürsten, ehemalige Minister und Heerführer des Generals Ungern-Sternberg, vorstellen und erklären, ihm Nachrichten über seinen Vater bringen zu wollen, aber sehr in Eile zu sein.

Diesen Vater, den baltischen Offizier Rosenthorpe, hat Michail nie gesehen, weil er seit 1921, Michails Geburtsjahr, im Russischen Bürgerkrieg verschollen ist. Da die »Fürsten« nicht warten wollen, fährt er nach Rafalowka zurück, bittet seinen Cousin Stanislaus, mit seinem Wagen zu Jascha zu fahren und ihn zu entschuldigen, und steigt dann zu den »Fürsten« in deren Wagen. Stanislaus aber fällt unterwegs mit Michails Auto einem Mordkomplott gegen diesen zum Opfer, das die russischen Emigranten geplant haben, um einen Ausbruch der Revolution in Rafalowka zu verhindern. Da weder Michail noch Stanislaus auf dem Nachbargut ankommen, begeht Jascha einen Suizidversuch. Ananchin, beteiligt an dem Mordkomplott, weckt Chlodowski mitten in der Nacht, gesteht ihm alles und beweist ihm durch Schlussfolgerungen, dass der präsumtive Michail Rosenthorpe niemand anders ist als der gefürchtete Wladimir Iljitsch Ussurow, den Chlodowskis Schwester nach dem Tod ihres eigenen Sohnes heimlich an Kindes statt angenommen hat – genau dasselbe, was auch die »Fürsten« dem ahnungslosen Michail enthüllen. Obendrein, erläutert Ananchin unter Heranziehung der Offenbarung des Johannes und diverser Lexika, sei Wladimir identisch mit dem Antichristen, der »der Überlieferung nach der Sohn eines Mörders und einer Nonne« sei (159). Als diese Ausführungen gerade beendet sind und Chlodowski vom Tod seines Sohnes erfahren hat, bricht die »Revolution« aus: Die Bediensteten des Gutes stürmen auf der Suche nach Michail, den sie von den Russen ermordet glauben, das Gutshaus, plündern es und stecken es in Brand. In den Flammen kommt Chlodowski ums Leben. Als Michail/Wladimir von den »Fürsten« wieder vor dem Gutshaus abgesetzt wird, ist es nur noch eine rauchende Ruine. Die »Fürsten«, die kurz darauf spurlos verschwinden, geben ihm noch die Warnung mit, sich nicht zu weit nach Westen zu bewegen (179).

Elisabeth, die Vater, Bruder und Heimat verloren hat, bittet Michail, sie nach Prag zu ihrer Tante in das Stift zu den Heiligen Engeln zu bringen, und nach kurzem Zögern sagt er zu. Als sie unterwegs in Krakau übernachten, ist er »in sein Verhängnis gekleidet wie in einen Harnisch aus furchtbaren Edelsteinen, deren harter Blick alles Menschliche zurückwarf« (182):

»Wie kann es sein, daß ich nicht der, der ich zu sein meine, sondern ein ganz anderer bin, den ich nicht hindern kann zu tun, was ich nie getan hätte, der Unheil bringt, das ich ihm nicht wehren kann, der da ist, und ich selber bin nicht mehr da! [...] Schon wenn ich wach bin, tut er mit mir, was er will, und wenn ich schlafe, entsetzt er meine Träume. Ja, ich träume von meinen Träumen. Bist du denn sicher, daß ich nicht selbst im Schlafe wandle und die Seelen töte, die mir begegnen? Daß ich nicht, augenlosen Blicks, die Seelen schlage, die mich im Traume sehen?« (183–185)

Am Abend des 28. September 1938, dem Tag vor dem Michaels-Fest und vor dem Tag des Münchner Abkommens, in dem Großbritannien und Frankreich, um den Krieg zu vermeiden, dem nationalsozialistischen

Deutschland die Tschechoslowakei opferten, überqueren Michail und Elisabeth die tschechische Grenze. Gleich danach stoßen sie beinahe mit einem Wagen gleichen Typs zusammen, der auf ihrer Seite der Straße fährt: »Wer darin saß, konnte man wegen des Spiegelns der Windschutzscheibe nicht sehen. Sie glänzte wie der Blick eines furchtbaren Auges. Als ein Zusammenstoß unvermeidlich schien, war der andre Wagen verschwunden.« (186) Kurz darauf geraten sie in Náchod in eine wohl von der deutschen Propaganda orchestrierte »antitschechische« Demonstration, die in eine Schießerei ausartet, wobei eine verirrte Kugel Michail tötet. Im Sterben zeigt sich zwischen seinen Wimpern »wie der Glanz indischer Juwelen, ein Blitz von fabelhaftem Azur.« Am nächsten Tag findet Elisabeths früherer Verlobter sie neben dem Toten, der um den Kopf »einen weißen Leinenstreifen wie eine Siegerbinde« trägt.

»Denn Sieger sind nicht, die gesiegt haben, Sieger sind, die überstehen.«⁴⁵ [...] Durch die geschlossenen Lider schimmerte, wie ein Schatten, das Blau der Augen. Es war, als sähe er die beiden an. Aber der Blick hatte keine Kraft mehr. Der Azur des Himmels, aus dem der Engel gestürzt, war erloschen.« (187)

Und in den Trümmern von Rafalowka unterhalten sich die russischen Emigranten. Die alte Prinzessin Naryschkin klagt:

»Er war gar nicht böse. Er war die Liebe selbst. Er war ein Engel!«
 »Es heißt ja nun auch«, erwidert einer der Männer, »daß kein Krieg kommen wird. Der Antichrist war aufgebrochen, doch konnte er über die Welt nicht siegen. Es ist merkwürdig, aber seit er tot ist, spricht niemand mehr vom Krieg. Man sagt, sie sollen Frieden gemacht haben.« (188 f.)

Auf höchst raffinierte Weise werden hier die traditionelle Michaels-Ikografie, die Facette des furchtbaren Todesengels und die Dichotomie Engelsfürst – gefallener Engel/Luzifer/Antichrist mit der politischen Geschichte des 20. Jahrhunderts verwoben, ganz abgesehen von den Verweisen in Namengebung und Zeitstruktur. Mit der Dichotomie Engel/Teufel verbindet sich das in Lernet-Holenias Erzählwerk sehr häufige Motiv des Doppelgängers.⁴⁶ Aus der Romantik entlehnt ist die den Tod ankündigende Begegnung mit dem eigenen Spiegelbild oder Doppelgänger (der hier im Peugeot unterwegs ist). Der Mensch Michail/Wladimir, der die extreme Spannung innerhalb seiner Person nicht ertragen kann, siegt schließlich über sein »Verhängnis«, widersteht der Versuchung des »Teufels« in sich und überwindet diesen in einem inneren Kampf, indem er bewusst seinen Tod herbeiführt – durch Überschreiten der ihm gesetzten mythischen Grenze nach Westen, in die Himmelsrichtung des Erzengels Michael.⁴⁷

Ein Traum in Rot erschien 1939 noch bei S. Fischer in Berlin, schon unter der Leitung von Peter Suhrkamp. Die Dämonisierung des Bolschewismus, wie sie als Hauptaussage des Romans erscheinen kann, wenn man den Text nur entlang seiner Oberfläche liest, mochte gut ins politische Konzept der Nationalsozialisten passen. Anders erging es Lernet-Holenia mit seinem nächsten Roman *Mars im Widder*. Er schildert darin den Beginn des »Polen-Feldzugs« aus eigener Anschauung mit einer Exaktheit, die keinen Zweifel daran ließ, dass es sich um einen deutschen Überfall auf einen nicht vorbereiteten Gegner gehandelt hatte, und zugleich in einer wenig siegessicher stimmenden, düsteren und unheilswangeren Atmosphäre, wiederum mit zahlreichen phantastischen Zügen, die an *Der Baron Bagge* erinnern. Dies führte dazu, dass *Mars im Widder*, unter dem Titel *Die blaue Stunde* 1941 schon in der Berliner Zeitschrift *Die Dame* publiziert, unmittelbar vor der Auslieferung der Buchausgabe durch direkte Intervention des Propagandaministeriums verboten wurde.

IV Conclusio

Wie diese Beispiele zur literarischen Rezeption der Figur des Erzengels Michael, so hoffe ich, exemplarisch zeigen konnten, gibt es in der Verwendung bestimmter Motive und im Bereich der Erzähltechnik eine interessante Übereinstimmung zwischen zwei Autoren, von denen der eine geboren wurde, als der andere starb: zwischen dem Preußen Theodor Fontane, dem Zeitzeugen des 19. Jahrhunderts und Historiker der drei »deutschen Einigungskriege«, und dem Österreicher Alexander Lernet-Holenia, dem Beobachter der Geschichte des 20. Jahrhunderts und Offizier im Ersten und Zweiten Weltkrieg. Gemeinsam haben sie nicht nur kennzeichnende narrative Verfahrensweisen wie die Aufladung realistischer Details (Namen, Daten, Objekte) mit symbolischer Bedeutung oder eine – in beiden Fällen überaus unterhaltsame – Kunst des anspielungsreichen Dialogs, der unter anderem die Camouflage politisch und gesellschaftlich brisanter Aussagen durch Small-talk, Skurrilitäten oder erotische Anzüglichkeit erlaubt.⁴⁸ Auch das synkretistische Spiel mit Versatzstücken verschiedener Traditionen in Anspielungen, Zitaten und Postfigurationen und das Unterlaufen von Genre-Konventionen, etwa der Kriminalerzählung,⁴⁹ ist charakteristisch für die Erzählweise beider Autoren, ebenso wie der Umstand, dass vielfach erst das Verständnis des Subtextes ein differenziertes Lesen der Erzählung ermöglicht.⁵⁰ Eine weitere Ähnlichkeit sind die – mit einem Begriff von Renate Böschenstein – »vertikalen Geschichten«,⁵¹ die in parallelen Handlungsmustern, Szenerien, Namen und Figurentypen die einzelnen Texte transzendieren; bei Lernet-Holenia geht dies bis zum Auftauchen derselben fiktiven Figuren, Familien und Ereignisse in verschiedenen Werken.⁵²

Die beiden Autoren verbinden aber auch ihre Themen: »Retro-Themen«, um es mit einem Schlagwort zu sagen. Beide sind unübersehbar fasziniert vom Adel, von der Genealogie und Geschichte alter Familien und ihrer Schlösser und Güter, beide sind ebenso fasziniert vom Militär, insbesondere von der Kavallerie (die freilich nur Lernet-Holenia aus eigener aktiver Anschauung kannte). Aus den Siegen und Niederlagen der Vergangenheit⁵³ beziehen sie den Maßstab für die Bewertung der militärischen und politischen »Glanzleistungen« wie des Versagens ihrer eigenen Epoche. Was für Fontane das – konstruierte, nicht historische – Idealbild des friderizianischen Preußen, an dem er die Entwicklungen seiner Gegenwart maß, ist für Lernet-Holenia die ebenso virtuelle Idee des »Reiches«, des 1918 untergegangenen multiethnischen »alten Österreich« als Erbe des »ersten« Deutschen Reiches und damit letzten Endes auch des Imperium Romanum.

Als *locus classicus* der Beschwörung des friderizianischen Preußen bei Fontane könnte man vielleicht *Vor dem Sturm* (1878) bezeichnen; die Beschwörung der Idee des alten Österreich bei Lernet-Holenia erreicht im Roman *Die Standarte* (1934), der die Auflösung der österreichischen Armeen und den Zusammenbruch der Donaumonarchie im Herbst 1918 thematisiert, ihren Höhe- und zugleich Endpunkt. Der Blick, den beide Romane auf die Visionen ihres Ideals werfen, ist jeweils ein nostalgischer: Denn 1871 und in den Jahren, die folgten, hatte sich gezeigt, dass das neu gegründete Deutsche Reich, so preußisch es sich gab (und so unerträglich preußisch es auf die Bewohner und »Anhänger« der anderen deutschen Staaten auch wirken mochte), doch einen Abschied von preußisch-friderizianischen Traditionen bedeutete; 1934 war das Jahr des österreichischen Bürgerkriegs, aus dem der »Austrofaschismus« hervorging, der sich auf altösterreichische Werte ebenso berief wie er sie (zumindest in Lernet-Holenias Optik) verriet, womit er dem Sieg des Nationalsozialismus in und über Österreich den Boden bereitete. Und auch auf der Handlungsebene wird das Ideal aus der Perspektive eines Bedrohten, wenn nicht Verlorenen dargestellt: Am Jahreswechsel 1812/13 befand sich Preußen am Umschlagpunkt einer Situation existenzieller Gefährdung; im Herbst 1918 zerfiel die Donaumonarchie und verschwand mit ihr das alte Österreich. Fontane wie Lernet-Holenia sahen sich in der Folge durch Korruption ihrer Ideale zutiefst desillusioniert: Fontane verachtete das »Preußentum« des »zweiten« Deutschen Reiches, insbesondere in seiner wilhelminischen Form nach 1890, bis hin zum tiefen »Haß auf die »blaue Kornblume««,⁵⁴ und Lernet-Holenia erlitt angesichts des Missbrauchs der Reichsidee und ihrer Rhetorik durch die Nationalsozialisten und deren »Drittes Reich« eine – mit den Worten von Hélène Barrière – tiefe »Zerrüttung seiner Weltauffassung und seines dichterischen Schaffens«.⁵⁵

Indes ist es der solcherart an der Geschichte geschärfte und die eigenen Ideale (auch) reflektierende Blick, der es beiden Autoren, scharfen und

Anmerkungen

- 1 Alexander Lernet-Holenia: *Die Auferstehung des Maltravers*. Wien, Hamburg 1984, S. 190 f.; im Folgenden nach dieser Ausgabe zitiert.
- 2 Darauf spielt in einem Pariser Restaurant der Oberkellner Mercœur an, der der letzte Kammerdiener Nikolaus' II. gewesen zu sein behauptet (74–84).
- 3 Vgl. *Lexikon für Theologie und Kirche*, Bd. 7, Sp. 227 f., und Sabine Poeschel: *Handbuch der Ikonographie*. Darmstadt 2005, S. 204 f. Zur Michael-Ikonografie vgl. ausführlicher auch Andrea Schaller: *Der Erzengel Michael im frühen Mittelalter. Ikonographie und Verehrung eines Heiligen ohne Vita*. Bern u. a. 2006.
- 4 Vgl. P. Carolidis: *Anubis. Hermes. Michael. Ein Beitrag zur Geschichte des religiös-philosophischen Synkretismus im griechischen Orient*. Straßburg 1913; Johannes W. Schneider: *Michael und seine Verehrung im Abendland. Eine Studie zur Bewusstseinsentwicklung der Völkerwanderungszeit und des Mittelalters*. Dornach 1981, S. 95–108; *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*, Bd. 6, Sp. 232–234. – Auch die islamische Tradition kennt einen Todesengel, bisweilen Azrael genannt, vgl. Koran, Sure 32, Vers 11: »Sag: Der Engel des Todes, der über euch eingesetzt ist, wird euch (wenn eure Frist abgelaufen ist) abberufen. Hierauf werdet ihr zu eurem Herrn zurückgebracht werden.«
- 5 John Banville: *The Infinities*. London 2009.
- 6 Etwa des Tempio di San Michele Arcangelo in Perugia (erbaut im 5./6. Jh. auf der Ruine eines römischen Tempels), des Klosters Sant'Arcangelo in den Ruinen des Jupiter-Tempels auf dem Felsen über Terracina, des Mont-Saint-Michel in der Normandie (Weihe 709), der Grabkapelle St. Michael in Fulda (Weihe 822) oder des Bergklosters Sacra di San Michele im Piemont (9./10. Jh.; das Vorbild für die »Abtei« in Umberto Ecos *Der Name der Rose*), um nur einige zu nennen.
- 7 Vgl. Schneider 1981 (wie Anm. 4), S. 87–94.
- 8 Vgl. Schaller 2006 (wie Anm. 3), S. 259–274; Schneider 1981 (wie Anm. 4), S. 97–108.
- 9 Vgl. z. B. Schaller 2006 (wie Anm. 3), Abb. 40; Schneider 1981 (wie Anm. 4), Abb. S. 75.
- 10 Vgl. Schneider 1981 (wie Anm. 4), S. 13–40; Schaller 2006 (wie Anm. 3), S. 32–37; Johannes Peter Rohland: *Der Erzengel Michael. Arzt und Feldherr. Zwei Aspekte des vor- und frühbyzantinischen Michaelskultes*. Leiden 1977, S. 75–104.
- 11 Vgl. Rohland 1977 (wie Anm. 10), S. 34–49 und 67.
- 12 Vgl. Schaller 2006 (wie Anm. 3), S. 71–81.
- 13 Josua 5,14 (Septuaginta): ὁ δὲ εἶπεν αὐτῷ ἐγὼ ἀρχιστράτηγος δυνάμεως κυρίου [...] www.bibledatabase.net/html/septuagint/06_005.htm (Abruf: 14. 9. 2012; Hervorhebung C.H.).
- 14 Vgl. Rohland 1977 (wie Anm. 10), S. 105–137.
- 15 Vgl. Anna Maria Renner: *Der Erzengel Michael in der Geistes- und Kunstgeschichte*. Saarbrücken 1927, S. 15; Schneider 1981 (wie Anm. 4), S. 39, u. a.
- 16 Differenzierend und die Forschungsgeschichte kritisch relativierend Schaller 2006 (wie Anm. 3), S. 16–18.

- 17 San Michele Maggiore; vgl. *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 6, Sp. 594.
- 18 Vgl. Renner 1927 (wie Anm. 15), S. 29 f.
- 19 Auch andere mit dem Michaelskult verbundene Feste fallen in den Herbst: Chonai-Kolossai – 6. September; Michaels-Tag nach dem Sacramentarium Leos des Großen – 30. September; Konstantinopel – 8. November.
- 20 Vgl. *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 6, Sp. 594.
- 21 Vgl. Rohland 1977 (wie Anm. 10), S. 1.
- 22 Vgl. dazu Tomasz Szarota: *Der deutsche Michel. Die Geschichte eines nationalen Symbols und Autostereotyps*. Osnabrück 1998; ders.: *Der deutsche Michel. Das Autostereotyp der Deutschen*. In: *Das Jahrhundert der Bilder*. Bd. 2: 1949 bis heute. Hrsg. von Gerhard Paul. Göttingen 2008, S. 298–305, und Bernd Grote: *Der deutsche Michel. Ein Beitrag zur publizistischen Bedeutung der Nationalfiguren*. Dortmund 1967, sowie Karl Riha: *Der deutsche Michel. Zur Ausprägung einer nationalen Allegorie im 19. Jahrhundert*. In: *Nationale Mythen und Symbole in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Strukturen und Funktionen von Konzepten nationaler Identität*. Hrsg. von Jürgen Link. Stuttgart 1991, S. 146–171.
- 23 Vgl. Schaller 2006 (wie Anm. 3), S. 71, 91–106 und 259–261.
- 24 Vgl. *Lexikon für Theologie und Kirche*, Bd. 7, Sp. 230.
- 25 Alexander Lernet-Holenia: *Das Geheimnis Sankt Michaels*. Berlin 1927; im Folgenden nach dieser Ausgabe zitiert.
- 26 Mit offensichtlicher Replik auf Rilkes Gedicht *Orpheus. Eurydike. Hermes* (1904).
- 27 Alexander Lernet-Holenia: *Die Abenteuer eines jungen Herrn in Polen*. Berlin 1931, S. 13, 31 und 264.
- 28 Diese Daten und ihre Signifikanz werden in zahlreichen Studien zu *Effi Briest* beleuchtet, wohl zum ersten Mal zusammenhängend bei Peter-Klaus Schuster: *Theodor Fontane: Effi Briest. Ein Leben in christlichen Bildern*. Tübingen 1978. Vgl. auch, anstatt vieler, Karla Bindokat: *Effi Briest. Erzählstoff und Erzählinhalt*. Frankfurt a. M. u. a. 1984, und Michael Masanetz: *Vom Leben und Sterben des Königskindes. Effi Briest oder der Familienroman als analytisches Drama*. In: *Fontane Blätter* 72 (2001), S. 42–93.
- 29 »Es war einen Monat später, und der September ging auf die Neige. Das Wetter war schön, aber das Laub im Parke zeigte schon viel Rot und Gelb, und seit den Äquinoktien, die drei Sturmtage gebracht hatten, lagen die Blätter überall hin ausgestreut.« Theodor Fontane: *Effi Briest*. In: *GBA Das erzählerische Werk*. Bd. 15, S. 348 f. (Hervorhebungen C.H.). – Fontanes erzählerisches Werk wird im Folgenden stets nach der GBA zitiert.
- 30 Vgl. Fontane an Georg Friedlaender über *Unterm Birnbaum*, 16. 11. 1885: »Daß keine schöne, herzerquickliche Gestalt darin ist, wer dies auch gesagt haben mag, ist richtig und keine üble Bemerkung, das Schöne, Trostreiche, Erhebende schreitet aber gestaltlos durch die Geschichte hin und ist einfach das gepredigte Evangelium von der Gerechtigkeit Gottes, von der Ordnung in seiner Welt.« (HFA IV/3, Nr. 408)
- 31 Vgl. Schaller 2006 (wie Anm. 3), S. 156 f., und Schneider 1981 (wie Anm. 4), S. 99. Der Erbauer, Bischof Bernward von Hildesheim (gest. 1022), war einer der Hauptförderer des Michaelskultes in Deutschland.

32 Etwa Hulda Niemeyer in *Effi Briest*, Rosa Hexel in *Cécile*, das Schwesternpaar Melanie und Jacobine de Caparoux in *L'Adultera* oder das Mutter-Tochter-Paar Josephine und Victoire von Carayon in *Schach von Wuthenow*. Vgl. dazu Renate Böschenstein: *Caecilia Hexel und Adam Krippenstapel. Beobachtungen zu Fontanes Namengebung*. In: Renate Böschenstein: *Verborgene Facetten. Studien zu Fontane*. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hubertus Fischer. Würzburg 2006, S. 329–360, hier S. 344 f. Zu Franziska und Hannah vgl. auch Kai Kauffmann: *Plaudern oder verstehen? Theodor Fontanes Roman Graf Petöfy*. In: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* N. F. 48.1 (1998), S. 61–89, hier S. 79.

33 Dass hier Franziskas Kindheitstrauma Ausdruck findet, zeigt Kauffmann 1998 (wie Anm. 32).

34 Vgl. Christine Hehle: *Venus und Elisabeth. Beobachtungen zu einigen Bildfeldern in Theodor Fontanes Roman Unwiederbringlich*. In: »Spielende Vertiefung ins Menschliche«. *Festschr. für Ingrid Mittenzwei*. Hrsg. von Monika Hahn. Heidelberg 2002, S. 219–233.

35 *Religion als Relikt? Christliche Traditionen im Werk Fontanes*. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hubertus Fischer. Würzburg 2006.

36 Alexander Lernet-Holenia: *Der Baron Bagge*. Wien 1998; im Folgenden nach dieser Ausgabe zitiert.

37 Lernet-Holenias älterer Zeitgenosse und Freund Leo Perutz spielt auf noch weit artifiziere Art mit mehrfach verschachtelten Rahmengeschichten und Herausgeberfiktionen, etwa in *Der Meister des Jüngsten Tages* (1923); hier wird die zunächst plausibel klingende Geschichte – samt »Vorwort« des Erzählers – durch die »Schlußbemerkun-

gen des Herausgebers« als bewusste Fiktion mit Täuschungsabsicht entlarvt (Leo Perutz: *Der Meister des Jüngsten Tages*. München 2010, S. 5–11 und 195–197). Bei Lernet-Holenia ist es meist umgekehrt: Die Binnenerzählung lässt ein in der Rahmengeschichte zunächst sonderbar bis absurd wirkendes Verhalten nachträglich verständlich oder sogar durchaus folgerichtig erscheinen, etwa in *Die Standarte* (1934).

38 Vgl. Wolfgang Golther: *Germanische Mythologie* (1895). Mit einem Vorwort von Hans-Jürgen Hube. Wiesbaden 2011, S. 564. Die goldbeschlagene Brücke über den »lärmenden Fluss« und die nach Norden hinabführenden Radspuren und Hohlwege sind eine der Konstanten in Lernet-Holenias erzählerischem Arsenal; vgl. z. B. *Die Auferstehung des Maltravers*, S. 181. Zur Bedeutung der Himmelsrichtungen vgl. Hélène Barrière: *Östliche Steppe, nördlicher Wald, mittelmeeisches Licht: Himmelsrichtungen in der erzählerischen Welt Alexander Lernet-Holenias*. In: »Bin ich denn wirklich, was ihr einst wart?« *Alexander Lernet-Holenia. Resignation und Rebellion*. Hg. von Thomas Hübel, Manfred Müller und Gerald Sommer. Riverside (CA) 2005, S. 107–124. Sie weist auf die synkretistische Verwendung griechischer und nordischer Mythen durch Lernet-Holenia hin, die in seinen Erzählungen parallele symbolische Bedeutungen vermitteln (S. 121).

39 Grabhügel, auch prähistorische, sind ein häufig vorkommendes Motiv in Lernet-Holenias Erzählwerk. Das eklatanteste Beispiel dafür ist der Roman *Der Mann im Hut* (1937), in dem ein anscheinend Verrückter in Ungarn jeden Hügel untersucht, auf der Suche nach dem Grab des Hunnenkönigs Attila und in der Absicht, sich an den darin vermuteten Schätzen zu bereichern. Was schließlich in Hajdúböszörmény, nordwestlich von Debrecen, tatsächlich gefunden wird, ist,

noch verrückter, der Grabhügel der Nibelungen (aber ohne Schatz). Im In-die-Tiefe-Steigen durch eine später errichtete Kapelle dringen die Figuren gleichsam durch die Schichten der Jahrhunderte in eine mythische Vergangenheit vor. Auch in diesem Roman gibt es eine Nebenfigur namens Michael, ein Kind, das beim Schwimmen an seinen Trauerkleidern von Schlingpflanzen unter Wasser gezogen wird und ertrinkt (Alexander Lernet-Holenia: *Der Mann im Hut*. Berlin 1937, S. 146 f.).

40 Vgl. *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*, Bd. 9, Sp. 979–992. – In *Die Inseln unter dem Winde* (1952) schwebt ein Mann mit dem (Erzengel-) Namen Gabriel Clamm in der Zeit zwischen dem 28. Dezember und dem 6. Januar zwischen Tod und Leben und kehrt als ein grundlegend Veränderter, zum dämonischen Verbrecher Gewordener, ins Leben zurück (Alexander Lernet-Holenia: *Die Inseln unter dem Winde*. Wien 1952, S. 53–71).

41 Alexander Lernet-Holenia: *Der Graf Luna*. Wien 1955; im Folgenden nach dieser Ausgabe zitiert.

42 Bei Sieniawa in der Woiwodschaft Vorkarpaten, nahe der heutigen ukrainischen Grenze.

43 Etwa in San Vitale und in Sant'Apollinare in Classe in Ravenna sowie in Santa Maria Maggiore in Rom; vgl. Schaller 2006 (wie Anm. 3), S. 40–42 und Abb. 1.

44 Alexander Lernet-Holenia: *Ein Traum in Rot*. Wien 1997, S. 22; im Folgenden nach dieser Ausgabe zitiert.

45 Zitat von Rilkes *Requiem für Wolf Graf Kalckreuth*: »Wer spricht von Siegen? Überstehn ist alles.« (Rainer Maria Rilke: *Requiem*. Leipzig 1931, S. 33.) Wolf Graf Kalckreuth hatte sich 1906 mit neunzehn Jahren das Leben genommen.

46 Meist ist das Auftauchen von Doppelgängern ganz »handfest« motiviert durch die Notwendigkeit, als Spion(in) oder Widerstandskämpfer(in) einen Decknamen zu führen, durch gestohlene und abhanden gekommene Pässe, Flucht aus Kriegsgefangenschaft usw. So u. a. in *Mars im Widder* (1941), in *Die Inseln unter dem Winde* (1952) und in *Beide Sizilien* (1942), wo gleich drei Personen sich wechselseitig füreinander ausgeben und das Michael-Motiv ebenfalls eine wichtige Rolle spielt.

47 In Kirchenbauten ist der Westen, also der Eingangsbereich, der Bereich Michaels, vgl. oben S. 50 mit Anm. 7. – Die »Fürsten« sprechen vom Meridian von Ferro als der Grenze (*Ein Traum in Rot* 179), doch Michail findet den Tod schon an der viel weiter im Osten gelegenen polnisch-tschechischen Grenze.

48 Beispiele dafür finden sich bei Fontane allenthalben, insbesondere in den späten Romanen *Unwiederbringlich* (1892), *Frau Jenny Treibel* (1893), *Effi Briest* (1895), *Die Poggenpuhls* (1896) und *Der Stechlin* (1898), aber auch in *L'Adultera* (1882), *Cécile* (1887) und *Irrungen, Wirungen* (1888), und der Entdeckungsfreude sind kaum Grenzen gesetzt. Auch die Untersuchungen zu Fontanes Dialogkunst und zu seiner Anspielungstechnik sind außerordentlich zahlreich; vgl. Pierre Bange: *Ironie et dialogisme dans les romans de Theodor Fontane*. Grenoble 1974; Bettina Plett: *Die Kunst der Allusion. Formen literarischer Anspielungen in den Romanen Theodor Fontanes*. Köln, Wien 1986; Norbert Mecklenburg: *Theodor Fontane. Roman-kunst der Vielstimmigkeit*. Frankfurt a. M. 1998; Peter James Bowman: *Dialogue and Identity. Characterization in the Novels of Theodor Fontane*. Cambridge 1999; Rainer Warning: »Causerie« bei Fontane. In: *Fontane und die Fremde, Fontane und Europa*. Hrsg. von Konrad Ehlich. Würzburg 2002, S. 295–306, um nur

einige zu nennen. – Ein Musterbeispiel für scheinbar erotische, in Wirklichkeit politische Anzüglichkeit bei Lernet-Holenia ist eine Unterhaltung in *Mars im Widder*, die an der Oberfläche um die Jagd – auf Wild wie auf Frauen – kreist. Die politische Signifikanz der wiederholten Verwendung des Wortes »Anschluss« und der Erörterung der Möglichkeit, demnächst vielleicht auf »polnische Wisente« in einem Nachbarrevier »zu Schuss kommen zu können«, das sich »in Staatsbesitz« befindet, ist angesichts von Zeit und Ort dieser Szene – Sommer 1939 in Wien – jedoch eindeutig (Alexander Lernet-Holenia: *Mars im Widder*. Wien 1997, S. 71 f.).

49 Für Fontane vgl. etwa Stefanie Stockhorst: *Zwischen Mimesis und magischem Realismus. Dimensionen der Wirklichkeitsdarstellung in Kriminalromanen von Droste-Hülshoff, Fontane und Raabe*. In: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 2002, S. 50–81. Für Lernet-Holenia vgl. Jean-Jacques Pollet: *Alexander Lernet-Holenias Neo-Kriminalistik*. In: *Alexander Lernet-Holenia. Poesie auf dem Boulevard*. Hrsg. von Thomas Eicher und Bettina Gruber. Köln u. a. 1999, S. 153–176; Krzysztof Lipiński: *Abenteuer eines älteren Bewußtseins: Die Perspektive der Spätzeit in der Erzähltechnik Alexander Lernet-Holenias*. In: Hübel et al. 2005 (wie Anm. 38), S. 95–106.

50 Vgl. Hélène Barrière: *Ein Ritter von der traurigen Gestalt? Zur Aufnahme des »Grafen Luna« zehn Jahre nach Kriegsen-*

de. In: *Schuld-Komplexe. Das Werk Alexander Lernet-Holenias im Nachkriegskontext*. Hrsg. von Hélène Barrière. Oberhausen 2004, S. 169–191, hier S. 186.

51 Böschenstein 2006 (wie Anm. 32), S. 331 f.

52 Beispiele sind die Grafen Maltravers, die sowohl in der Erzählung *Die nächtliche Hochzeit* (1930) als auch in *Die Auferstehung des Maltravers* und *Ein Traum in Rot* auftauchen, wo es jeweils um die misslungene Befreiung der Zarenfamilie durch Maltravers und Rosenthorpe geht (vgl. Anm. 2), oder die Familie von Heister auf dem Gut Portendorf, die in *Die Standarte* (1934) und in *Der Graf von Saint-Germain* (1948) vorkommt.

53 Lernet-Holenia veröffentlichte etwa 1961 eine Biografie des österreichischen Feldherrn Prinz Eugen von Savoyen (Alexander Lernet-Holenia: *Prinz Eugen*. Hamburg, Wien 1961). Bei Fontane vgl. die diversen Schlachtbeschreibungen und -bewertungen in den *Wanderungen*, die sich teilweise im Romanwerk wiederfinden, oder entsprechende, historische und zeitgenössische Schlachten vergleichende Passagen in den Reisetagebüchern, etwa GBA, *Reisetagebücher*, S. 126 f., 171 u. a.

54 Fontane an Wilhelm Hertz, 24. 11. 1878 (HFA IV/2, Nr. 515).

55 Barrière 2004 (wie Anm. 50), S. 186.

Das Amazone-Denkmal im Invalidenpark. Zur Lage und Umgebung des Pittelkow-Hauses in Theodor Fontanes Roman *Stine*

Horst Hölscher

Amazone-Denkmal und Invalidenstraße 98e in der Fontane-Literatur

Schon im ersten Satz seines Romans *Stine* gestaltet Theodor Fontane in der scheinbar so genauen Topographie der Invalidenstraße einen Hör- und Schau-Platz im wahrsten Sinne des Wortes: »die Pferdebahnwagen klingelten und die Maschinenarbeiter gingen zu Mittag und [...] in Nummer 98e [wurden] die Fenster der ersten Etage [...] mit einer Art Bravour geputzt.«¹ Dann übernimmt die *alte Lierschen* das Wort, die angeblich »schräg gegenüber an der Scharnhorststraßen-Ecke« wohnt.² Sie beobachtet von dort das Geschehen offensichtlich schon längere Zeit, denn sie scheint sehr gut informiert zu sein über die »Pittelkow'n« (»sie kehrt sich an nichts«) und ihre *Schwester Stine* (»mit ihrem Stübeken oben bei Polzins un ihren Sep'ratschlüssel [...] na, die wird grad' ebenso.«). Von ihren abfälligen Kommentaren distanziert sich der Erzähler jedoch, indem er fortfährt, »oben auf dem Fensterbrett und kniehoch aufgeschürzt stand eine schöne, schwarze Frauensperson mit einem koketten und wohlgepflegten Wellenscheitel.« (S. 5)

Wo genau putzte Pauline Pittelkow die Fenster ihrer Wohnung, von wo beobachtete Frau Liersch sie, und wie sah überhaupt die direkte Umgebung dieses Teils der Invalidenstraße zur Handlungszeit von *Stine* um 1877³ aus? Nach der Veröffentlichung des Romans in den ersten Monaten des Jahres 1890⁴ hätten sich zeitgenössische Leser diesen Schauplatz gut vorstellen und bei einem Spaziergang zum Invalidenpark die noch vorhandenen örtlichen Gegebenheiten sehen können. Sie hätten auch feststellen können, wie frei der Erzähler den Schauplatz verändert hat und wo er tatsächlich vorhandene örtliche Bestandteile weggelassen oder fiktive hinzu erfunden hat. Sehr viel schwerer hat es ein interessierter heutiger Leser, der auf den Spuren von *Stine* den genaueren Schauplatz finden will und auf den etwas trostlosen Invalidenpark und seine Umgebung schaut.⁵ Er braucht neben einer guten Kenntnis des Romans detaillierte Informationen zur historischen

Topographie dieses Ensembles; mit einer zusätzlichen großen Portion Phantasie kann er sich dann die Lage des Pittelkow-Hauses vorstellen und vielleicht sogar die Atmosphäre seiner Umgebung nachfühlen.

Bekanntlich gab es nie die Adresse *Invalidenstraße 98e* für das Haus, in dem Pauline Pittelkow, ihre Schwester Stine Rehbein und die Polzins wohnen. Es ist aber versucht worden, die Lage dieses Hauses nach der Folge der Hausnummern bzw. nach Hinweisen im Romantext zu bestimmen. Der in *Stine* genannte *Obelisk*, das »Denkmal [...], das zur Erinnerung an die mit der ›Amazonen‹ Verunglückten errichtet wurde« (S. 50), spielte jedoch in der Fontane-Literatur für eine Erkundung von Lage und Umgebung des Pittelkow-Hauses meines Wissens bisher keine Rolle.

Ernst-Christian Gädtke lokalisiert das Pittelkow-Haus über die Hausnummern. Nach den Berliner Adressbüchern⁶ ab 1876 hätte das fiktive Haus Nr. 98e den tatsächlichen früheren Hausnummern 98 und 98a bis 98d folgen und somit östlich vom »Platz vor dem Neuen Tor« stehen müssen.⁷ Heute wäre dies etwa bei Nr. 99 oder 100, denn es gibt kein a, b etc. mehr. Gädtke nimmt das heutige Eckhaus Invalidenstraße/Hessische Straße als Ausgangspunkt und schreibt in seinem *Brief aus Berlin Nr. 9*: »Also nehmen wir's mit der Hausnummer samt ihren a, b, c und d nicht so genau und dekretieren: Das Haus, das wir suchen, ist das mit der Nummer 99!«⁸ Dort hätte Pauline Pittelkow aber nicht gegenüber dem Invalidenpark gewohnt, sondern ca. 120-150 m weiter östlich und genau gegenüber von den damaligen Großbaustellen an der Invalidenstraße 42 bis 44.⁹ Auf ihnen wurden seit 1875 an Stelle der vorher dort abgerissenen Königlichen Eisengießerei¹⁰ nacheinander bedeutende wissenschaftliche Einrichtungen gebaut: die Geologische Landesanstalt mit Bergakademie (Bauzeit 1875-1878, Invalidenstraße 44, am Invalidenpark gelegen) und die Landwirtschaftliche Hochschule (1876-1880, Nr. 42, zur Chausseestraße hin) sowie dazwischen etwas später das Museum für Naturkunde (1883-1889, Nr. 43).¹¹ Seit der Handlungszeit von *Stine* bis kurz vor Beginn der Veröffentlichung 1890 wurde dort also ständig gebaut; im Roman ist von diesen großen Baustellen nichts erwähnt, sie sind »ausgeblendet«.¹²

Demgegenüber folgt Bernd W. Seiler einigen Hinweisen im Romantext und schreibt: »Stine und ihre Schwester wohnen in der Invalidenstraße gegenüber dem Invalidenpark, in einem Haus mit der Nummer 98e. Die reale Zählung reichte nur bis 98d, und diese Häuser lagen etwas weiter östlich als der Park. Doch alle Häuser hier weisen dieselbe dichte Belegung auf, »kleine Leute«, zu denen auch eine Witwe Pittelkow passte.«¹³ Zur Erläuterung des Gesprächs von Waldemar und Stine in Kap. 9 veröffentlicht Seiler meines Wissens erstmals eine Abbildung des *Obeliskens* für die Opfer des im Herbst 1861 untergegangenen Marineschulschiffes *Amazonen*.¹⁴ Zum genauen Platz dieses Denkmals im Park und zu seiner Beziehung zum Pittelkow-Haus sagt er jedoch nichts.

Auch in der früheren Fontane-Literatur¹⁵ sowie in den früheren¹⁶ und neueren¹⁷ Kommentaren der großen Werksausgaben ist der genaue Standort des *Amazone*-Denkmals nicht erwähnt; insgesamt ließ sich in der Literatur kein Hinweis zum genauen Platz des Denkmals finden. Diese Lücke im sonst umfangreichen topographischen Wissen zu fontaneschen Schauplätzen möchte ich mit meiner Erkundung schließen. Damit kann nicht nur eine »weiße Stelle« in Fontanes Berlin-Stadtplan aufgeklärt werden. Das *Amazone*-Denkmal stellt meines Erachtens in *Stine* eine Wendemarke dar, die zum Verständnis des Romans beitragen kann und deswegen bekannt sein sollte. Außerdem ist schon in der ersten Szene von *Stine* eine in Fontanes Erzählwerk oft zu findende Arbeitsweise deutlich erkennbar: Für die künstlerische Gestaltung eines Schauplatzes benutzt er einerseits tatsächliche Gegebenheiten, wie sie waren, andererseits gestaltet er die Örtlichkeit um und erfindet völlig Neues hinzu und gestaltet daraus einen fiktiven, poetisch stimmigen und zur Handlung und zu den Figuren passenden Schauplatz, hier die *Invalidenstraße*. Dieser erhält durch Scharnhorststraßen-Ecke, Pittelkow-Haus und gegenüber liegenden Park mit *Amazone*-Denkmal von Anfang an eine räumliche Enge, in der sich die Figuren dennoch je auf ihre Art ausdrücklich wohlfühlen. Dieser Motivkomplex ist in fast allen folgenden Szenen des Romans immer wieder zu finden und weist auf eine persönliche »Enge« und Begrenztheit der Romanfiguren hin.

Der Platz des *Amazone*-Denkmals in *Stine* und in der Wirklichkeit

Das *Amazone*-Denkmal taucht in *Stine* nur in einer kurzen Szene am Beginn von Kap. 9 auf, etwa in der Mitte des Romans. Während eines abendlichen Besuchs bei Stine weist der junge Graf Waldemar von Haldern vom Fenster ihres Zimmers im dritten Stock (S. 40) auf den im gegenüber liegenden Park »frei zwischen den Bäumen stehenden Obelisken« hin. Als er nach seinem Besuch fortgeht, sieht Stine, dass er »nicht, wie gewöhnlich, nach links hin auf die Bahnhofsbrücke zuschritt, sondern, quer über den Damm, nach dem eingegitterten Park« und auf das Denkmal zu.¹⁸ (S. 50f) Diese Szene bietet Möglichkeiten zur inhaltlichen und figurenbezogenen Interpretation, z.B. zu Waldemars Melancholie oder als Vorausdeutung auf seinen Tod.¹⁹ Sie gibt aber auch einen klaren topographischen Hinweis, mit dem die Position des Pittelkow-Hauses und seine Umgebung erkundet werden können. Außerdem lässt sich damit erkennen, auf welchem engem Schauplatz alle Figuren der ersten Szene des Romans aufeinander bezogen sind.

Nach dem nie genau geklärten Untergang der *Amazone* mit der gesamten Besatzung im November 1861 wurde das Denkmal auf Initiative von Familien der ertrunkenen Seeleute mit Zustimmung von König Wilhelm I. im Invalidenpark errichtet und im Frühjahr 1863 eingeweiht.²⁰ Der Park lag damals noch außerhalb der Zollmauer von Berlin, die erst ab 1865 nach



Das Denkmal für die mit der Corvette „Amazone“ untergegangenen preussischen Seeleute im Invalidenpark zu Berlin. Originalzeichnung von H. Scherenberg.

Abb. 1: Amazone-Denkmal im Invalidenpark, 1863, von H. Scherenberg

und nach beseitigt wurde. Die *Illustrirte Zeitung* veröffentlichte auf der ersten Seite ihrer Ausgabe vom 23. Mai 1863 eine stimmungsvolle Zeichnung des Denkmals von H. Scherenberg²¹ mit einigen trauernden Personen (vgl. Abb. 1). Zwei Seiten weiter brachte die Zeitung dazu den Textbeitrag »Das Denkmal für die mit der preußischen Kriegscorvette *Amazone* untergegangenen Seeleute im Invalidenpark zu Berlin« von E.S. (Ernst Scherenberg²²), der u.a. den Invalidenpark aufschlussreich beschreibt; weiter unten werde ich auf diesen Zeitungsartikel zurück kommen.

Der genaue Standort des *Amazone*-Denkmals ist in Ausschnitten des Berliner Stadtplans von 1867²³ (vgl. Abb. 2) und des »Situations-Plans« vom Invalidenhaus mit dem Park von 1883²⁴ erkennbar. (vgl. Abb. 3) Das Denkmal stand im südlichen Teil des Parks, etwa in der Mittelachse und gut fünfunddreißig bis vierzig Schritte vom Parkeingang an der Invalidenstraße entfernt, lt. Plan von 1883 ca. 26 Meter von der Straße. Im Stadtplan von 1867 ist auch die dem Park gegenüberliegende Häuserzeile an der Invalidenstraße eingezeichnet. Diese Häuser hatten zwischen dem »Pockenhaus



Abb. 2: *Amazone*-Denkmal im Invalidenpark und Häuserzeile am Park, s. Pfeilmarkierung. Ausschnitt eines Stadtplans von 1867, Landesarchiv Berlin Sign. A 8869 Bl. 5 1867.

und der Ecke des Platzes vor dem »Neuen Tor« die Hausnummern 53 bis 65, wie aus dem Plan selbst erkennbar ist, ebenso im Adressbuch für 1867. Zur Positionierung des Pittelkow-Hauses innerhalb dieser Häuserzeile kann nun der schon zitierte Gang Waldemars nach seinem Besuch bei Stine »quer über den Damm« zum *Obelisk* (S. 50) herangezogen werden. Auch die Ankunft des alten Grafen zu seinem Besuch bei Pauline Pittelkow in Kap. 13 gibt einen weiteren, ähnlich genauen Hinweis: Seine *Droschke* »hielt [...] vor dem Eingange zum Invalidenpark. Der alte Graf stieg aus und ging, über den Damm fort, auf das ihm wohlbekannte Haus zu [...]« (S. 83) Diese Hinweise im Roman treffen topographisch auf das Haus zu, welches im Stadtplan von 1867 die Nummer 62 hat: es stand dem Parkeingang an der Invalidenstraße und damit auch dem *Amazone*-Denkmal direkt gegenüber. (vgl. Abb. 2 mit Pfeilmarkierung)

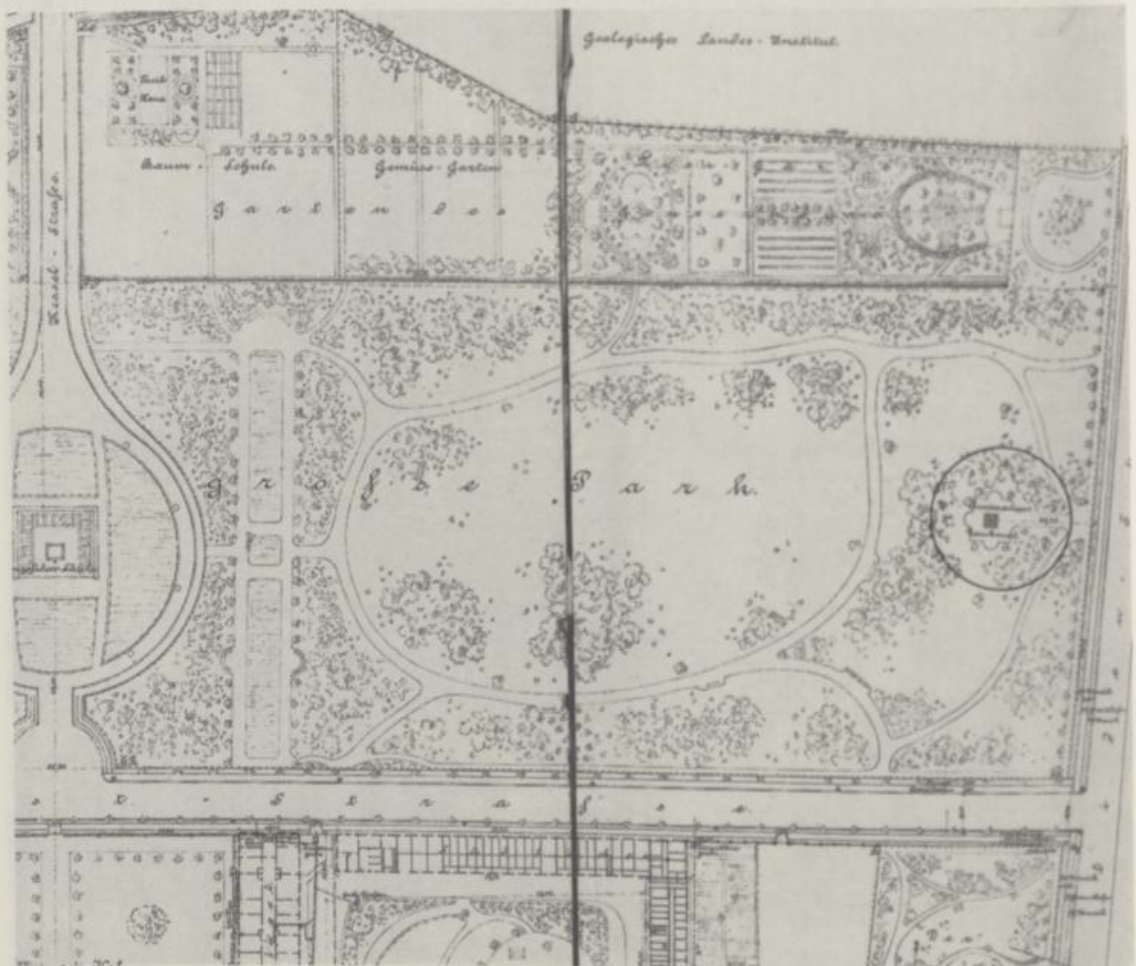


Abb. 3: *Amazone*-Denkmal im Invalidenpark, vgl. Kreismarkierung. Ausschnitt vom »Situations-Plan« der Grundstücke des Invalidenhauses 1883, Landesarchiv Berlin Sign. A Pr. Br. 042 Karten - Nr. 717.

Das Haus Nr. 62 passt auf den ersten Blick nicht zu Nummer 98e. Aber bei einer Zusammenfügung der Informationen des Plans von 1867 mit denen der Berliner Adressbücher vor und zur Handlungszeit ergibt sich: Erstens sind den Adressbüchern zufolge die Hausnummern der Invalidenstraße von 1875 auf 1876 umgestellt worden. Da die Eigentümer und die meisten Bewohner der Häuser dieselben blieben, kann man zweitens feststellen, dass aus den früheren Hausnummern 61, 62, 63 ab 1876 die Hausnummern 92, 93, 94 geworden sind, siehe dazu die Auszüge aus den Adressbüchern von 1875, 1876 und 1877²⁵ in Abb. 4. Die neuen Nummern blieben dann viele Jahre bestehen, siehe z.B. das Adressbuch für 1900. Ab 1876 wurde

1875	1876	1877
60 F. Voss, Rentier. Kath. Buchhalter. Polshausen, Vr. Ernst Hübner, Gasthofbesitzer Körner, Musiklehrer Krumreich, Bw. Mörstedt, Bannbeamter. Progen, Agent. Schoeter, Geh. Kanzlei- Secretan.	91 F. Voss, Rentier. Hübner, Gasthofbesitzer. Körner, Musiklehrer. Krumreich, Bw. Marchewski, Glaser. Mörstedt, Bannbeamter Müller, Bannbeamter. Progen, Agent. Röhler, Kofferträger. Schoeter, Geh. Kanzlei- Secretär. Thon, Kofferträger.	91 F. Voss, Rent. Grundbaum, Schiesser. Hübner, Gasthofbes. Körner, Lehrerin. Krumreich, Bw. Mullerow, Dreher. Mörstedt, Bann-Beamt Progen, Agent. Röhler, Koffertr. Schoeter, vw. Geh.-Sekr. Stahl, Koffertr.
61 F. Jaedicke, Rentier Dannenberg, Kaufm. Dumke, Kaffeehändler. Hoffmann, Maschinen- bauer. Kriger, Cigarettenfabrik Lippin, Fil. Philipp, Buchhalter. Schmidchen, Ornament- händler. Schramm, Buchdrucker. Schuchman, Post-Con- ducteur Voigt, Dr. phil., Ober- lehrer.	92 F. Jaedicke, Rentier. Altroggen, Bw. Dannenberg, Kaufm. Dumke, Kaffeehändler. Philipp, Buchhalter. Schmidchen, Ornament- händler. Schramm, Buchdrucker. Voigt, Dr. phil., Ober- lehrer.	92 F. Jaedicke, Rent. Dumke, Kaffeehändler. Ed. Feyer. Hildebrand, Druckb. Jesse, Cigarettenfabr. Kaiser, Ingen. Kil, Förster. Lorenz, Schankw. Schmidchen, Ornament- händler. Voigt, Dr. phil., Ob.- Lehrer. Walter, Restaur.
62 F. Jaeger, Oeconom. (Invalidenstr. Mannen- Kaserne.) V. Schinkel, Gasthofbes. Kiedel, Ortsbahnbeamt.	93 F. Jaeger, Rentier. (Invalidenstr. No. 1) V. Schinkel, Gasthofbes. Hed, Schneider.	93 F. Jaeger, Dr. phil. (In- validenstr. No. 1)
63 F. Knuth, Apotheker Berg, Kanzleibeamter. —, Handbuchfabrikant —, Bw. Dietrich, Ingenieur Erdmann, Fil., Rent. Müller, Schankwirth. Neumann, Fabrikant. Nagel, Kanzleibeamter.	94 F. Knuth, Apotheker. Klara-Apotheker. Berg, Kanzleibeamter. —, Handbuchfabrikant. Dietrich, Ingenieur. Erdmann, Fil., Rent. Krüger, Cigarettenfabrik. Walter, Schankwirth.	93 V. Schinkel, Gasthofbes. 94 F. Schöffler, Dr., Apo- theker. Klara-Apotheker. Berg, Kanzl.-Dien. —, Handbuchfabrikant. Dietrich, Ingen. Erdmann, Fil., Rent. Krüger, Cigarettenfabr. Mecker, Holzhdl. Walter, Schankw.
64 F. Friedrich, Bw., Rent. Vadmeier, Zeitungsbes. Buschholz, Invaliden- Erbt, Registrator. Gebhardt, Fil. Hellingner, Sec. Rent. Israel, Postsecretan. Kowaldka, Konditor. Kroll, Polamentier. Pompilus, vw. Oberst- Leutnant. v. Tiedemann, vw. Ritt- meister. Wald, Garderobier.	95 F. Friedrich, Bw., Rent. Buschholz, Invaliden- Gebhardt, Fil. Kochstow, Diakon Kowaldka, Konditor. Kroll, Polamentier Pompilus, vw. Oberst- Leutnant. v. Tiedemann, vw. Ritt- meister. Wald, Garderobier.	95 F. Friedrich, Bw., Rent. Vadmeier, Zeitungs- Gebhardt, Zeitungs- Kowaldka, Kondit. Kroll, Polament. Pompilus, vw. Oberst- Leutn. Schmidt, Maler. v. Tiedemann, vw. Ritt- meister. Wald, Garderobier.

Abb. 4: Invalidenstraße Nr. 60-64 bzw. Nr. 91-95 aus den Berliner Adressbüchern 1875, 1876, 1877 – adressbuch.zbl.de.

aus Haus Nr. 62 also Nr. 93, d.h. Fontane benutzte in *Stine* grundsätzlich die neue Nummerierung, die für die Handlungszeit galt.

Bewohner und Nachbarschaft von Haus 62 bzw. 93

Aus den Adressbüchern ist zu ersehen, wer die Eigentümer und Bewohner der Häuser gegenüber dem Park waren und wie die Häuser genutzt wurden, vgl. Abb. 4. Eigentümer von Nr. 62 bzw. 93 war seit 1873 ein Herr Jaeger, Oekonom, während der dort genannte Herr Schinkel als Pächter in diesem Haus von 1873 bis 1878 einen offensichtlich gut gehenden Gasthof betrieben hat, der dort als solcher schon seit 1861 existierte.²⁶ Seit 1878 ist Herr Schinkel in der Nachbarschaft gleichzeitig als Eigentümer der beiden zum Hamburger Bahnhof hin gelegenen Häuser Invalidenstraße Nr. 84 und 85 genannt, die vorher viele Jahre lang Mietshäuser waren im Eigentum von Herrn »Ravené, Geh. Com.-Rath. (Wallstr. 92. 93)«, dem Vorbild von *Ezechiël van der Straaten* in *L'Adultera*.²⁷ Nachdem Herr Schinkel in Nr. 84 und 85 sein neues Hotel eröffnet hatte, führte der Eigentümer von Nr. 93 den dortigen Gasthof weiter, lt. Adressbuch ab 1881 unter dem Namen Zum Hamburger Hof. Das Haus bestand dem Plan von 1867 zufolge (vgl. Abb. 2) aus einem Vorderhaus und einem schmalen Seitenflügel an der Westseite des Hofes; an der hinteren Seite des Grundstücks gab es kein Rückgebäude – anders als z.B. bei drei etwas weiter westlich gelegenen Häusern. Eine »Mietskaserne« mit einem Hinterhof oder gar mehreren war das Haus Nr. 62 also nicht, stattdessen standen wahrscheinlich von der Hofgrenze bis an die frühere Zollmauer heran Bäume oder es gab eine Art Garten. Die Bebauung war lt. Stadtplan von 1876 bis zur Handlungszeit gleich geblieben.²⁸ Das Gasthofgebäude wurde 1887/88 für einen Neubau des Bankgeschäfts Norddeutscher Lloyd beseitigt; bei Veröffentlichung von *Stine* existierte es also nicht mehr.

Aus den Adressbüchern können außerdem Belegung und Berufe der Bewohner sowie teilweise ihr Stand ermittelt werden. Die Nachbarhäuser von Nr. 62 bzw. 93 hatten eine relativ stabile, gemischte Belegung, wie es Abb. 4 für die Jahre 1875 bis 1877 zeigt; ähnlich war es in der gesamten Häuserzeile.²⁹ Die Bewohner waren u.a. Kaufleute, Handwerker und Klein-Fabrikanten verschiedener Richtungen, Gasthofbesitzer, im Gastbetrieb Tätige und Kofferträger, Beamte, Angestellte, (auch »kleine«) und einige (z.T. adelige) verwitwete Personen. Typische »Arbeiter«-Berufe sind nur sehr wenige erkennbar. Im Nachbarhaus Nr. 94 gab es seit Jahren eine Apotheke (ab 1876 Flora-Apotheke), deren Inhaber auch der Hauseigentümer war. Auf der anderen Seite fällt bei Nr. 92 ein Herr »Voigt, E. [Ernst], Dr. phil., Gymnasial-Oberlehrer« auf, der um 1877 mehrere Jahre dort im II. OG gewohnt hat. Er war später Professor am nahe gelegenen städtischen Friedrichs-Gymnasium und von 1892 bis 1902 dessen Direktor.³⁰

Fontanes genaue Kenntniss der Umgebung

Fontane kannte diesen Teil der Invalidenstraße und die gesamte Umgebung am Park sehr gut und brauchte daher keine Skizze. Ab Oktober 1849 hat er ein Jahr lang nur etwa dreihundert Meter entfernt in der Louisenstraße 12 gewohnt und etwas später ab Oktober 1851 für einige Jahre nahebei in der Louisenstraße 35;³¹ außerdem hat er Reisen für seine Wanderungen des Öfteren vom Hamburger Bahnhof aus gestartet. Fontane wusste also auch für Stine »ganz genau«, wo seine »Personen wohnen«, wie er seiner Frau zum Roman *Graf Petöfy* schreibt.³² Daher komme ich zu

Das Denkmal für die mit der preussischen Kriegscorvette „Amazone“ untergegangenen Seeleute,
im Invalidenpark zu Berlin.

E. S. „Die Amazone in Sicht!“ — Wie oft wurden wir vor Jahren in Swinemünde, jener kleinen, aber lebendigen Hafenstadt am Ostseestrande, durch diesen Ruf von den alten Claffkern angejuchelt und waren, froh, vor uns selber einen Entschuldigungsgrund in so wichtiger Kunde gefunden zu haben, das Buch in die Ecke und stürmten mit den Altersgenossen hinaus zum Hafen, um den erhebenden Anblick der Einfahrt dieses ersten größern Schiffes der preussischen Flotte nicht zu versäumen. Und wie behten unsere jugendlichen Herzen, wenn der Dreimaster dann mit schwellenden Segeln und flatternden Flaggen unter dem Donner der eigenen Kanonen und der der beiden Forts am Ausfluß der Swine Holz daher schwamm. Im Geiste sahen wir schon einen Wald von Masten vor uns, und von allen diesen Masten, die aus den Rümpfen zahlreicher mächtiger Seelöcher emporsprossen, wehte die preussische — die deutsche Flagge! —

Ein Jahrzehnd ist seitdem verfloßen; aber aufs lebhafteste wurden wir vor einigen Tagen an jene Zeit erinnert. Es war an einem leuchtenden Frühlingsabend als wir aus dem staubigen Gewühle Berlins durch das „Neue Thor“ hinauswanderten in den stillen, abgelegenen Invalidenpark. Freudig berührt von der uns umgebenden ungewohnten Ruhe und Frische, durchschritten wie die laubigen Gänge und lauschten dem Gesänge der Nachtigallen, die hier, beschützt von den wachsamem Augen der ehrwürdigen Veteranen, in solcher Menge bauen, wie an keinem andern Orte Berlins. Plötzlich aber stockten unsere Schritte. Bis dahin von einem dichten Gebüsch verdeckt, zeigte sich unseren Augen auf einmal ein Gegenstand, der erst seit kurzem an diesem Platze stehen konnte. Auf einem etwa 7 Fuß hohen Piedestal aus Granit erhob sich ein vielleicht doppelt so hoher Obelisk aus demselben Material, von welchem uns in einfacher goldener Schrift unter einem Kreuze die Worte entgegenleuchteten:

Kriegscorvette

Amazone.

Nov. MDCCCLXI.

Das also war das letzte Erinnerungszeichen, welches von dem Kriegsschiffe übrig geblieben, das als erster Keim einer künftigen, mächtigen Kriegsmarine einst mit so stolzen Träumen von uns begrüßt wurde! Und die Hundertundvierzehn, deren Namen auf den vier Seiten des Piedestals zu lesen waren, hatten im Kampfe mit den Elementen, treu ihrem Berufe, zugleich mit ihrer Corvette in den Novemberstürmen des Jahres 1861 den Tod gefunden, und über ihnen rauschten die Bogen der Nordsee.

Auf den Stufen des von den Angehörigen der Untergegangenen errichteten Denkmals lagen von der Enthüllung her noch die welken Kränze. Mit einem wehmüthigen Blick auf dieselben wandten wir uns ab. Und auf dem Heimwege stiegen aufs denklichste die oben geschilderten Stunden vor uns auf und wir gedachten der stolzen Träume von einer deutschen Marine, die gleich der Amazone, welche uns dieselben zuerst erweckt, längst zerschellt sind im Wirrsal deutscher Zwietracht; und mit ernstem Sinne in die verglimmende Abendröthe blickend, fragten wir uns: Wann werden deutsche Hoffnungen einmal in Erfüllung gehen?

Abb. 5: Bericht von E.S.(Ernst Scherenberg?) zur Abb. 1 in »Illustrirte Zeitung« vom 23. Mai 1863.

der Schlussfolgerung, dass er das Haus Invalidenstraße 93 und seine direkte Nachbarschaft gezielt zur möglichst realistischen Charakterisierung des Schauplatzes *Invalidenstraße* ausgewählt hat. Das Haus lag nicht zu weit außerhalb des früheren Stadtzentrums an einer traditionsreichen, mittlerweile geschäftigen und verkehrsreichen Straße, schaute aber mit seiner Fensterfront auf einen großen, grünen Park und hatte keinen geschlossenen Hinterhof, sondern ging nach rückwärts wahrscheinlich in eine Art Garten über. Entsprechend diesem Ensemble waren die sozialen und beruflichen Verhältnisse der Bewohner gemischt von kleinbürgerlich bis bürgerlich, handwerklich bis klein-mittelständisch. Und bis auf wenige an der Chausseestraße noch verbliebene Industriebetriebe waren die größeren seit etwa 1865 in weiter außen liegende Vororte verlegt worden; daher gab es zur Handlungszeit in der direkten Umgebung des Pittelkow-Hauses keine Fabriken mehr.

Für zeitgenössische Bewohner und Besucher könnte der Park tatsächlich sogar idyllische Züge gehabt haben, wie verschiedene Quellen nahelegen. Der schon erwähnte Beitrag von E. S. zur Einweihung des *Amazone*-Denkmals aus dem Jahr 1863 schildert stimmungsvoll den Platz des *Obeliskens* im »stillen, abgelegenen Invalidenpark. Freudig berührt von der uns umgebenden ungewohnten Ruhe und Frische, durchschritten wir die laubigen Gänge und lauschten dem Gesange der Nachtigallen, die hier [...] in solcher Menge bauen, wie an keinem anderen Orte Berlins.«³³ (vgl. Abb. 5)

Ähnlich beschreibt C. von Sierakowski 1871 in *Der Soldaten-Freund* den Standort des *Amazone*-Denkmals als einen »Platz im herrlichsten Grün, von großen schattigen Bäumen umgeben.«³⁴ (s. den Text von Sierakowski als Anhang.) Auch der »Situations-Plan« von 1883 (vgl. Abb. 3) zeigt einen vielgestaltigen Park, unter anderem mit geschwungenen Wegen und an der Seite mit einem großen Ziergarten bis zur Straße hin, wo auch der Strauß aus Rosen und Feuerlilien für den Abend bei der Pittelkow (S. 23) herkam. Und selbst auf dem etwas nüchternen, winterlichen Foto des Denkmals von 1925³⁵, (vgl. Abb. 6) ist das viele Grün des Parks zu erahnen.

Diese Beschreibungen und ihre Stimmung klingen im Roman durchaus an. Stine schätzt den Park, und der einfühlsame Waldemar schaut bei seinem ersten Besuch über den Park und in die untergehende Sonne und ist »von der Schönheit des sich vor ihm aufthuenden Bildes hingenommen«. (S. 43) Wenn man dazu noch Fontanes frühere Beurteilung der *Oranienburger Vorstadt* in seinem Aufsatz *Tegel* von 1860 hinzuzieht³⁶, kann man nicht annehmen, dass Fontane selbst oder seine zeitgenössischen Leser den Schauplatz *Invalidenstraße* als Arbeiter- und Fabrik-Viertel oder Arme-und-Kranke-Leute-Gegend betrachtet haben. Am Ende des Textes von C. v. Sierakowski findet sich noch ein weiterer, insbesondere zum Verständnis von Paulines *Tochter Olga* interessanter Hinweis: »Der Platz [am Obelisk] ist stets belebt, besonders aber ein Lieblingsplatz von Kindermädchen.«



Abb. 6: Amazone-Denkmal, Foto um 1925.
aus: Karl Treuwerth: *Der Invalidenfriedhof in Berlin*. Berlin 1925.

Das ergibt einen Mosaikstein für das Bild dieser 10-jährigen Tochter, eines der wenigen 10jährigen Mädchen, die es in Fontanes Erzählwerk gibt.³⁷ Olga war, bevor sie zum Mittag nach Hause kommt, mit ihrem Brüderchen nicht etwa nur auf dem Gehweg gegenüber von Nummer 98e unterwegs, sondern offensichtlich im Park bei den Kindermädchen am Amazone-Denkmal. Dort ist sie in nur etwa fünfzig Metern Entfernung zwar noch unter der ungeliebten Kontrollmöglichkeit der Mutter, aber mit älteren Kinderbetreuerinnen zusammen und sozusagen schon »selbständig« unter Ihresgleichen. Wohl deshalb übernimmt sie auf dem Rückweg nach Hause zu viel »Erziehungsaufgaben« und gibt dem »Schreihals einen tüchtigen Klaps«, was ihre Mutter beim Fensterputzen voller Missbilligung sieht. (S. 6)

Frau Liersch an der *Scharnhorststraßen-Ecke* und Frau Polzin in Nr. 98e

Zum Schauplatz *Invalidenstraße* gehört auch die *Scharnhorststraßen-Ecke*, von wo Frau Liersch die erste Szene beobachtet und kommentiert. An dieser Ecke gab es kein Haus, sondern den sog. kleinen Park, wie er auf dem »Situations-Plan« von 1883 eingezeichnet ist (vgl. Abb. 3). Erst 1905 bis 1910 wurde dort die Kaiser-Wilhelm-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen gebaut; heute befindet sich darin ein Teil des Bundesministeriums für Wirtschaft und Technologie.³⁸ Einer Annahme, Frau Liersch habe an der Straßenecke gestanden und die Fensterputz-Szene beobachtet, steht der ausdrückliche Romantext entgegen, dass sie dort wohnt. (S. 5)

Fontane hat das Haus an der *Scharnhorststraßen-Ecke* also erfunden und in wenigen Sätzen mit diesem Eck-Haus, der Häuserzeile samt Pittelkow-Haus und dem Park den Schauplatz *Invalidenstraße* zu einer ziemlich engen Bühne umgestaltet, deren rechte Seite bei den Baustellen allerdings offen ist. Diese neu geschaffene poetische Realität ergibt auch die Nähe für einen kleinteiligen, überschaubaren sozialen Mikrokosmos, in dem man sich sieht, hört, kennt und auskennt – und deshalb auch »kontrollieren« kann, so wie es *die alte Lierschen* und die *Polzins* tun. Läge das Pittelkow-Haus weiter östlich bei der jetzigen Nr. 99 oder 100, hätte Frau Liersch die »Pittelkow'n« und ihr Treiben kaum beobachten können. Von ihrem Ausguck in dem erfundenen Haus kann sie aber, ohne dass es im Roman je ausgesprochen wird, im Laufe der Zeit außer der putzenden Pittelkow viel mehr sehen und hören: die Anlieferung von Speisen und Getränken für die feucht-fröhlichen Abende, die Ankunft der Freundin *Wanda Grützmaker* und der adeligen Herren mit *Droschke* oder zu Fuß, die abendlichen Gesänge und die späten Aufbrüche allein, zu zweit oder in Gruppen und natürlich den Briefboten, wenn dieser der *schönen Frauensperson* die Briefe für bevorstehende Besuche überbringt. Dieses Wissen ist die Voraussetzung dafür, dass Frau Liersch ihren Eingangskommentar *brummeln* und – wie in einer Exposition – den Inhalt und einige Grundthemen des Romans aufs Kürzeste zusammenfassen kann.

Demgegenüber bekommt Frau *Emilie Polzin*³⁹ vom Äußeren des Schauplatzes nichts mit, denn ihre enge Ein-Zimmer-Wohnung im dritten Obergeschoss hat kein Fenster zur Straße, sondern nur ein »schräges Dachlicht«. Ihre Chorus-artigen Kommentare durchziehen allerdings den ganzen Roman, weil sie ihre Kontroll-Posten im Innern des Hauses hat: am »Thür-guckloch« zum kleinen Wohnungskorridor und an der Wand zu Stines Zimmer als »Horcheplatz«. (S. 11, 41, 49) Der Enge ihrer Wohnung und ihrer eingeschränkten Wahrnehmung entsprechen ihre pessimistischen, eher unzutreffenden Kommentare. Das könnte am Ende der Erzählung die hoffnungsvolle Annahme des Lesers rechtfertigen, dass auch die letzte Voraussage von Frau Polzin zu Stine (»Die wird nich wieder.«) nicht zutreffen wird.

Zwei Schlussfolgerungen für die Interpretation von *Stine*

Zusätzlich zu den eher topographischen Ergebnissen der Erkundungen möchte ich zwei Schlussfolgerungen für eine mögliche Deutung des Romans *Stine* hervorheben. Zunächst einmal hat das vom Pittelkow-Haus direkt sichtbare *Amazone*-Denkmal eine sehr unterschiedliche Bedeutung für die Charakterisierung der Figuren Pauline Pittelkow, Stine und Waldemar von Haldern; für Waldemar markiert es außerdem einen ambivalenten Wendepunkt. Außerdem fällt schon mit dem ersten Schauplatz *Invalidenstraße* ein Motivkomplex auf, der in vielen Szenen von *Stine* bestimmend ist. Dieser ist geprägt von räumlich beengten Lebensverhältnissen und begrenzter Wahrnehmung fast aller Figuren, die sich dennoch – jede auf ihre Art – zufrieden bis beglückt fühlen an dem Platz, an dem sie leben. Jede Wohnung und jede Aussicht zeigt dabei eine figurespezifische Charakteristik. So viel Mühe sich der Erzähler bei seinen ironischen oder sarkastischen Beschreibungen der Lebensumgebung seiner Figuren auch gibt: mit Ausnahme des jungen Grafen Waldemar von Haldern will keine Figur weg von dort, wo sie lebt.

Ambivalenz des *Amazone*-Denkmals

Obwohl Pauline Pittelkow von ihrem Fenster in der ersten Etage eigentlich einen sehr guten Ausblick hat, gibt es im Romantext keinen Hinweis darauf, dass sie sich für das *Amazone*-Denkmal, den Park oder andere Erinnerungsplätze interessiert. Selbst als sie ihre Schwester Stine im dritten Stock (S. 40) besucht, sieht sie nicht zum Park hin, sondern nur indirekt mit einem *Dreh- und Straßenspiegel* auf die Straße hinunter. Darin kommt sicher zum Ausdruck, dass sie von der Realität eher einen begrenzten Ausschnitt bevorzugt. Es steckt aber auch eine distanzierte und denkmal-kritische Haltung in ihr, obwohl sie auf ihre Art den Beitrag der Bürger »fürs Vaterland und für Wilhelm« gegenüber dem elitären Anspruch des alten Grafen behauptet. (S. 86f) Folglich denkt sie auch nicht daran, am Tag der Siegesfeier von »Sedan« etwa an einem Festaufzug in der Stadtmitte teilzunehmen.⁴⁰ Stattdessen will sie am *nächsten Sonntag*, dem Sedantag, völlig unpatriotisch ihre Schwester aufmuntern, »da machen wir auf nach'n Finkenkrug un fahren Karussell un würfeln. Un dann würfelst Du wieder alle zwölf.« (S. 110)

Stine und Waldemar dagegen schauen in den Park und auf das Denkmal, verstehen beides jedoch deutlich unterschiedlich. Bei einem abendlichen Besuch – »die Nachtigallen schlugen, und die Linden blühten in aller Pracht« – empfindet Waldemar den *Obelisk* im Mondschein als »Grabstein« in einem »Kirchhof«. Stine korrigiert ihn, es sei »ein Denkmal«, keine Begräbnisstätte; sie empfindet beim *Amazone*-Denkmal Mitleid,

denn sie hat dort »manchmal [die Namen der Opfer] gelesen. Es ist rührend; lauter junge Leute.« (S. 50) Stine zeigt in dieser Szene zwar ihre empfindsame und zum Mitleid fähige Persönlichkeit, hat aber insgesamt eine realistische Einstellung zur Umwelt. In Waldemar scheint das *Amazone*-Denkmal unabhängig vom eigentlichen Erinnerungszweck ein Gefühl seiner persönlichen Sinnlosigkeit zu verstärken.⁴¹ Es entstammt schon seiner Jugend und seiner Erfahrung, es 1870 nur als Verwundeter und auch nur kurzzeitig geschafft zu haben, den militärischen und familiären Anforderungen der Familie von Haldern zu genügen. (S. 94)

Das Denkmal könnte jedoch auch eine andere Bedeutung für ihn haben. Am Abend nach dem Gespräch über den *Obelisk* trennen sich Stine und Waldemar »in Herzlichkeit und guter Laune« (S. 54), und sein Besuch beim *Amazone*-Denkmal in diesem Kap. 9 ist sein letzter Auftritt in der ersten Romanhälfte, bevor er dann in Kap. 11, 12 und 14 seine folgenreiche Gespräche mit Baron Papageno, seinem Onkel und Stine über seine Heiratsabsicht führt. Wegen dieser zentralen Stellung des Denkmals in *Stine* und im Vergleich mit einer ähnlichen Situation von Botho von Rienäcker in *Irrungen, Wirrungen* beim Hinkeldey-Denkmal drängt sich die Vermutung auf, der junge Graf könnte bei der Betrachtung des *Obelisk* seinen Heiratsentschluss gefasst haben oder darin bestärkt worden sein. Nach dem vielsagenden Gespräch, das er vorher mit Stine geführt hat, könnte er sich – ähnlich wie Botho – gefragt haben »Was sagt dies Denkmal *mir*?«⁴² Die Gemeinsamkeit der Szenen besteht darin, dass sich beide junge Männer etwa in der Mitte der Erzählung und bei einem »Denkmal« eine Kernfrage ihres Lebens stellen, die sie offensichtlich mit niemandem besprechen können. Die Antworten, die die steinernen Symbole ihnen vermitteln, sind allerdings sehr unterschiedlich und entstammen ihrem eigenen Innern und ihren konkreten Lebensbedingungen. Der gesunde, aber nachgiebige und nahezu gezwungene⁴³ Botho entnimmt seiner Betrachtung die traditionelle Einsicht, »daß das Herkommen unser Tun bestimmt.« Und indem Botho in seinem Selbstgespräch sechsmal das Wort »Ordnung« wiederholt, entscheidet er sich für eine Ehe mit seiner reichen Kusine Käthe von Sellenthin und verlässt Lene Nimptsch.⁴⁴ Ganz im Gegenteil dazu entscheidet sich Waldemar für einen in doppelter Hinsicht sehr viel konsequenteren Weg: Er will Stine heiraten und führt zunächst, gewissermaßen mit dem Mut der jungen Seeleute bei ihrer Ausfahrt, offene und bis zuletzt standhafte Gespräche, vorbereitend mit Baron Papageno, dann entscheidend mit seinem Onkel. Als dessen Ergebnis sagt er sich praktisch von seiner Familie los, will mit Stine nach »Amerika« gehen und »gerichtlich« auf sein zukünftiges Majoratsrecht verzichten. (S. 76, 79f) Erst als Stine selbst ihm abschließend »Nein« sagt (S. 97), verliert er jeden Lebenssinn und geht den noch *weiteren Weg*. Er trinkt ein Schlafpulver und sinkt in seinen Tod (S. 102f),

womit sich die ambivalente Bedeutung des Amazone-Denkmals für ihn erfüllt.

Das Motiv der Enge von der *Invaliden-* bis zur *Zeltenstraße*

In der *Invalidenstraße* besteht – wie auf der Bühne eines »Kammerschauspiels«⁴⁵ – schon in der ersten Szene eine räumliche Enge, in der viele Figuren dennoch ihre sehr präzisen Plätze haben. Von rechts laufen die *Maschinenarbeiter* von *Borsig* und *Schwarzkoppen* am Haus vorbei, links beobachtet *die alte Lierschen*, dann kommt der *Briefbote*, in der Mitte, erhöht auf dem Fensterbrett, steht die *Pittelkow'n* und auf der Straßenseite gegenüber die *Tochter Olga* mit dem *Brüderchen*. Dazu fahren noch die Schaffner der Pferdebahn und deren Fahrgäste sowie ein Lastwagen mit Fahrer vorbei. Kein Roman Fontanes vor und nach *Stine* beginnt ähnlich theaterhaft und direkt mit einem vergleichbar engen Schauplatz voller Figuren.⁴⁶

Die dreißigjährige Pauline Pittelkow⁴⁷ wohnt seit etwa zwei Jahren in der »Beletage« des von Fontane zu einem Miethaus umgewandelten Hauses Nr. 93. Davor hat sie seit ihrem zwanzigsten Lebensjahr mit ihrer vorehelichen Tochter Olga und ihrem vor etwa drei Jahren verstorbenen *kreuzbraven Mann* in der »vornehmeren« Friedrichstadt⁴⁸ gelebt und zwar »in demselben Hause« (S. 47) wie der alte Graf von Haldern in der Behrenstraße, von dem man »in das Portal der kleinen Mauerstraße« hinein schauen kann⁴⁹, wie Baron Papageno sagt. (S. 59) Nach dem Tod ihres Mannes hat sich der alte Graf ihrer *angenommen* (S. 47) und, als sie schwanger war, ihr die jetzige Wohnung gemietet und eingerichtet – auch für seine gelegentlichen Besuche. Die Zwei-Zimmer-Wohnung ist zu klein für Soireen und Herrenbesuche, sie reicht gerade für Pauline Pittelkow selbst und ihre beiden Kinder. Aber sie hat sich gut arrangiert, die geputzte und aufgeräumte Wohnung macht sie stolz und glücklich. (S. 20) Andererseits beachtet sie ihre Umgebung nur wenig bis gar nicht, insbesondere nicht Frau Liersch, den Park oder die dortigen Denkmäler und nicht die Großbaustellen. Ihr Medium, die Umwelt selektiv zu betrachten, ist stattdessen ein *Dreh- und Straßenspiegel*, der ihre Welt *verkleinern* und damit *verhübschen* kann.⁵⁰ (S. 13)

Dieser Spiegel befindet sich am Fenster von Stines Wohnung im dritten Stock; Stine selbst benutzt ihn offensichtlich nicht. Das von den Polizins an sie untervermietete Zimmer ist ein sehr schlicht eingerichtetes »Chambre garnie« (S. 9), wo sie auch ihre Heimarbeit als *Rahmenstickerin* für ein *Woll- und Stickereigeschäft* verrichtet. So hat sich Stine ihr einfaches Leben ordentlich zurecht gemacht, sie ist zufrieden, auch mit ihrer Arbeit, und hat – anders als Lene Nimptsch mit Botho – keinerlei Bedürfnis, mit Waldemar einen Sparziergang oder gar eine Landpartie zu machen. Und von ihren geradezu fontaneschen Ausflügen mit den Arbeitskollegen nach Schildhorn, Grunewald, Tegel und zum Finkenkrug sowie

– ganz ungetrübt – nach Hankels Ablage,⁵¹ (S. 51f) sind ihr schöne, aber unaufgeregte, emotional ausgeglichene Erinnerungen geblieben; Stine lebt realistisch und sozusagen nach innen.

Ein Paradebeispiel für besondere Enge bei gleichzeitigem Wohlbefinden ist das ziemlich dunkle Hinterzimmer der lebenslustigen Schauspielerin *Wanda Grützmacher* in der *Tieckstraße 27a*. Es geht auf einen Hinterhof, in dem »den ganzen Tag über, auf oft zweimannshohen Braukesseln herumgehämmert« wird, sie will aber trotzdem »nirgends lieber« wohnen. (S. 16) Es gibt auch keine Hinweise darauf, dass die mit Pauline Pittelkow gleichaltrige Wanda von ihren diversen erotischen Abenteuern Abstand nehmen möchte oder dass sie einen wohlhabenden Adligen heiraten möchte – wie in *Stine* die Duperré (S. 65) oder wie in der Wirklichkeit Charlotte Wolter, die nach Werdegang, Aussehen und ihrer Vorliebe für *Ausstattungsstücke* wohl Fontanes Urbild für Wanda war.⁵²

Eine ähnlich paradoxe Charakterisierung trifft auch für die adeligen Figuren in *Stine* zu, denn sie leben nicht viel großzügiger und denken und handeln teilweise noch enger. Baron Papageno wohnt schon sehr lange an der »Zietenplatz und Mohrenstraßen-Ecke« (S. 59) und bei seiner »Wirtin« (S. 60) offensichtlich zur Untermiete. Er hält »seine Kastell-Ecke für [...] den schönsten Punkt der Stadt«, »wo ihm ganz Berlin, soweit es mitspricht, zu Füßen liegt.« Dabei sieht er von den hundert Jahre zurückdeutenden Standbildern auf dem Wilhelmplatz nur die Hälfte⁵³ und von Bismarcks neuem Amtssitz bezeichnender Weise nur das *Gitter*. (S. 59f) Das deckt sich ganz mit seinen beschränkten, regressiven (Ersatz-) »Passionen« als älter gewordener Junggeselle: Beobachtung des *Liebenslebens von Sperlingen* oder, noch lieber, *kleiner weißer Atlasschuhe* und von *Friesröcken, Brustlätzen und Zwickelstrümpfen* im Dorfkrug. (S. 61f) Da er in seiner Schilderung die menschlichen Träger dieser Kleidungsstücke, die jungen Balletteusen und die etwas derber angezogenen Frauen, gar nicht erwähnt, muss man wohl annehmen, dass Fontane hier einen rückwärtsgewandten, fetischistisch veranlagten Voyeur auftreten lässt.

Die Wohnung des alten Grafen im Obergeschoss des Hauses in der *Behrenstraße* ist durch ein »ganzes System von Gittertüren« von »Etage zu Etage« (S. 71) besonders abgeschirmt und kann nur nach Examination durch misstrauische Bedienstete erreicht werden, was die *Behaglichkeit* seiner Wohnzimmereinrichtung (S. 72) sehr zwiespältig erscheinen lässt, so wie nahezu alles an ihm ambivalent ist. Fontanes besonders bittere bis sarkastische Kritik an der engen und begrenzten Sicht dieser Vertreter einer immer noch privilegierten Schicht ist in diesen Schilderungen nicht zu überhören. Entscheidend scheint mir zu sein, dass alle bisher genannten Figuren in und mit ihrer selbst verantworteten Enge ausdrücklich zufrieden sind. Es verwundert daher keineswegs, dass ihre Lebensanschauungen festgefügt sind und sie, trotz mancherlei Heimlichkeiten und Eskapaden, keine

Änderung oder Entwicklung wünschen und selbst die bürgerlichen Figuren keinen Aufstieg anstreben. Die Erhaltung des Bestehenden ist ihr Ziel, was insgesamt gesehen der politisch-sozialen Stagnation in den 1880er Jahren in Preußen und im Deutschen Reich entspricht.

Von ihnen abweichend ironisiert nur Waldemar »in Ernst und Scherz« die zweifelhafte Sicherheit, die ihm das nahe gelegene Generalstabs-Gebäude für seine Wohnung in der *Zeltenstraße* geben könnte. (S. 97f) In seiner Wohnung aus »einem zwei Treppen hoch gelegenen Front- und Hinterzimmer« hat er im letzteren sein Schlaf-, Wohn- und Arbeitszimmer eingerichtet. Das erscheint zunächst ebenfalls als Enge, aber Waldemar bevorzugt dieses Zimmer bewusst, weil er von dort ziemlich weit über eine »Baustelle« und die Spree hinweg schauen kann. »Dahinter die roten Dächer von Moabit, und [...] der grüne Saum der Jungfernhaide«. Er »liebte diesen Blick.« (S. 100) Dieser gewissermaßen »moderne« Ausblick entspricht Waldemars Fähigkeit, die traditionellen gesellschaftlichen und persönlichen Bedingungen zu durchschauen. Anders als die anderen Figuren ist er sogar willens, seine Situation zu verändern, so wie er auch die einzige Figur ist, die die Grenzlinie der Spree ständig offen überschreitet.⁵⁴ Aber sein dem abweisenden Onkel gegenüber noch mutig vertretener Plan, mit Stine als Ehefrau »drüben« in Amerika zu leben (S. 76, 80, 92), scheitert an Stine. Die Ideale und Wünsche des jungen Adligen nach Veränderungen sind nicht geduldig und stark genug gegen Stines realistische soziale Beharrungskraft; sie kann und will ihre begrenzte, aber eigene, ordentliche und insoweit sichere Welt nicht verlassen.

Dergleichen nicht auf dem Invaliden-Kirchhofe selbst, sondern im Park bei der Denkhäute errichtet, müssen wir zum Schluß eines besonders hervorragenden Monumente erwähnen.

Die Preussische Kriegsflootte „Amazonen“ segelte am 29. Oktober 1861 — als Uebungsfahrt — von Danzig ab und kehrte nach Lissabon, der Hauptstadt Portugals. Lange schwerte man, da niemand Nachricht ihres Aufbruchs erhielt, in Ungewissheit, die schließlich am 1. April — einer Insel vor Holland die an das Ufer getriebene Preussische Kriegsflootte — die Gewissheit gab, daß das Schiff mit Mann und Maus auf offener See in die nie ein Schwimmer verlassende Tiefe versunken sein müsse. Schreckliche Rosenbergsärme um diese Zeit beschäftigten diese Befürchtung. Da keine weitere Nachricht über den Verbleib des Schiffes kam, so nahm man allgemein den Untergang desselben an. Familien, deren Angehörige mit der Amazonen verflochten sind, vereinigten sich zur Gründung eines Denkmals und legten ihr Projekt an den Stufen des Thrones nieder.

Se. Majestät haben demnachst Allerhöchstdiät zu befehlen geruht, daß den Wittweern im Invalidenpark, an der Invalidenstrasse, ein Platz im herrlichsten Grün, von großen schattigen Bäumen umgeben, zu diesem Monumente überwießen werden sollte. Zu der Grundsteinlegung waren nur verheiratete Familien zugegen, die auch zahlreich von Nah und Fern erschienen waren; eben so nahmen Offiziere des Invalidenparks und solche der Garnison jedes Ranges und aller Waffengattungen, deren Dienst es erlaubte, zahlreich an dieser Feier Theil. Von der Königl. Familie erobete seine königl. Hoheit der Kronprinz die Trauerfeier durch höchstseine Gegenwart. Unter den Klängen eines Choral, vortragend durch den Domchor, fielen die Umhüllungen. Durch Herrn Danklein, Prediger des Invalidenparks, wurde das Denkmal eingeweiht. Nach dem Schlussgange richtete Se. Königl. Hoheit noch eine kleine Ansprache an die Offiziere und Mannschaften der Marine und tröstete die Wittwen und Waisen der Gefallenen in halboffener Weise.

Das Denkmal ist in Form eines 20 Fuß hohen Obelisks aus schwarz-weiß gesprenkeltem Schlesiſchen Granit verfertigt. Die Flanken der 114 errankenen Seelente befinden sich mit erhabener, vergoldeter Schrift, nach dem Dienstgrade geordnet, auf 4 Erhöfeln, welche in die Seiten des Sockels eingetragt sind.

Sie lauten:

I. Tafel:

Kommandant: Herrmann, Lieutenant zur See 1. Klasse.
 Erster Offizier: Freiherr v. Dobeneck, Lieutenant zur See 2. Klasse.
 Wachhabende Offiziere: Pletsch, Lieutenant zur See 2. Klasse.
 v. Regelein, desgl.
 v. Iſing, desgl.
 Rabetten zur See: Wehphal, v. Raifenberg, Rosentreter, v. Schäffer, Birzow, Rosenthal, Garb, v. Kall II., Freiherr v. Kanig, Graf Matuschka, v. Jarkow, Wolzard, Budke, Graf v. Klinowarden, Richter, Dienbaum, v. Podewils, v. Danklein, Freiherr v. Voß.
 Marine-Küchenarzt: Dr. Fugelsbrecht.

II. Tafel:

Bootsmann 1. Klasse: Koch, Gaffron.
 „ 2. „ Marquardt.
 Feuerwerksmaat 2. Klasse: Dabitz.
 Matrosen 1. Klasse: Wittenberg, Becker, Öbypner.
 Matrosen 2. Klasse: Zelle II., Rhein, Willimow, Märte 6,
 „ 3. „ Kammler, Kreder, Kupst, v. Randow,
 Wäſſer, Borsche, Diegan, Janber, Krauß, Kankel,
 Schlegelberg, Holder-Egger, Sticheri, Repp, Bi-
 jowski, Tannenberger, Liebmann, Friedrich, Dog-
 genführer.
 Matrosen 4. Klasse: Häger, Mohrod, Offenbühl, Knopf,
 Kanisch, Gruow, Kießer, Targe, Gaszinski.

III. Tafel:

Bootsmann: Wilsaff.
 Stabsarzt: Kotzki.
 Handwerker: Lange, Fuhr, Wiede, Stenzel, Rusch, Ge-
 bers, Siegmund, Hartung, Wäſſer, Bied, Schulz.
 Beamter: Pögl.

IV. Tafel:

Schiffsjungen: Kirchenleiter, Rasch I., Timme, Gehr,
 Gehr,
 mann, Marquardt, Gädler, Adam, Holländer, Grube,
 Wohler, Schulz, Kreischer, Schulz IV., Frankli,
 Grabe II., Pantelmann, Lades, Gög, Schilke, Kiemer,
 Jothke, Sabowski, Jurski, Käbell, Herrmann, Hell-
 mer, Grabe III., Dähler, Fedrow, Krautwald, Böhdner,
 Brendt, Hesse, Jädel, Kohn.

Die Beerdigung des Obelisks enthält:

(Die Zeit-Angabe des Unglücks)
 Kriegs-Korvette „Amazonen.“
 November 1861.
 (Kronz und Anker.)

Die Rückseite:

Die Widmung der trauernden Eltern mit dem Kranze, den sie den Gefallenen weihen:

„Ihren geliebten Kindern, die trauernden Eltern.“

Das Gewicht des Denkmals ist 200 Centner. Die Stein-
 arbeiten sind von dem Steinmetz-Meister Dungenbad in Breslau
 angefertigt, die Bronze-Arbeit vom Hof-Bronzeur Jume.

Im Sommer liegt eine große Anzahl Kränze, aus frischen Blumen
 und im Winter aus Immortellen verfertigt, auf den Stufen des Obel-
 isken. Der Platz ist stets sehr belebt, besonders aber ein Lieblings-
 platz von Kindernädchen.

C. v. Sierakowski.

Abb. 7: Bericht von 1871 über das »Amazonen«-Denkmal aus: C. v. Sierakowski: *Der Invaliden-Kirchhof in Berlin*. In: *Der Soldaten-Freund. Zeitschrift für faßliche Belehrung und Unterhaltung des Preussischen Soldaten*, Bd. 39 (1871) S. 606 ff, hier S. 616-618. (siehe auch die Anm. 34)

Anmerkungen

An dieser Stelle möchte ich Dr. Paul I. Anderson und Prof. Roland Berbig für die Ermunterung meiner Erkundungen und ihre kritischen Kommentare herzlich danken.

1 Theodor Fontane: GBA *Stine*. Hrsg. von Christine Hehle. Berlin 2000 (GBA *Stine*), S. 5. Alle Zitate aus *Stine* in Text und Anmerkungen nach dieser Ausgabe mit Seitenangabe in der Klammer. – Die Titel von Fontanes Romanen sind *kursiv* geschrieben, ebenso einige *fontanesche* Wörter, Namen o.ä., die in *Stine* vorkommen, aber mit Anführungszeichen nicht immer textgenau zitiert werden können. – Zur Invalidenstraße vgl. GBA *Stine*, Anhang S. 118–120 u. Anm. S. 149; vgl. auch Theodor Fontane: *Stine. Roman*. Hrsg. von Helmuth Nürnberger. Deutscher Taschenbuch Verlag 3. Aufl. München 2005 (*Stine dtv*), Anm. S. 114 sowie Bernd W. Seiler: *Fontanes Berlin. Die Hauptstadt in seinen Romanen*. Berlin 2010, S. 79; zu *Stine* vgl. dort Kapitel 4, S. 77–91 mit Abbildungen.

2 Frau Liersch taucht nur in dieser ersten markanten Szene auf, danach nicht mehr.

3 Nach Stines Rückkehr von Waldemars Beerdigung will Pauline sie aufmuntern: »Un nächsten Sonntag is Sedan, da machen wir auf nach'n Finkenkrug.« (S. 110) Der *Sedan*-Tag war immer am 2. September, im Jahr 1877 fiel er auf einen Sonntag; auch weitere Textstellen in *Stine* verweisen auf 1877. Demnach spielt die Handlung von *Stine* in drei bis vier Wochen von etwa Ende Juli/Anfang August bis Ende August 1877. – Zur Handlungszeit vgl. GBA *Stine*, Anhang S. 115, 126 f u.a. mit Bezug auf Fontanes Brief vom 6.6.1883 an Joseph Kürschner, nach dem Waldemar »27jährig« sein soll. Im Romantext ist Waldemar bei Kriegsbeginn im August 1870 jedoch »noch keine

neunzehn« (S. 86) und damit etwa so alt wie der Sohn George Fontane, geb. 14.8.1851; vgl. dazu Emilie Fontanes Brief an ihren Mann vom 3.8.1870 mit der ähnlichen Formulierung (»der noch nicht 19jährige«), GBA *Ehebriefwechsel* (GBA *EheBW*) Bd. 2, S. 504.

4 Als Vorabdruck vom 25.1. bis 15.3. 1890 in der Samstagszeitschrift *Deutschland* veröffentlicht, als Buch erschienen April 1890 im Verlag F. Fontane, Berlin.

5 In dieser Situation war ich bei einer Wanderung auf *Stines* Spuren im Jahr 2011.

6 Die *Berliner Adressbücher 1799–1943* (im Folgenden: *Adressbücher*) sind im Internet unter <http://adressbuch.zbl.de> abrufbar; die Handhabung der Suche ist gut erläutert.

7 In den Adressbüchern ab 1876 bis 1900 heißt es stets ähnlich: »zw. 97 u. 98 Platz v.d. Neuen Th«.

8 Ernst-Christian Gädtke: *Brief aus Berlin (9)*. In: *Mitteilungen der Theodor Fontane Gesellschaft*. Mai 2005, S. 61 ff, 62; online zu lesen über das Internetportal der Theodor-Fontane-Gesellschaft.

9 So aus seiner Sicht folgerichtig: Ernst-Christian Gädtke: *Brief aus Berlin (11)*. In: *Mitteilungen der Theodor Fontane Gesellschaft*. Juni 2006, S. 47 f; online ebd.

10 Zum Viertel um das Invalidenhaus vgl. Laurenz Demps: *Das Königliche Invalidenhaus zu Berlin. Geschichte und Entwicklung seines Geländes*. Dresden 2010; darin S. 124 zur »Randwanderung« der Industriebetriebe ab 1865. – An den Abriss von Betrieben in diesem Stadtteil könnte in *Stine* der »Lastwagen« erinnern, der »mit einem alten Dampfkesel« bepackt »dröhnend und schütternd gerade des Weges kam.« (S. 7)

11 Die Gebäude des Architekten August Tiede (1834–1911) stehen heute unter Denkmalschutz; vgl. Online Denkmaldatenbank/Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin. Obj. Dok. Nr. 09011177. – Vgl. auch Demps, wie Anm. 10, S. 137 ff.

12 Nur die Bemerkung von Pauline am Ende des Gesprächs mit dem alten Grafen in Kap. 13 könnte mit einer der Baustellen in Verbindung stehen: »Erst heute früh haben sie hier einen vom Bau vorbeigebracht un war noch dazu ein Steinträger mit Schnurrbart und Soldatenmütze, was immer die stärksten sind.« (S. 88)

13 B. W. Seiler, wie Anm. 1, S. 79; sein Beispiel der Bewohner zeigt aber Invalidenstraße Nr. 98c und 98d von 1889.

14 Ders. ebd. S. 81; lt. Bildnachweis auf S. 188 eine Abbildung von 1875.

15 Z.B. Wolfgang E. Rost: *Örtlichkeit und Schauplatz in Fontanes Werken*. Berlin und Leipzig 1931, zum Pittelkows-Haus S. 134. – Hans-Heinrich Reuter: *Fontane*. 2 Bd. München 1868 und Walter Müller-Seidel: *Theodor Fontane*. Stuttgart 1975, 3. Aufl. 1994 erwähnen das *Amazone*-Denkmal nicht.

16 Edgar Groß kommentierte in der Nymphenburger Fontane-Ausgabe Band 3, NFA *Stine*, 1959, Anm. S. 424: »Die ›Amazone‹, das erste Schulschiff der 1848 neugegründeten preußischen Marine, ging 1861 an der holländischen Küste mit der gesamten Besatzung unter. Ihr ist ein Obelisk mit den Namen der Ertrunkenen im Invalidenpark geweiht.« – In der Aufbau Fontane-Ausgabe, Romane und Erzählungen, 3. Auflage 1984, AFA Bd. 5, Anm. zu *Stine*, S. 602, schrieb Jürgen Jahn zum Stichwort *Obelisk*: »Steinsäule im Invalidenpark gegenüber dem Hauptgebäude des

Invalidenhauses, am Eingang der Kesselstraße; heute nicht mehr vorhanden.« Am von Jahn genannten Platz, also über 260 m von der Invalidenstraße entfernt stand das pompöse, über 40 m hohe sog. ›National-Krieger-Denkmal‹ für die u.a. bei der Niederschlagung der Volksaufstände 1848/49 umgekommenen preußischen Soldaten. In *Stine* ist dieses Denkmal nicht erwähnt; Fontane mochte es wohl nicht, vgl. seinen Tagebucheintrag zum 12.9.1856, GBA *Tagebücher*, Bd. 1, S. 169.

17 GBA *Stine*, Anm. S. 169 und *Stine* dtv, Anm. S. 114 u. 121 enthalten keine Angaben zum genauen Standort des *Amazone*-Denkmals. Ergänzend zu den früheren Informationen heißt es in GBA *Stine*, Anm. S. 169 »Das 1863 im Invalidenpark eingeweihte Denkmal für die 114 Opfer des Untergangs der Korvette ›Amazone‹, ein 6 m hoher Granitobelisk; [...] die Familien der dabei umgekommenen Offiziere ließen das Denkmal errichten.« Auf dem in GBA *Stine* Anm. S. 168 zu S. 43 genannten Stadtplanausschnitt S. 152/53 ist kein *Amazone*-Denkmal erkennbar.

18 »Bahnhofsbrücke« ist die zum Hamburger Bahnhof führende Sandkrugbrücke, GBA *Stine*, Anm. S. 169.

19 Zu einer weiteren Deutungsmöglichkeit, wie Waldemar dieses Denkmal betrachtet haben könnte, siehe weiter unten.

20 Das Denkmal wurde erst 1951 beseitigt, nicht schon beim Bau der sog. Gnadenkirche in den 1890er Jahren. Über den Verbleib von Einzelteilen konnte ich nichts ermitteln.

21 *Illustrierte Zeitung*, Leipzig, Bd. 40, Nr. 1038 v. 23.5.1863, S. 341; diese Zeitung erschien seit 1.7.1843 an den Wochenenden, Verlag J.J. Weber, Leipzig. Der auf Abb. 1 unten rechts genannte Zeichner,

H. Scherenberg, ist vermutlich Hermann Scherenberg (1826–1897), Maler und Illustrator. Er gehörte als Halbbruder von Chr. F. Scherenberg zu der Fontane bekannten Swinemünder Familie.

22 Zu E.S. vgl. Anm. 33.

23 Ausschnitt eines Stadtplans im Bereich Invalidenstraße und Park von 1867, Landesarchiv Berlin Sign. A 8869 Bl. 5 1867.

24 Ausschnitt vom »Situations-Plan« der Grundstücke des Invalidenhauses von 1883, Landesarchiv Berlin Sign. A Pr. Br. Rep. 042-Karten – Nr. 717; der Plan auch bei Demps, wie Anm. 10, S. 150 f. – Ich danke Dr. Hans-Jürgen Mende, Zeuthen, und Prof. Christian Scheer für den freundlichen Hinweis auf diesen Plan. – Der Ausschnitt reicht von der Invalidenstraße (rechts) bis zur Invalidensäule (links) und vom Invalidenhaus (unten) bis zur Grenze des Geologischen Landes-Instituts (oben). Erkennbar sind Teile des »großen Parks«; der »kleine Park« liegt unten rechts an der Ecke Scharnhorst-Invalidenstraße, oben der »Garten des Gouverneurs« mit (von links) Treibhaus, Baumschule, Gemüsegarten und großer Ziergarten. Das *Amazone*-Denkmal (vgl. meine Markierung am rechten Bildrand) ist lt. Plan ca. 26 m vom Eingang an der Invalidenstraße entfernt; nimmt man Gehwege und Straße hinzu, ist es vom Pittelkow-Haus maximal 50 m entfernt.

25 Siehe Adressbücher 1875, 1876, 1877, im Internet unter <http://adressbuch.zlb.de>.

26 Siehe die Adressbücher ebd. seit 1861.

27 So steht dieser »Ravené« langjährig in den Adressbüchern bis 1877; über diese ist er als Jacob Frédéric Louis Ravené (1823–1879) identifizierbar, der als *Ezechiël van der Straaten* und älterer Ehemann von *Melanie van der Straaten* in

Fontanes Roman *L'Adultera* eingegangen ist, vgl. Theodor Fontane: *GBA L'Adultera*. Hrsg. von Gabriele Radecke. Berlin 1998, Anhang S. 167 ff.

28 So im vergleichbaren Ausschnitt des Stadtplans von 1876, Landesarchiv Berlin A 131 Bl. 5 – 1876. – Ein historisches Foto des Hauses konnte ich in den einschlägigen Berliner Archiven nicht ermitteln.

29 Im Adressbuch von 1877 habe ich mir die Bewohner der gesamten Häuserzeile Invalidenstraße Nr. 84 bis 97 und ihre Berufe angeschaut und als Vergleich Ackerstraße 132 heran gezogen, eine bekannte »Mietskaserne«. Die hier genannten Berufe weichen sehr deutlich von den in der Häuserzeile Invalidenstraße verzeichneten Berufen ab.

30 Dieser Dr. E. Voigt ist in den Adressbüchern von 1876–1879 und der 1890er Jahre zu finden.

31 Hans-Werner Klünner: *Theodor Fontanes Wohnstätten in Berlin*. In: *Fontane Blätter* 4 (1977) Heft 2 S. 107–134, hier S. 114 f, 116 f.

32 Brief vom 10.8.1880 aus Wernigerode an seine Frau, *GBA EheBW* Bd. 3, S. 233.

33 *Illustrierte Zeitung*. Leipzig, Bd. 40, Nr. 1038 v. 23.5.1863, S. 343. Wer E.S. ist, konnte ich nicht ermitteln. Aber aufgrund der Hinweise im Text auf Jugend und Ausbildung in Swinemünde, des Schreib-Stils und der möglichen Verwandtschaft mit dem vermuteten Zeichner der Abbildung, H. Scherenberg, nehme ich an, dass es sich um Ernst Scherenberg (1839–1905) handelt. Er war Journalist und Schriftsteller mit einer patriotisch-lyrischen Grundhaltung. Im vorliegenden Textbeitrag von 1863 äußert er eine unverkennbar »kleindeutsche« Zielsetzung unter preußischer Führung und Flagge.

- 34 C. v. Sierakowski: *Der Invaliden-Kirchhof in Berlin*. In: *Der Soldaten-Freund. Zeitschrift für faßliche Belehrung und Unterhaltung des Preußischen Soldaten*. Bd. 39 (1871), S. 606 ff, hier S. 616–618. Herausgeber dieser Zeitschrift war Fontanes langjähriger Bekannter Louis Schneider. Wegen der insgesamt fehlenden Information über das *Amazone*-Denkmal ist die gesamte Beschreibung als Anhang beigefügt. Sie enthält auch die Namen der Opfer auf den »4 Erztafeln«. – Ich danke Dr. Hans-Jürgen Mende und Prof. Christian Scheer für ihren freundlichen Hinweis auf diese Fundstelle.
- 35 Das Foto des *Amazone*-Denkmals ist aus: Karl Treuwerth: *Der Invalidenfriedhof in Berlin*. Berlin 1925. – Ich danke auch hier Dr. Hans-Jürgen Mende und Prof. Christian Scheer für ihren freundlichen Hinweis auf dieses Foto.
- 36 In seinem Essay *Tegel* schreibt Fontane 1860, es »verweilt [der Vorübergehende] mit Staunen und Freude zugleich bei dem feinen Geschmack, bei dem Sinn für das Schöne, der es nicht verschmäht hat, hier in den Dienst des Nützlichen zu treten. – So zieht sich die Oranienburger Vorstadt bis zur Pankenbrücke; jenseits derselben aber ändert sie Namen und Charakter. Der sogenannte »Wedding« beginnt und an die Stelle der Fülle, des Reichtums, des Unternehmungsgeistes treten die Bilder jener prosaischen Dürftigkeit, wie sie dem märkischen Sande ursprünglich eigen sind.« GBA *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Bd. 3 Havelland usw. Hrsg. Gotthard Erler und Rudolf Mingau. 2. Auflage Berlin 1994, S. 161f.
- 37 Fontanes 10-Jährige: z.B. *Lysinka*, die Tochter von *Euphemia La Grange* in *Graf Petöfy*, sowie *Agnes*, die Enkelin der *alten Buschen* in *Der Stechlin*. – Die 10jährige *Sarah Salinger* aus *Irrungen, Wirrungen* hat dagegen einen Vater in Wien, und die verwaiste *Marie Kniehase* aus *Vor dem Sturm* war zwar bei ihrer Inpflegenahme durch die Kniehasen zehn Jahre alt, ist aber als Lewins *Sternenprinzessin* 1812/13 schon eine junge Frau von 18 Jahren.
- 38 Dazu Demps, wie Anm. 10, S. 146–149 und in: *Zeiträume. Geschichte und Architektur des Bundesministeriums für Wirtschaft und Technologie*. Hrsg. vom Bundesministerium für Wirtschaft und Technologie. Berlin 2012, S. 10 ff.
- 39 Der Name *Emilie Polzin* könnte eine Fülle von Anspielungen enthalten: Abgesehen von einem möglichen Hinweis auf Eigenschaften von Fontanes Frau *Emilie*, könnte im Namen *Polzin* ein Wortspiel um den Kurort Bad Polzin, heute Polczyn Zdroj, früher Kreis Belgard, stecken. Dort war im 17. Jh. ein Augenheilwasser entdeckt worden, und Belgard könnte mit »schöne Aussicht« übersetzt werden; beides ironisiert Frau Polzin. Außerdem: Das Diakonissenhaus Bethanien in Berlin, wo Fontane ein Jahr lang bis September 1849 als Apotheker angestellt war, hat 1852 als Filiale das Krankenhaus Bethanien in der Stadt Polzin gestiftet, 1860 wurde es vom Johanniterorden übernommen. (vgl. Internet-Site zur Stadt Polzin bei www.belgard.org, Dieter Schimmelpfennig, 24899 Wohlde, Möhlweg 2a, Stand Dez. 2011)
- 40 Paulines kritische Einstellung könnte, ziemlich versteckt, damit zu erklären sein, dass sie im übertragenen Sinne *in direkter Linie von einem polnischen oder litauischen Bischof abstammt*, wie *Sarastro* schwört, wenn man mit diesem Ölportät über ihrem *Sofa* (S. 20) eine Anspielung auf Wilhelm von Ketteler annimmt, der 1849/50 Probst von St. Hedwig in Berlin und »Fürstbischöflicher Delegat für Brandenburg und Pommern« war; seit 1850 Bischof von Mainz, einflussreicher »Arbeiterbischof« und Zentrumspolitiker, der kurz vor Beginn der

Handlungszeit von *Stine* am 13.7.1877 verstorben ist. Ketteler hatte 1874 dazu aufgerufen, nicht an *Sedan*-Feiern teilzunehmen.

41 Der Erzähler sagt, Waldemar sprach in einem Ton, der fast klang »wie wenn er sie mehr beneide als beklage.« (S. 50)

42 »Was predigt dies Denkmal *mir*?« fragt sich Botho von Rienäcker in *Irrungen, Wirrungen* gegen Ende von Kapitel 14, vgl. GBA *Irrungen, Wirrungen. Roman*. Bearb. von Karen Bauer. Berlin 1997, S. 108.

43 Mit eindeutiger Absicht bezeichnet Bothos Mutter in ihrem Brief vom 29.6.1875 an ihn das Vermögen der heiratswilligen Käthe von Sellenthin als so hoch (sie zitiert indirekt Käthes Vater), dass dessen »Zinsbetrag hinter dem Kapitalsbetrag der Rienäcker'schen Haide sammt Muränen-See nicht sehr erheblich zurückbleiben werde.« GBA *Irrungen, Wirrungen*, ebd. S. 104. – Darin ist Frau von Rienäcker zwar mit den Müttern der heiratsfähigen Töchter in Jane Austens frühen Romanen vom Anfang des 19. Jahrhunderts vergleichbar; aber deren Roman-Töchter gehen – trotz möglicher Verarmung – viel eigenständigere Wege als Botho.

44 GBA *Irrungen, Wirrungen*, ebd. 108.

45 Zum Schauspielcharakter von *Stine* siehe John Osborne: *Theodor Fontanes »Stine« – Ein »Schauspiel für Männer«?* In: *Zeitschrift für deutsche Philologie*. 120. Bd. 2001, Sonderheft, S. 128–152. Ebenfalls Hugo Aust: *Theodor Fontane. Ein Studienbuch*. Tübingen u.a. 1998, S. 121, 128 f.

46 Am ehesten wären vielleicht folgende Anfänge vergleichbar: *Schach von Wuthenow*: »In dem Salon der in der Behrenstraße wohnenden Frau von Carayon...« oder *Graf Petöfy*: »In einer

der Querstraßen, die vom »Graben« her auf den Josephplatz und die Augustinerstraße zuführen ...«, *Quitt*: »Die Kirche war noch nicht aus, aber die alte Frau Menz und ihr Sohn ...« und *Mathilde Möhring*: »Möhrings wohnten Georgenstraße 19 dicht an der Friedrichstraße.«

47 Pauline Pittelkow war, noch als Frl. Rehbein, »kaum zwanzig, als Olga geboren wurde« (S. 47); diese ist mittlerweile »ein zehnjähriges Mädchen« (S. 6); Pauline ist also 30 Jahre alt.

48 Vgl. dazu GBA *Stine* im Anhang S. 119.

49 Die Lage dieses Hauses, in dessen Obergeschoß *der alte Graf* von Haltern als Junggeselle seit sieben Jahren wohnt (S. 59, 70 f), könnte topographisch auf das Haus Behrenstraße Nr. 7 passen, denn von dort konnte man nach rechts »in das Portal der kleinen Mauerstraße hinein« sehen. In diesem Haus befand sich von 1857 bis 1875 die Bessersche Buchhandlung, der Verlag von Wilhelm Hertz, wo Fontane häufig war. Direkt neben dem »Portal« lagen bei Behrenstraße Nr. 61 – 63 Wohnung u. Bankhaus des Bankiers Gerson Bleichröder, mit dem die Ehegatten Fontane gut bekannt waren.

50 Stines Gespräch mit Pauline über den Spiegel (S. 12 f) enthält in einfachsten Worten wohl einen Diskurs über: Was ist Literatur? Spiegelbildliche Nachahmung der Realität oder *Verkleinerung* und *Verhübschung* und damit auch Distanzierung? – Stine jedenfalls weist ihre Schwester auf die Realität der Invalidenstraße hin.

51 Siehe GBA *Stine*, Anm. S. 172 zu S. 52. – Stine erfährt bei diesem Ausflug keine »Störung ihrer Einsamkeit« wie *Lene Nimptsch* in *Irrungen, Wirrungen* (Kap. 13). Sie behält ähnlich positive Erinnerungen, wie sie Fontane am 27.5.84 an B. v. Lepel beschreibt: »habe

nie einen beßren Sommer-Aufenthalt gehabt: still, himmlische Luft, Wasser und Wald [...] Was will man mehr!« HFA IV Bd. 3, S. 323, vgl. auch GBA TB 2, S. 216. Seine zeitgleichen Briefe von »Hankels Ablage« an seine Frau enthalten dagegen einige stimmungsmäßige Einschränkungen, vgl. GBA EheBW, Bd. 3, S. 379–386.

52 Viele Hinweise in *Stine* deuten darauf hin, dass die Schauspielerin Charlotte Wolter (1834–1897) Fontanes Urbild für Wanda war, z.B. ihr Werdegang und Aussehen, ihre Auftritte 1861/62 im Berliner Viktoria-Theater als Hermione im *Wintermärchen*, die *Ausstattungsstücke* usw.; Charlotte Wolter hat 1874 (als 40jährige) in Wien den wohlhabenden Grafen Charles O'Sullivan de Gras (1836–1888) geheiratet. Am 5.9.1875 hat Fontane sie in Wien in *Arria und Messalina* gesehen, vgl. Roland Berbig: *Theodor Fontane Chronik*. Berlin 2010. Bd. 3, S. 1991 mit weiteren Nachweisen. In *Graf Petöfy* Kap. 2 wird das Bild von Hans Makart zu diesem Stück (*Wolter als Messalina*) erwähnt. – Charlotte Wolters Mann saß bei der Aufführung am 5.9.1875 wohl wie immer in seiner Loge. Siehe insgesamt dazu Berta Niederle: *Charlotte Wolter*. Berlin 1948, mit diversen Fotos.

53 Von den sechs damaligen Standbildern auf dem Wilhelmplatz sieht Baron Papageno nur drei. – Bei Seiler, *Fontanes Berlin*, wie Anm. 1, S. 83 ist das Gemälde von Julius Jacob (1842–1929) vom Wilhelmplatz (1886) abgebildet, auf dem lt. Seiler u.a. die *Kastell-Ecke* von Papageno zu finden wäre; vgl. das Bild von Julius Jacob *Wilhelmplatz* im Internet.

54 Dazu GBA *Stine*, Anhang S. 124 f. Der alte Graf und Baron Papageno überschreiten diese Grenze gelegentlich auch, sie tun es aber nicht offen, sondern nur »verdeckt«.

Rezensionen und Annotationen

**Theodor Fontane: Vor dem Sturm. Roman aus dem Winter 1812 auf 13.
Hrsg. von Christine Hehle. 2 Bände.**

Berlin: Aufbau 2011 (Große Brandenburger Ausgabe, Das erzählerische Werk).
1232 S. 68,00 €

Vor dem Sturm in einer überzeugenden Edition

Die Herausgeberin, Christine Hehle, bedarf als Fontane-Forscherin keiner Vorstellung. Neben Einzeleditionen und weiteren einschlägigen Veröffentlichungen hat sie die umfangreichste Abteilung der *Großen Brandenburger Ausgabe*, *Das erzählerische Werk* (21 Bände), editorisch betreut, mehrere wichtige Titel dieser Abteilung hat sie selbst herausgegeben. Mit *Vor dem Sturm*, Fontanes erstem Roman, ist der Abschluss fast erreicht. Wer die Materie kennt, weiß, dass es sich bei dieser Edition um eine besonders difzile und umfangreiche Aufgabe handelt, die vor allem die Entstehungsgeschichte betrifft. Was Kunstwerke überdauern lässt, ist ihr Potential an Gestalten, Handlungen, untergründigen Triebkräften und verschiedenen Perspektiven, das sich erst in einem fortwährenden Prozess erschließt, einer Wechselwirkung zwischen Wahrnehmung und Rezeption. Inwieweit auch die Entstehungsgeschichte für die Interpretation des Werkes maßgebend sein kann, ist umstritten, sicher ist, dass *Vor dem Sturm* für die Behandlung dieser Frage überreiches Material enthält, dessen Auswertung aber auch mit enormen Schwierigkeiten verbunden ist. Der Editor, der, was verborgen oder unbeachtet geblieben war, ins Licht des Bewusstseins hebt, ist, ob er es will oder nicht, immer auch Interpret. Kritische Editionen sind nicht für den Tag gemacht, aber der Editor muss wissen, wo er steht und wofür er steht. Was er sagt und wie er es sagt, ist Bekenntnis, sein Verstummen »vielsagend«, aber vielleicht auch nur Hilflosigkeit. Er ist wie unwillkürlich beteiligt an der Darstellung einer mehr oder weniger vordergründigen Aktualität – für das Jahrhundertgedächtnis an 1812 kam die Neuedition gerade zur rechten Zeit –, aber ungleich mehr noch ist er stärkeren Beweggründen verpflichtet, die nur im literarischen Werk selbst zu finden sind.

Der »schönste deutsche Geschichtsroman« (P. Demetz) ist nach einigen Jahrzehnten geringerer Beachtung kein Geheimtipp mehr. Die Sympathie kundiger »Fontanisten« hatte er sich, nicht selten wegen der vorgeblichen Mängel, stets bewahrt. (Als Robert Schumann die »himmlische Länge« Schuberts großer C-Dur-Sinfonie rühmte, verglich er sie mit einem dicken Roman in vier Bänden ...). Allerdings fehlt es nicht an neuen Interpretationsansätzen, die das Überlieferte gründlich in Frage stellen (vgl. J. Kittelmans Rezension von Bernhard Viel: *Utopie der Nation*. In: *Fontane Blätter* 89/2010).

Was die Ausschläge des Tagesgesprächs betrifft, für die in einer Edition kein Platz ist, kann der Leser der Disziplin und Zurückhaltung Hehles vertrauen. Ohnedies ist ihre Zuverlässigkeit notorisch. Und wie stets gewinnt sie mit ihren klaren Dispositionen ihre Leser sofort. Gemeint ist

zunächst der Sprachstil dieses Kommentars, der immer treffend ist und ohne alles Zuviel: auf annähernd 360 Seiten ohne ein überflüssiges Wort, allenfalls gelegentlich einige zu wenig. Es ließe sich sagen, ihre Darstellung wirke an der Oberfläche nur wenig bewegt, aber spannungsgeladen, gewissermaßen wie die Natur in der Ruhe vor dem Sturm. Ein ästhetischer Mehrwert, für den wir dankbar sind. *Stille vor dem Sturm* hieß bekanntlich ein von Fontane rezensierter Roman von George Hesekiel, aber der wusste wenig daraus zu machen; Fontane hat den Titel verkürzt, er glaubte wohl nicht an diese Stille und auch bei unserer Herausgeberin ist ausgeschlossen, dass sie leer sein könnte. Sie bedarf nur keiner Effekte ... Wir wollen daher ebenfalls keine überflüssigen Worte machen, kein durchsichtiges Geheimnis loben, kein Einfaches, das schwer zu machen ist, und was dergleichen Kunststücke mehr sind, wo es sich doch eigentlich um das Selbstverständliche handelt – es aber eben leider nicht ist. Wenn Hehle eine bisher unbekannte Quelle zu Fontanes Erzählung entdeckt, schmückt sie ihren Fund nicht mit einem erklärenden Hinweis in der Art von »Es ist bisher übersehen worden, dass ...«, den man anderswo so oft auch dort zu lesen bekommt, wo er eigentlich entbehrlich wäre. Von der ersten bis zur letzten Seite bietet ihr Kommentar ein vorzügliches Beispiel für die bekannte Erscheinung, dass der beste Stil zuletzt derjenige ist, den man zu bemerken vergisst, weil er völlig hinter dem Dargestellten zurücktritt.

Die Gliederung des Kommentars folgt dem für die Abteilung *Das erzählerische Werk* entwickelten Muster: »Stoff, Interpretation, Entstehung, Wirkung, Überlieferung, Anmerkungen«. Der Abschnitt »Interpretation« ist jedoch – wie auch in den anderen Bänden der Abteilung – nicht ausdrücklich als solcher bezeichnet, sondern bildet eine Fortsetzung von »Stoff«, trägt dabei aber vermehrt interpretatorische Züge. Im Folgenden sind nur einige exemplarische Hinweise, auch keine proportional begründete Auswahl möglich.

1. Gegenstand des Abschnitts »Stoff« ist zuallererst »*Vor dem Sturm* als historisch-vaterländischer Roman«. Vergegenwärtigt werden die für die Darstellung grundlegenden politischen Voraussetzungen sowie die engeren zeitlichen und räumlichen Gegebenheiten der Handlung. Neben der dominanten und oft erörterten Rolle von Fontanes »Liebling« Marwitz, gewinnt dabei Yorck (wie auch schon bei Wruck und Aust) vermehrtes Gewicht. Insgesamt handelt es sich um ein unentbehrliches, daher freilich auch schon häufig behandeltes Thema. Als bemerkenswert erschien mir daher – denn da handelt es sich um selten Erörtertes –, auch als hilfreich für das Verständnis der geschichtlichen Zusammenhänge und der Figurenwelt des Romans, dass Hehle diesen informativen Abriss mit Auskünften über die polnischen Teilungen beginnt. Es sind Vorgänge, die, besonders soweit sie die Rolle Preußens betrafen, nur allzu oft einseitig aus deutscher Sicht dargestellt oder auch nach Möglichkeit übergangen

wurden. Fontane macht da (man denke an seine Rezension von Gustav Freytags *Soll und Haben*) nicht durchgehend eine Ausnahme. Andererseits sind seine polnischen Charaktere im Roman mit noblem Verständnis gezeichnet, die Geschwister Ladalinski, vielleicht entgegen dem ersten Augenschein, mit ausgesprochener Sympathie (vgl. dazu auch Hehle I, 385 ff.)

Aufgeführt sind auch die Fontane zugänglichen und von ihm benutzten Quellen. Eine, die bisher noch nicht bekannt war, hat Hehle mit Franz Ludwig August von Meerheims *Erlebnisse eines Veteranen der großen Armee während des Feldzugs in Rußland 1812* (Dresden 1860) erschlossen, die in das »Borodino«-Kapitel des Romans Eingang fanden.

Eindeutig ist Hehles Resümee dieses Abschnitts: Im Fortschreiten der Handlung verweigert sich der Roman »den Forderungen des »waterländischen Romans« durch das auffällige Zurücktreten des Politischen gegenüber dem Privaten«, die »ironische Darstellung des mit hohem heroisch-patriotischem Anspruch vorbereiteten ... Überfalls ... auf Frankfurt ... unterläuft die nationale Mythenbildung« (I, 382).

2. Der folgende, nicht ausdrücklich als »Interpretation« bezeichnete Abschnitt ist in sich wiederum zweigeteilt. »Levin von Vitzewitz« als Familien- und Gesellschaftsroman« rekurriert auf eine frühe Ausformung im Entstehungsprozess, die aber in ihren Grundzügen bis zuletzt erhalten blieb. Die vielfältigen mythologischen, religiösen und abergläubischen Bezüge des Romans haben in Hehle eine kenntnisreiche Dolmetscherin gefunden. Das in Schlüsselszenen des Romans erscheinende und auch den Abschluss der Handlung bildende Zitat von Römer 8,28 (»Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen«) ist zwar vorrangig der ursprünglichen Hauptfigur, eben Lewin, zugeordnet, aber auch die anderen Figuren haben in unterschiedlicher Weise daran Anteil. Immer wieder geht es um Treue und Verrat, um eine tiefere, »eigentlicher« Treue, ein problematisches, aber vielleicht nur scheinbares Abirren von der dem Einzelnen vorgegebenen Bestimmung. Die Konflikte, die die politische Handlung des Romans aufwirft, Bernds Gehorsamsproblem, Geheimrat Ladalinskis Konversion und Bekenntnis zu Preußen als der überlegenen Teilungsmacht finden hier ebenfalls ihren Platz. Ihrer Bestimmung nahezu wortlos sicher erscheinen nur zwei Frauen, Marie, das »Feenkind« von ungewisser Herkunft, und Renate, die nach dem Tod des ihr versprochenen Mannes ledig bleibt und sich in ein Damenstift zurückzieht. Lewin, von Kathinka in alttestamentarischen Bildern spöttisch provoziert als »Joseph der Träumer«, Tugendminister des Pharaos, gewinnt durch eben diese Zuordnung typologisch Profil, ist es doch gerade Joseph, dessen Lebenswege das verborgene Wirken Gottes bezeugen. Er wird Kathinka verlieren und Marie gewinnen. – Die vieldeutigen Konstellationen und Bezüge des polyperspektivischen »Vielheitromans«, zeitlich angesiedelt zwischen Weihnachten und Ostern,

sind, soweit meine Kenntnis reicht, noch nirgends so stringent behandelt und zusammengeführt worden wie in Hehles Interpretation.

Klare Worte sind auch dem folgenden Negativkatalog zuträglich: »Spree-Athen und Preußische Madonna: Leerstellen im »Zeit- und Sittenbild««. »Sosehr die zeitgenössischen Rezensenten (und nicht nur sie! H. N.) Fontanes breit gefächerte treffende Schilderung der napoleonischen Zeit betonten, so auffallend sind die Leerstellen, die sofort ins Auge springen, hält man das Panorama, das *Vor dem Sturm* entwirft, gegen das Bild der Epoche, das sich aus Quellen und historiographischen Darstellungen ergibt.« (I, 387 f.) Hehle sagt einiges zu den zu vermutenden Gründen, man wüsste freilich gern noch mehr. Es fehlen, um nur das Wichtigste zu nennen, in Fontanes »Zeit- und Sittenbild« die preußischen Reformen, das bürgerliche intellektuelle und jüdische Berlin (was im Ergebnis zu einer Überbetonung der Rolle des Adels führt), namhafte Vertreter der Romantik, somit Berlins bedeutendste Literaturepoche insgesamt. Merkwürdig, wenngleich nicht eigentlich überraschend, ist das Fehlen der Königin. Sie war 1810 gestorben, nur in Erinnerungen Dritter konnte sie in Erscheinung treten; Fontane hat die »Phrasenhaftigkeit ihrer Verehrer« beklagt. Phrasen, auch darin war er ein Mann der Worte, konnten ihn erregen bis zum Hass.

3. Entstehung: »Schreibe Deinen Roman!« so mahnte man ihn, wie Fontane sich in einem Brief an Frau Emilie August 1874 erinnert, schon »seit 20 Jahren«. Man kann das Possessivpronomen lesen, als wären seine Freunde bereits einem Vorgefühl gefolgt, dass es sich um ein Werk sui generis, etwas eben sehr Fontanesches, handeln würde. Die dramatischen Zeitereignisse, berufliche und private Zwänge haben Niederschrift und Vollendung verzögert. Mittel biographischer Quellen und der Textzeugen des Abschnitts »Überlieferung« entsteht vor dem Leser ein weiteres Mal der Verlauf dieser denkwürdigen Verspätung, durch die *Vor dem Sturm* so nachhaltig geprägt wurde.

4. Wirkung: Der Abschnitt widmet sich mit Sorgfalt, gestützt auch auf Arbeiten von Berg-Ehlers und Chambers, ausführlich, aber fast ausschließlich, der Rezeption des Romans im Anschluss an sein Erscheinen (1878/79). Es wird gezeigt, dass das Werk nicht von Anfang an unter einem verminderten Interesse zu leiden hatte, sondern sowohl in der konservativen als auch in der liberalen Presse freundlich aufgenommen wurde. Bei der hochkonservativen *Neuen Preußischen (Kreuz-)Zeitung* fand *Vor dem Sturm* sogar noch mehr Anerkennung als jeder der noch folgenden Romane. Zu dem Schattendasein, das er später einige Jahrzehnte führte, hat neben seiner oftmals beklagten Länge und Handlungsarmut das Urteil Conrad Wandreys in seiner auch von Thomas Mann beachteten und – im Hinblick auf den *Stechlin* – kritisierten *Fontane-Monographie* (1919) beigetragen. *Vor dem Sturm* und seine »regellose Fülle« (Wandrey) wurde

so zu einem »Frühwerk« des Romanciers, näher den *Wanderungen* als dem, was noch folgte und (aus teleologischem Blickwinkel) nicht repräsentativ für sein reifes Schaffen.

Gewiss, aber über dieses (Fehl-)Urteil ist die Zeit hinweggegangen und (zumindest) ein Ausblick auf die Forschung in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wäre im Anschluss an die historisch gewordene frühe Rezeption zum Verständnis des aktuellen Fontane-Bildes hilfreich gewesen. Zu Recht betont Grawe in seinem *Handbuch*-Abriss (2000), erst das spätere 20. Jahrhundert habe die »Sicht der Historie vom Privaten und von unten her zu würdigen gewusst«. Noch in anderer Weise hat sich ein neues Verständnis für die Leistung des Autors von *Vor dem Sturm* eröffnet. Der Roman nimmt in der schriftstellerischen Entwicklung des Märkers gewissermaßen eine Schlüsselstellung ein, ist aber zugleich, unter *nicht*-teleologischem Blickwinkel, ein durchaus eigenständiges (Haupt-) Werk des »mittleren Fontane«, eine Sichtweise, die Hehles hervorragende Edition ja gerade bestätigt.

5. Überlieferung: Auf annähernd 40 Seiten vermittelt Hehle einen instruktiven Einblick in Beschaffenheit und Umfang der zumeist handschriftlichen Überlieferungsträger zur Textgenese von *Vor dem Sturm*. Dabei handelt es sich um eine Anzahl von Notizbüchern Fontanes, wie er sie regelmäßig mit sich trug und in die er ohne bestimmte Ordnung eintrug, was ihn beschäftigte, sodann sein erhalten gebliebenes Arbeitsmanuskript und eine Vielzahl weiterer Papiere, darunter Reste aufgelöster Konvolute, die sich auf Rückseiten anderer Manuskripte erhalten haben. Hehle konnte an Arbeiten von Vorgängern, besonders Walter Hettches, anschließen, gleichwohl stellt diese zweifellos überaus arbeitsaufwendige Dokumentation für den weitaus größten Teil der Rezipienten ein unentdecktes Neuland dar, das noch nirgendwo anders so übersichtlich und relativ leicht zu handhaben vorliegt.

6. Anmerkungen: Von Hehles genauer Kenntnis der Überlieferung profitiert auch der Nutzer des Zeilenkommentars, wird ihm doch durch die zahlreich dort zu findenden Verweise der Zugang zu den älteren Textschichten erleichtert. In anderer Weise bemerkenswert ist der von Hehle, wie die Literaturverzeichnisse erkennen lassen, weiträumig organisierte Einsatz digitaler Hilfsmittel (mittlerweile online verfügbare ältere Lexika etc.), die das Instrumentarium der Kommentarschreiber beträchtlich erweitern.

Damit wir auch etwas zu berichtigen wissen (II, 542): die Nationalgarde (Garde nationale), eine Art Bürgergarde, zählte nicht zu den »Garden« (Garde impériale und entsprechende Eliteeinheiten – etwa die Königlich italienische Garde – verbündeter Staaten), die am Feldzug der Großen Armee von 1812 teilnahmen. Es ist zuletzt ein eher hoffnungsvolles Symptom, dass Fontanes ausgebreitete militärische Interessen und Kenntnisse eine

jüngere Generation von Editoren/innen gelegentlich doch etwas zu verunsichern vermögen.

Vor dem Sturm umfasst in der Großen Brandenburger Ausgabe 2 Bände im Umfang von 640 und 626, insgesamt also 1266 Seiten, davon Hehles Kommentar 240 und 126, in Summe 366 Seiten. Es kann gar nicht ausgeblieben sein, dass die Emotionen der Herausgeberin zuweilen denen des Autors geähnelt haben, etwa wenn er gegen Abschluss des Werkes am 10. April 1878 an Hertz schrieb: »... in etwa 8 Tagen ist es endlich, endlich abgetan.« Es folgten noch die mit dem (gekürzten) Zeitschriftenvorabdruck und der Buchausgabe verbundenen Korrekturgänge. Am folgenden 7. August, er arbeitete bereits an *Grete Minde*, erhielt er »ein mächtiges Paket aus Leipzig«, aus B. G. Teubners Druckerei, »mein Roman-Manuskript: mit eigenthümlichen Empfindungen hab ich es auf den Boden schaffen lassen. [...] Müh' und Arbeit liegen zurück, und niemand kümmert sich mehr darum. Auch nur einen Augenblick darüber traurig sein zu wollen, wäre lächerlich.« (An Emilie Fontane, 10. 8. 1878)

Doch, wir kümmern uns darum. Wir haben nun *Vor dem Sturm* und, wie bereits gesagt, von Christine Hehle eine überzeugende Edition.

Helmuth Nürnberger

Maja Razbojnikova-Frateva: »Jeder ist seines Unglücks Schmied«.

Männer und Männlichkeiten in Werken Theodor Fontanes.

Berlin: Frank & Timme 2012 (Literaturwissenschaft 29). 334 S., brosch., € 49,80

Und schuld sind schließlich doch die Frauen. Denn an ihrer Fixierung auf ein zeitgemäßes, leistungsorientiert-karrierebewusstes und emotional kontrolliertes Männlichkeitsideal und an den dadurch geprägten Erwartungen an ihre Männer scheitern die »Ehe-Experimente« des Obersten a. D. von St. Arnaud, des Kommerzienrats Van der Straaten, des Grafen Petöfy und selbst des Barons von Innstetten – sämtlich Männer, die ihre Frauen aus Liebe geheiratet haben und bis zu ihrem oder deren Ende weiter lieben.

Nicht gerade der Mainstream des Forschungsdiskurses über Fontanes Eheromane, umso interessanter. Das Verdienst des Buches der an der St. Kliment-Ochridski-Universität in Sofia lehrenden Germanistin Maja Razbojnikova-Frateva (im Folgenden: MRF) besteht darin, die von der Forschung – mit Ausnahme Innstettens – eher stiefmütterlich behandelten Ehemänner ins Licht zu rücken und alternative Interpretationen ihres Verhaltens und Handelns zu liefern, unter der Prämisse, dass sie keine »alten Ekel« sind, sondern Männer ihrer Zeit, die sich aber mit dieser Zeit keineswegs im Reinen befinden.

MRF bedient sich dazu der Instrumentarien der Historischen Diskursanalyse und der Männlichkeitsforschung (Men's Studies). In Bezug auf ihre

texthermeneutischen Verfahrensweisen grenzt sie sich bewusst von Arbeiten ab, die sich mit den Fontane'schen »Finessen« befassen und die Tiefenstruktur der Texte auszuleuchten suchen, wie etwa Walter Erharts Studie *Familienmänner* (64 f., 123 u. ö.). Dass dies nicht immer zum Vorteil ausschlägt, wird noch zu zeigen sein.

Das einleitende methodologische Kapitel (18–68) rekapituliert in einiger Ausführlichkeit die Geschichte der Diskurstheorie und der Men's Studies. Die breite Darstellung ist vor allem den Erfordernissen der Rezeption in Bulgarien geschuldet, wo die Diskurstheorie laut MRF wenig Ansehen genießt (Einleitung, 12). Prägend für ihre Studie ist neben der Historischen Diskursanalyse (Klaus-Michael Bogdal) die Habitus-Theorie (Pierre Bourdieu), durch Michael Meuser vom sozialen auf den Gender-Bereich übertragen, um eine Differenzierung des von Raewyn Connell entwickelten Konzepts der »hegemonialen Männlichkeit« zu erreichen.

Die Arbeit geht von der These aus, dass Fontanes »Helden« in ihrer Männlichkeit schwankend werden und die hegemoniale Männlichkeit, nach deren Regeln sie leben, als defizitär empfinden. Als dominante Norm habe sich im Lauf des 19. Jahrhunderts in Preußen/Deutschland die »militärische Männlichkeit« etabliert, wie das zweite, historische Kapitel darlegt (69–112). Im Gefolge der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht 1813 findet eine allmähliche Militarisierung der Gesellschaft statt, die nach 1871 kulminiert, wofür etwa die Begehrtheit des Titels Reserveoffizier ein Indiz ist. Neben dieser hegemonialen, militärisch geprägten Männlichkeit existieren jedoch weitere, »marginale« Männlichkeiten: Zum einen wird am Ende des 19. Jahrhunderts eine Tendenz zur Effeminierung im Zusammenhang mit dem Krankheitsbild der »Neurasthenie« sichtbar, die möglicherweise einem Unterlegenheitsgefühl des (arbeitenden und kämpfenden) männlichen Körpers gegenüber modernen Maschinen und Waffen (Industrie und Artillerie) zuzuschreiben ist. Als eklatantes Beispiel für den Widerstreit zwischen militärisch bestimmter hegemonialer Männlichkeit und »neurasthenischen«, »effeminierten« Symptomen nennt MRF Kaiser Wilhelm II. Auf der anderen Seite existieren vor allem im Bürgertum »sanfte Männlichkeiten« fort, ältere Männlichkeitsbilder der Empfindsamkeit und Romantik, außerdem das in der Aufklärung geprägte Bild des »ganzen Mannes«, das Emotionalität und Körperlichkeit nicht ausschließt.

Der Punkt, an dem die Männlichkeiten des 19. Jahrhunderts voneinander differieren, ist der Umgang mit Gefühlen. Sowohl die militärische als auch die leistungsorientierte bürgerliche Männlichkeit, die Erfolg und Bestätigung im Beruf sucht, verlangen Selbstkontrolle, die sozial als Gefühlskälte und/oder Langweiligkeit wahrgenommen und von den Männern selbst als defizitär empfunden wird. Es wirken dabei die von der Salonkultur geprägten Vorstellungen der ersten Jahrhunderthälfte nach, die berufliche, gar fachliche Gespräche in Gesellschaft als langweilig und für

Damen unzumutbar ablehnen. Ebenso wirkt das romantische Ideal der Liebesehe weiter. Es bildet die Basis der Familie als Raum des Privaten, der für das Bürgertum im Laufe des 19. Jahrhunderts immer wichtiger wird. Beides muss aber mit ökonomischen und sozialen Erfordernissen in Einklang gebracht werden, weswegen eine aus praktischen Erwägungen geschlossene Ehe gern als Liebesehe »maskiert« wird (Peter Gay). In der Vorstellung von der Liebe als einer Tugend, die kultiviert werden kann (und muss), lebt zugleich eine emotionalere Variante der durch die Aufklärung propagierten Vernunft Ehe fort.

Dem »Scheitern der militärischen Männlichkeit« in *Cécile* gilt die erste der vier Romananalysen (114–176). Im Einklang mit dem Modell der Historischen Diskursanalyse erfolgt jeweils vor der Arbeit am Text und der Auseinandersetzung mit der Forschungsliteratur eine Sichtung der zeitgenössischen Rezensionen, die den Romanfiguren oft weniger parteiisch gegenüber treten als die spätere Forschung. In *Cécile* erschwert es das Spiel mit den wechselnden Perspektiven Gordons, der als zunächst beobachtende und dann involvierte, handelnde Figur konstruiert ist, und des Erzählers, der zunehmend von Gordons Perspektive beeinflusst wird, St. Arnaud in den Blick zu bekommen. St. Arnaud hat, so die These, *Cécile* aus Liebe geheiratet und dafür seine gesellschaftliche und berufliche Position geopfert, ist aber nicht durch eine gelingende Ehe entschädigt worden. Die sich entwickelnde Rivalität zwischen St. Arnaud und Gordon ist nur zum Teil eine um *Cécile*, es ist auch eine konkurrierender Männlichkeiten. Gordon teilt mit St. Arnaud die militärische Männlichkeit; als ehemaliger Offizier, Adliger nun im bürgerlichen Ingenieursberuf und als ein Mann, der seine Emotionen weniger und weniger unter Kontrolle hat, verkörpert er sie jedoch in defizitärer Weise. St. Arnaud greift schließlich, als ihm im letzten Gespräch mit *Cécile* klar wird, dass er sie nicht wiedergewinnen wird – die Argumentation bleibt hier etwas unklar –, zum Ritual des Duells, das es mittels des Begriffs der Ehre erlaubt, Affekte wie gekränkte Liebe, Zorn und Rachsucht auszuleben, ohne den Anschein der Selbstkontrolle zu verlieren. Zu St. Arnauds Ehrenrettung führt MRF weiter an, Gordon treffe die Schuld an dem Duell, weil er St. Arnauds zur Versöhnung ausgestreckte Hand zurückgewiesen habe. Dieser Argumentation liegt jedoch ein Lesefehler zugrunde: Gordon weist die Hand zurück, als er bereits tödlich verwundet ist, eine Minute vor seinem Tod (vgl. *Cécile*, GBA, 212).

St. Arnauds Scheitern beruht laut MRF auf der Inkompatibilität seiner Gefühle für *Cécile* mit seinem militärischen Männlichkeitsideal; sein Versuch, wenigstens die Ehe zu retten, indem er ein Dreiecksverhältnis nach seinen Regeln installiert, das *Céciles* »Huldigungsdefizit« kompensiert, scheitert an Gordons Emotionen und seiner Reaktion auf die Entdeckung von *Céciles* Vorgeschichte, die ihn unfähig machen, die ihm zuge dachte Rolle zu spielen.

Nicht die dominante militärische, sondern eine »marginale Männlichkeit« scheitert in *L'Adultera* (176–207). Van der Straaten befindet sich infolge seiner jüdischen Herkunft, seiner Manieren und seiner Zugehörigkeit zur Finanzwelt einerseits in einer prekären gesellschaftlichen Stellung, ist andererseits auch nicht denselben Handlungsnormen unterworfen wie ein adliger Offizier (oder Reserveoffizier). Er kann es sich erlauben, sich als *Enfant terrible* zu inszenieren, »zwischen derb und gefühlvoll«, was seine Unsicherheit kaschiert und ihm ermöglicht, seine Gefühle zu verbergen, ohne sich dabei den Habitus der Gefühlskälte auferlegen zu müssen. Seine Motivation, Melanie zu heiraten, wird im Eliminationsverfahren erschlossen: Geld hat sie nicht, ihr Adel ist dubios, er befindet sich nicht in einer Stellung, in der ihre Schönheit ihm wirklich nützlich wäre – es geht ihm also um Melanie als Person. Die Möglichkeit, sie zu verlieren, erscheint ihm als das schlimmste aller Übel. Da er außer ihr niemanden hat, dem er seine Ängste mitteilen könnte, nimmt er die Tintoretto-Kopie zum Anlass, ihr eine diskrete Liebeserklärung zu machen und seine Furcht zu gestehen. Melanie, der allzu viel Nähe und Ernst in der Beziehung mit ihrem Mann peinlich ist, nimmt es aber von der ironischen Seite und wechselt eloquent das Thema. Daran zeigen sich die unterschiedlichen Erwartungen der Partner an ihre Ehe: Während Van der Straaten, dem das Ideal einer Liebes-*ehe* vorschwebt, sich nicht mit einer Konventionsehe begnügen will, ist Melanie bestrebt, aus ihrer aus finanzieller Notwendigkeit geschlossenen Ehe, die sie in Bezug auf Stand und Bildung als Kompromiss empfindet, das Bestmögliche zu machen, sie aber von Gefühlen möglichst freizuhalten. Um sich von seiner quälenden Angst zu befreien, so MRFs These, wagt Van der Straaten das Experiment einer »Ehe zu dritt«, in der Rubehn, falls es nach Wunsch gelingt, Melanies Defizite kompensiert, ohne die Ehe zu gefährden, oder zwar verführerisch wirkt, sich selbst aber, kontrolliert und kalt, wie er scheint, nicht zu einer Affäre hinreißen lässt, oder – im schlimmsten Fall – den Ehebruch herbeiführt und damit wenigstens Klarheit schafft. Der schlimmste Fall tritt ein, weil Rubehn – weit gereist, kontrolliert, mit guten Umgangsformen, Reserveoffizier und Wagner-Schwärmer – dem Männlichkeitsbild der Zeit viel besser entspricht als Van der Straaten (ja, als Kaufmann jüdischer Herkunft eher überentspricht). Erst im Vergleich mit ihm erkennt Melanie Van der Straatens Defizite, schämt sich seiner und lässt sich verführen. Der stattgehabte Ehebruch befreit Van der Straaten von seiner Angst, er wagt eine neue offene Liebeserklärung und bietet Melanie an, Rubehns Kind als das seine aufzuziehen. Gerade dadurch aber treibt er Melanie von sich fort, da sie nicht aus Dankbarkeit für immer an ihn gebunden bleiben (und erpressbar sein) will.

Nicht der Ehemann, sondern die Ehefrau, so MRF, ist es, die das hegemonale Männlichkeitsbild verinnerlicht hat, gemäß dem sie sich gegen Van der Straaten und für Rubehn entscheidet. Was in dieser Interpretation

jedoch außer Acht gelassen wird, ist der emanzipatorische Aspekt von Melanies Handeln, der sie nicht nur Authentizität in der Liebe und Ehe, sondern auch Selbstbestimmung und – als einzige Protagonistin in Fontanes Erzählwerk außer Mathilde Möhring – später auch einen Beruf und die Sicherung ihrer Existenz aus eigenen Kräften anstreben lässt.

Graf Petöfy (207–245) ersinnt eine ausgeklügelte Ehestrategie, um seine Liebe zu Franziska zu verdecken, die aufgrund des Unterschieds in Alter, Stand und regionaler Herkunft eigentlich als ungehörig gilt und auch von ihm so empfunden wird. Er verkörpert eine »variative Männlichkeit«, ist in vielfacher Hinsicht ein am Rande der Gesellschaft Stehender: Durch seine Weigerung, im österreichisch-ungarischen Konflikt Partei für die eine oder andere Seite zu ergreifen, hat er sich nicht nur aus der Gemeinschaft beider Nationen und des Offiziersstandes ausgeschlossen, sondern auch aus der durch das gemeinsame Erlebnis geprägten Generation von 1848. Als Junggeselle steht er zudem außerhalb einer familiären und sexuellen Ordnung. Kunst, Reisen und Theater dienen ihm als Kompensation der so entstandenen Defizite. Sein Entschluss, Franziska zu heiraten, gehört mit zu den Freiheiten, die er sich nehmen kann. Um aber nicht zu sehr zu provozieren und Franziska nicht zu verschrecken, so MRFs Vermutung, tarnt er seine Liebe als einen Pakt, der den Verzicht auf viele Rechte und Pflichten in der Ehe einschließt – jedoch nicht auf alle; wie es sich mit der Sexualität verhält, bleibt offen. Franziska nimmt den Pakt ernst, verlangt von sich – wohl infolge einer Traumatisierung in ihrer Kindheit, wie Kai Kauffmann (*Plaudern oder verstehen? Theodor Fontanes Roman Graf Petöfy*. In: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* N. F. 48.1 [1998], 61–89) überzeugend nahelegt –, eine Ehe in sexueller Enthaltsamkeit zu führen, kann diesen Entschluss aber nicht durchhalten. Der Vertrag scheitert an der von Anfang an vorhandenen Anziehung zwischen Franziska und Egon, die in einer extremen Situation zu einem »Ausrutscher« führt (239). Ein Duell steht Petöfy als Ausweg nicht zur Verfügung, da Egon sein Neffe ist. So entscheidet er sich für den Selbstmord aus enttäuschter Liebe, den er vor sich selbst als altruistisch motiviert rechtfertigen kann.

In Petöfy überlagern sich laut MRF verschiedene Männlichkeiten: eine temperamentvoll-emotionale (»ungarische«), eine genießende des adligen Connaisseurs (die noch dem Ancien Régime entstammt) und eine adlig-militärische (die auf seine Offiziersvergangenheit zurückzuführen ist). Wiederum überlagert werden diese Männlichkeiten von der Generationsproblematik: Aufgrund des Altersunterschieds wagt Petöfy es nicht, seine Gefühle einzugestehen, und verbaut damit Franziska und sich ein Ehemodell, in dem die Liebe sich in der Ehe entwickelt.

Die Figur Innstettens in *Effi Briest* ist geprägt von der Rivalität verschiedener Männlichkeitsvorstellungen in ein und demselben Mann (245–280): Adlig-militärische und bürgerlich-leistungsorientierte Persönlich-

keitsideale sind gleichzeitig in ihm verkörpert. Weil Innstetten sich dessen bewusst ist, wird das von ihm repräsentierte Männlichkeitsmodell als »reflektive« (wohl besser: reflexive) »Männlichkeit« bezeichnet. Er ruft den Widerspruch und Spott von Figuren hervor, die andere Männlichkeiten verkörpern und daran arbeiten, Innstettens Selbstkonstruktion als Maske zu entlarven: Briest, der Gutsbesitzer, der seine Unabhängigkeit einer Karriere vorzieht, bespöttelt das Pflichtbewusstsein und den »bürgerlichen« Kunstenthusiasmus seines (einstigen Rivalen und jetzigen) Schwiegersonnes; Crampas, nach den Maßstäben seiner Zeit ein Versager, folgt dem Männlichkeitsmodell des »interessanten Konversationspartners« aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In manipulativer Absicht zeigt er die Brüche in Innstettens Realisierung der hegemonialen Männlichkeit, seine »Halbheit«, auf, woraufhin Effi zu allen anderen Unzulänglichkeiten ihrer Ehe auch noch ihren gesellschaftlichen Aufstieg gefährdet sieht, der ihr Hauptmotiv für die Eheschließung war – eine Interpretation, die mir zu einseitig scheint und die Komplexität der Figur Effi unangemessen reduziert. Innstetten, so MRFs These, ist derjenige, der das größere Interesse an seiner Partnerin hat, wie schon die ungleiche Verteilung der Korrespondenz in der Verlobungszeit zeigt. Er hofft auf eine Ehe, in der die Liebe sich allmählich entwickelt, und versucht, Räume des Privaten entstehen zu lassen, in denen Gemeinsamkeiten und Gefühle wachsen können. Die Kunst bedeutet für ihn ein Refugium der Gefühle; daran teilzuhaben, ist ein Angebot, das er Effi auf der Hochzeitsreise macht. Zu dieser Interpretation würde passen, dass Innstetten Effi später in Kessin vorschlägt, die Hochzeitsreise anhand von Fotografien noch einmal zu wiederholen. Aber: Wenn die Kunst ein Refugium der Emotionen bedeutet, rennt man dann im Stil eines Leistungssportlers oder Aktenfressers durch alle Museen, um eine Katalognummer nach der anderen abzuhaken? Ebenso zweifelhaft scheint mir, ob Innstetten tatsächlich versucht, im Kessiner Haus einen Raum für Privatheit und Emotionalität zu schaffen: Sein ständiges Arbeiten auch zu Hause macht das ja gerade unmöglich.

An diesem Punkt kann natürlich auch die Chinesen-Geschichte nicht unerwähnt bleiben, es scheint aber, als passe sie nur schlecht ins Konzept der Autorin. Und tatsächlich wirkt sich bei der Interpretation von *Effi Briest* die Entscheidung, sich nicht auf die Tiefenstruktur der Texte einzulassen, negativ aus: Die Chinesen-Geschichte wird, wenig prägnant, als eines der »verbrämten Signale einer versteckten Seite seines [Innstettens] Charakters« gedeutet, die »Innstettens Orientierung an einem romantisch-klassischen Ideal in der etwas deformierten Gestalt, die der Zusammenstoß mit den militärisch-männlichen Auffassungen der neuen Epoche hinterlassen hat«, belegen (266). Im Eifer, Innstetten zu rehabilitieren, interpretiert MRF die Spukgeschichte als Botschaft an Effi, die ihr »von Innstettens versteckter Seite, von seinen ausgestandenen Traurigkeiten

und Zweifeln« (267) erzählen soll, sie aber – durch ihre Schuld, infolge ihres oberflächlichen, aufs Äußerliche gestellten Wesens – nicht erreicht. Das kann, am Romantext und an Effis Reaktion auf das Spukerlebnis gemessen, nicht überzeugen, bei aller Legitimität des Versuchs, die verbreitete Effi-Apotheose kritisch in Frage zu stellen und der Figur Innstettens Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Hier rächt sich gleichermaßen der Verzicht auf eine Figurendeutung, die Erkenntnisse der Psychoanalyse miteinbezieht, wie das Absehen von den Dimensionen des Symbolischen, des Mythologischen, ja auch des Phantastischen im Text. Ohne diese lässt die Chinesen-Geschichte sich nicht deuten.

Auch die übrigen Aussagen können nicht recht überzeugen: Effi sei fixiert auf das veräußerlichte Ideal »Männer männlich« und nicht an der Entwicklung einer Partnerschaft interessiert, sondern beschränke zu Beginn der Ehe ihre Annäherungsversuche auf den körperlichen Bereich, während Innstetten behutsam vorgehe, um die Gefühle erst wachsen zu lassen. Wie will dazu passen, dass Annie exakt neun Monate nach der Hochzeitsnacht zur Welt kommt und Effi der Mutter eingesteht, sie habe sich zu Zeiten vor Innstettens Zärtlichkeit gefürchtet? Effis von Innstetten inszenierte Schlittenfahrt an Crampas' Seite ist nach MRF eine ähnliche Probe, wie sie Van der Straaten mit der Einladung Rubehns als Hausgast arrangiert; Innstetten warne Effi zwar vor dem Verführer Crampas, lasse ihr aber Entscheidungsfreiheit. Als durch die Auffindung der Briefe schließlich unleugbar wird, was er ohnehin geahnt hat, wählt Innstetten Scheidung und Duell aus Enttäuschung und Verletztheit über seine nicht mehr zu rettende Ehe – über eine Ehe, die nichts weiter war und sein kann als eine Konventionsehe. Doch ist nicht die Ehe der Innstettens in der Berliner Zeit eigentlich schon gerettet?

MRFs Interpretationsverfahren, das bei den einfacher strukturierten Romanen *L'Adultera* und *Graf Petöfy* noch funktioniert, stößt bei der Interpretation von *Effi Briest* an seine Grenzen. Auch ist kritisch anzumerken, dass die Verzahnung der in dem anspruchsvoll formulierten methodologischen Teil geleisteten theoretischen Grundlegung mit der textanalytischen Praxis nur beschränkt gelingt. Dazu kommt, dass einzelne Aussagen – wenn etwa der Krieg von 1870 mit dem Siebenjährigen Krieg verwechselt und behauptet wird, Innstetten stelle durch den Wiedereintritt in die Armee »seine Treue zum Vaterland und zum Militärischen unter Beweis« (258), während 1870 ja die allgemeine Wehrpflicht galt –, leider eine historische Unbedarftheit offenbaren, die den Leser misstrauisch werden lässt.

Zuzustimmen ist dagegen der kritischen Hinterfragung des Schlagworts von Fontanes »halben Helden«: MRF zeigt, dass von einer Halbheit nur nach den Maßstäben des als im späteren 19. Jahrhundert gültig herausgearbeiteten Diskurses der hegemonialen Männlichkeit die Rede sein kann; anders betrachtet, bestehen die »halben Helden« gerade auf ihrer

»Ganzheit«, die Emotion und Gefühlsäußerung nicht ausschließt, entsprechend älteren Konzepten der Aufklärung, Empfindsamkeit, Romantik – und jüngeren des späten 20. und frühen 21. Jahrhunderts, darf man hinzufügen. Demgegenüber sind es nach MRF die Frauen, die auf der hegemonialen Männlichkeit insistieren und von Seiten ihrer Männer nicht allzu viel Gefühl geäußert sehen möchten. Ein Kommunikationsdefizit verhindert das Entstehen von authentischer Liebe, da gesellschaftlich geprägte Erwartungshaltungen das Reden der Ehepartner prägen. Im Scheitern verstecken die Protagonisten ihre »männlichen Erlebnisabgründe und eigentlichen Motivationen« (285) hinter der Einhaltung der Konventionen, sei es das Duell, sei es der Selbstmord. Einzig Van der Straaten verschleiert nichts, sondern lebt als Verlassener einsam und ungerächt weiter, gewinnt aber gerade dadurch – nicht postum wie Petöfy, aber sozusagen postmatrimonial – die Wertschätzung seiner Ex-Frau.

In MRFs Romaninterpretationen schlägt, so lässt sich resümieren, das Pendel der Schuldzuweisungen einmal nach der anderen Seite aus, was in seiner Einseitigkeit trotz einzelner bemerkenswerter Beobachtungen nicht überzeugt. Die Textauswahl ist bestimmt durch die Dreiecksverhältnisse, die *Cécile*, *L'Adultera*, *Graf Petöfy* und *Effi Briest* prägen und es erlauben, konkurrierende Männlichkeiten in direkter Rivalität darzustellen. Dennoch hätte man gern auch eine Analyse abweichender Männlichkeiten gelesen, etwa der »romantisch inspirierten« (66), »sanften« (88) Männlichkeit eines Lewin von Vitzewitz oder eines traumatisierten Kriegsinvaliden wie Waldemar von Haldern, oder aber der prekären des latent homosexuellen Offiziers Schach von Wuthenow.

Christine Hehle

Rolf Zuberbühler: Theodor Fontane: *Der Stechlin*. Fontanes politischer Altersroman im Lichte der *Vossischen Zeitung* und weiterer zeitgenössischer Publizistik.

Berlin: Stapp Verlag 2012. 560 S. € 58

Betonen wir zuerst: Dieses Werk liest sich trotz seines wissenschaftlichen Charakters leicht und flüssig. Thematisch geordnet – einige der Kapitel lauten »Das Stechlin-Symbol«, »Provinz und Welt«, »Alt und Neu in der Politik«, »Wilhelm II., Imperator und Rex«, »Adel der Menschennatur«, »Die großen Fragen« (mit dem Unterkapitel »Kapitalismus, Materialismus«) – präsentiert die Darstellung das Preußen der Mitte der 1890er Jahre, der stürmischen Krisenjahre um den inzwischen machtbesessenen Kaiser. Dies geschieht auf der Grundlage von Presse-Zitaten und Fontane-Zitaten. Der Leser, mag er Fontane-Kenner sein oder nicht, genießt das Werk als ein detailreiches kulturhistorisches Tableau. Zuberbühlers Stil ist packend

und an Fontane selbst geschult, so wenn er von Melusine und »ihrer kurzen Ehe oder Nicht-Ehe« spricht (S. 324) oder bemerkt, dass Dubslav von Stechlin manches »mit Schillerscher Rückendeckung« formuliere (S. 364). Originell sind auch die Zwischenüberschriften innerhalb der Kapitel; zum Beispiel »Die Armeefrage. Militarismus und wahres Heldentum«, »Fata morgana-Blick in die alte feudale Welt«, »Fußgendarms Uncke und sein Lieblingswort ›zweideutig‹«. Schade, dass das Inhaltsverzeichnis nur die Kapitel-Überschriften, nicht aber die anderen Überschriften anführt.

Nun Genaueres. Zuberbühlers Darstellung besteht aus drei Schichten. Die eine bilden Zitate aus dem liberalen Blatt *Vossische Zeitung*, deren Jahrgänge 1895 bis 1897 er durchforscht hat; ihre Nachrichten und Stellungnahmen legt er in repräsentativen Auszügen vor. Gerade diese Zeitung aus diesen Jahren heranzuziehen ist für ein Werk über Fontane naheliegend, da Fontane bekanntlich lange Jahre ihr Mitarbeiter war und speziell in den genannten Jahren ihre Liberalität schätzte (Fontane 1895: »ein Glück, daß ich die Vossische habe«, S. 26) und sie als seinen »geistige[n] Lebensraum« (S. 32) empfand. Zuberbühler ergänzt diese Zitate aus der *Vossin* durch Sätze aus Maximilian Hardens *Die Zukunft*, Alfred Kerrs *Berlin-Briefe* und vielerlei mehr. Die zweite Schicht sind Zitate aus dem *Stechlin*, an dem Fontane ab 1896 intensiv gearbeitet hat. Zuberbühler greift sowohl ganze Absätze als auch einzelne Stichwörter auf; er berücksichtigt sorgfältig den ganzen Roman, wobei er, wie erwähnt, nach Themen geordnet vorgeht. Die *Stechlin*-Zitate ergänzt er durch andere Fontane-Sätze, vor allem aus den Briefen an Friedlaender.

Die dritte Schicht sind Zuberbühlers Charakterisierungen, Bewertungen und Resümees der politischen und kulturellen Ereignisse. Er erklärt die wachsende Industrie und die Veränderung Berlins und seines Umlands (S. 136–151), erörtert die aufkommende Forderung nach Frauen-Wahlrecht und Frauen-Universitätsstudium (S. 446–455), stellt die Epoche als »Krönung des naturwissenschaftlichen Zeitalters« dar (S. 151–163) und schlüsselt den Werdegang des christlich-sozialen und antisemitischen Pastors Stoecker auf (S. 390–406). Diese drei Schichten – Zitate aus Zeitungen, *Stechlin*-Zitate und politische Überblicke – sind nicht getrennt. Der Wert der Abhandlung liegt darin, dass sie beständig ineinander fließen. Sie ist ein ergiebiges Kommentarbuch zum *Stechlin*, das thematisch verwandte Passagen des Buches zusammen erfasst, erläutert und auf ihre Nähe zu Presseartikeln hin beleuchtet, und sie ist umgekehrt, so lässt sich gleichfalls sagen, ein Werk über die damalige Journalistik, das immer wieder passende Fontane-Stellen heranzieht.

Dabei deckt Zuberbühler erstaunliche wörtliche Übereinstimmungen zwischen dem *Stechlin* und den Pressemeldungen auf. Dubslav sagt, das Junkertum gebe jetzt vor, arm zu sein und »seine Strohdächer zu flicken«, und schon vorher hat die *Vossische Zeitung* gehöhnt (28. 9. 1895), der

Junker tue so, als lebe er »unter geflickten Strohdächern« (S. 184 f.). Dubslav sagt, früher habe es geheißen: »es steht in den Akten«, heute heiße es, »es stehe wissenschaftlich fest«, und die *Vossische Zeitung* hat (am 26. 6. 1895) erinnert: »Im alten Prozeßrecht galt der Satz: Quod non in actis, non in mundo.« (S. 83) Assessor Rex im Roman nennen manche einen »Streber«, und die Zeitung hat (am 12. 2. 1896) vom »Streberthum« der Beamten berichtet (S. 243). Adelheid warnt, Bismarck sei nur ein Mensch und »Götzendienst« an ihm nicht angemessen, und wiederum die *Vossische Zeitung* beklagt, dass die Konservativen mit Bismarck »förmlichen Götzendienst treiben« (S. 233). Natürlich ist die Kritik am Götzendienst hier ganz anders motiviert als dort. Auch Dubslavs Wort von Bismarck als »Zivil-Wallenstein« hat Fontane von der *Vossischen* (S. 184, 187). Und wenn im *Stechlin* das Wort vom »Übermenschen« bespöttelt wird, so steht dahinter die *Vossische*: »Die Bezeichnung »Uebermensch« ist zur Phrase geworden«, konstatiert sie (22. 12. 1896; S. 57, 214). Gelegentlich fühlt sich Fontane mehr der Zeitschrift *Die Zukunft* als der *Vossischen* nahe: Dubslav verteufelt einmal die Versprechen der Sozialdemokraten, ganz im Sinne der *Zukunft*, die 1892 geschrieben hat: »Der Junker« habe für den gemeinen Mann »mehr Verständniß als der städtische Spekulant oder Jobber« (S. 337 f.). Schließlich lässt sich die weltoffene, neuerungsinteressierte und dabei wertkonservative Atmosphäre des *Stechlin*-Romans in dieser Formulierung der *Vossischen Zeitung* – ich greife diesbezüglich nur ein Beispiel heraus – erkennen: »Wer ein ehrlicher Gegner jeder Revolution ist, sollte ein umso eifrigerer Anhänger jeder Reform sein.« (17. 11. 1997; S. 87)

Beim Blick auf all die erstaunlichen Parallelen zwischen Zeitung und Roman – Zuberbühler hat natürlich viel mehr entdeckt, als wir hier angeben, und er nennt sogar Stellen, in denen sich die Romanfiguren zur Zeitungslektüre bekennen (S. 464 f.) – könnte man es wagen, dem *Stechlin* die Züge eines modernen Collage-Romans zuzusprechen. Doch dies hieße zu weit gehen; tatsächlich ist das, was die Zeitungen gemeldet haben, nicht direkt, sondern in gebrochener Form im Roman gegenwärtig. Fontane hat ja vielfältig nuanciert, ironisiert, persifliert durch seinen Erzähler und seine Figuren; er »transponiert diesen Stoff«, sagt Zuberbühler, »in eine autonome poetische Welt« (S. 11). Doch jedenfalls findet ein Anhänger der Intertextualität – der Theorie also, wonach die Schriftsteller nichts erfinden, sondern nur längst vorhandene Textbausteine neu zusammensetzen – dank Zuberbühler im *Stechlin* ein reiches Forschungsfeld. Auch davon abgesehen bringt Zuberbühlers poetisch-journalistisch-politische Gesamtschau einen großen Erkenntnisgewinn, der weit über das hinausgeht, was Einzelstellenkommentare zum Roman zu leisten vermögen. Gleichwohl nennt Zuberbühler den Kommentar der *Großen Brandenburger Ausgabe* und die auf das Politische ausgerichteten *Stechlin*-Abhandlungen von Sagarra, Loster-Schneider und anderen, die ihn zu seinem Vorgehen angeregt haben.

Außerdem bietet Zuberbühler an vielen Stellen Interpretationen, die eng am Romantext bleiben. Der Höhepunkt ist die mitreißende Interpretation der Schluss-Seiten und ihrer »Abrundung«: Abrundung der Handlung, der Ideenwelt, des Figurenensembles, die bis zu dem »Gefühl der Beglückung« für den Leser führe (S. 512–515). Zuberbühler deutet die anspielungsreiche Symbolik der Namen im *Stechlin* (S. 312–326) und wirft ein neues Licht auf Armgard, die für ihn – anders als für Dubslav oder auch für Hans-Heinrich Reuter – keineswegs blässlich ist, sondern ein herausragendes »poetisches Empfinden« hat (S. 328). Krippenstapels Bericht über die würdige Bienenkönigin versteht Zuberbühler als anzüglichen Tadel an den vielen Schwangerschaften im preußischen Königshaus (S. 310 f.). So ist Zuberbühlers Werk bei all seinem Weitblick auf (um mit Fontane zu sprechen) den großen Zusammenhang auch eine wertvolle Studie über Fontanes poetische Bilder.

Gewiss wäre durch einige Zeitungs-Faksimiles das Werk zu erweitern gewesen, aber solche Beigaben würden ablenken und das Buch sperrig machen. Doch man hätte bei manchem Zeitungstext den Namen seines Autors angeben sollen. Apropos interessante Namen! Zuberbühler stellt sogar den Botschafter Chinas in Berlin vor, Li Hung Tschang (S. 77–81), und den Humanisten Albert Schweitzer, den Fontanes Figur Pastor Lorenzen präfiguriere (S. 420). Ich möchte hinzufügen, dass Schweitzer, will man den Lebenserinnerungen Friedrich Paulsens trauen, schon 1896 in Berlin geweiht hat. Der Privatdozent der Physik, der 1895 von der Universität gewiesen werden sollte (S. 441; und später es auch wurde), weil er Mitglied der SPD war, war der berühmte Leo Arons.

Martin Lowsky

Gotthard Erlers: Hinterm Berg wohnen auch Leute. Theodor Fontane, seine Familie, seine Freunde, seine Bücher. Einleitungen, Nachworte, Vorträge, mit einem Geleitwort von Helen Chambers.

Berlin: Stapp Verlag 2013. 379 S. € 19,80

»Kinder, wie die Zeit vergeht«, gehörte zwar bei Lebzeiten nicht zu Fontanes ständigen Redewendungen, doch dem Elysier darf man diesen Ausruf getrost unterstellen, sollte ihm denn zugetragen werden, dass einer seiner treuesten Editoren und Kommentatoren, Gotthard Erlers, nun auch schon 80 Jahre alt wird. Zu diesem Anlaß ist, auf Anregung des unermüdlichen Verlegers Wolfgang Stapp, das hier vorzustellende Buch erschienen, mit dem der Autor sich selbst, dem Dichter und allen Liebhabern seiner Werke ein wertvolles und höchst willkommenes Geburtstagsgeschenk gemacht hat.

Der Band enthält eine Auswahl aus Erlers weitläufigem und über einen Zeitraum von mehr als vier Jahrzehnten entstandenem Fontane-Oeuvre. Aufgenommen wurden neunzehn Beiträge, die mit wenigen, aber gewichtigen Ausnahmen aus den letzten fünfzehn Jahren stammen. Älter sind nur die Vorworte zum Briefwechsel mit Paul Heyse (1972) und dem Ehepaar Merckel (1987) sowie die Einleitung zur Edition der Tagebücher von 1994. Wie viele der übrigen Abschnitte waren auch sie ursprünglich für Publikationen des Aufbau-Verlags bestimmt, dessen Lektorat Erler zwischen 1964 und 1998 entscheidend geprägt hat, zuletzt als Programmgeschäftsführer. Nicht jeder Beitrag kann hier im einzelnen vorgestellt werden, doch von den Arbeiten aus jüngerer Zeit verdienen besonders fünf Vortragsmanuskripte Beachtung, die bislang unveröffentlicht oder nur an abgelegener Stelle publiziert waren (über Kunst- und Theaterkritik, Ärztliches und Hausärztliches, Individuum und Gesellschaft sowie über Fontanes Verhältnis zu Heinrich von Kleist bzw. Theodor Storm). In ihrer Leichtig- und Lebendigkeit können sie fast vergessen machen, dass der umsichtige Blick des Referenten aus gewissenhafter, kleinteiliger Editionsarbeit erwachsen ist.

Hier nämlich, in den »Mühen der Ebene«, um mit Brecht zu sprechen, liegen die Ursprünge von Erlers Fontane-Bild, nicht in modernen oder postmodernen Theorien. Als fleißiger und begnadeter Briefschreiber ist der Dichter zwar seit jeher gewürdigt worden, aber wieviel die von Erler besorgten Editionen aus dem Familien- und Freundeskreis zum Verständnis von Wesen und Werk beigetragen, wieviel Vergnügen sie Wissenschaftlern wie Liebhabern bereitet haben, zeigt sich beim Hintereinander-Wiederlesen der Einführungen. Nicht nur rufen sie einem ins Gedächtnis zurück, was Fontane am Gedankenaustausch mit Heyse und den Merckels hatte, weshalb ihm so viel an der Korrespondenz mit der Stiftsdame Mathilde von Rohr in Dobbertin gelegen war und wie sich das Briefgespräch der Eltern mit ihrem Lieblings- und Sorgenkind Mete entwickelte. Sie wecken vor allem neuerlich den Appetit auf die Briefe selbst. Das gilt namentlich für jenen Essay, der die Parade der Vorreden eröffnet und zugleich den Höhepunkt von Erlers Lebensleistung als Editor markiert: den Ehebriefwechsel zwischen Theodor und Emilie.

Dass Erler den historisch-biographischen Zugriff bevorzugt gegenüber einem im engeren Sinne literaturwissenschaftlichen, zeigen auch die Kapitel über Fontanes Bücher. Sie gelten nicht den Bänden mit Gedichten und Balladen oder den Romanen (das Porträt Elisabeths von Ardenne, Urbild der Effi Briest, bestätigt nur die eben gemachte Beobachtung), sondern verschiedenen Aspekten des Reisewerks. Kundig und unterhaltsam zugleich, so dass man sich scheut, von Studien zu sprechen, ist ihnen, nebenbei bemerkt, auch zu entnehmen, wie sehr Erler selbst, ungeachtet seiner sächsischen Herkunft, jene kritische Identifikation mit Berlin und der Mark Brandenburg entwickelt hat, die er an Fontane so schätzt.

Rätselhaft bleibt das Motto der Sammlung. »Hinterm Berg wohnen auch Leute«, hat unser Dichter bekanntlich oft gesagt und geschrieben, um sich von aller Provinzialität abzugrenzen. Will der hochverdiente Fontane-Freund dies etwa auch auf sich bezogen wissen? Es ist kaum anzunehmen. Denn wer wollte ihm Liberalität und Weltläufigkeit absprechen? Gotthard Erlers war nie ein Mann des engen Horizontes, sei es als Verleger, Herausgeber, Interpret oder einfach als Mensch. Davon wird sich bei der Lektüre auch überzeugen können, wer ihm, anders als gegenwärtiger Rezensent, nicht schon vor der Wende in London begegnet ist. Abschließend aber seien dem Jubilar folgende – dem Dichter nicht bloß unterstellte – Worte zugerufen:

Aus der Ferne
diesen Wunsch:
Glückliche Sterne
und guten Punsch!

Jene für immer,
diesen für heut -
und nimm nichts schlimmer
als Gott [oder wer auch immer] es beut.

Rudolf Muhs

Die erste Seite des Buches ist eine Widmung an die
 Götterwelt, die in der Sprache der Dichtung
 sich ausdrückt. Die Götter sind die
 Mächte, die die Welt regieren, und
 die Menschen sind ihre Untertanen.
 Die Dichtung ist eine Art von
 Gebet, eine Art von Kommunikation
 mit den Göttern. Die Dichter sind
 die Mittler zwischen den Menschen
 und den Göttern. Die Dichtung ist
 eine Art von Kunst, die die
 Menschen in die Welt der Götter
 einführt. Die Dichtung ist eine
 Art von Wissenschaft, die die
 Geheimnisse der Welt offenbart.
 Die Dichtung ist eine Art von
 Philosophie, die die Fragen des
 Lebens beantwortet. Die Dichtung
 ist eine Art von Religion, die die
 Menschen zu Gott führt. Die
 Dichtung ist eine Art von
 Politik, die die Menschen zu
 sich selbst führt. Die Dichtung
 ist eine Art von Kunst, die die
 Menschen zu sich selbst führt. Die
 Dichtung ist eine Art von
 Wissenschaft, die die
 Geheimnisse der Welt offenbart.
 Die Dichtung ist eine Art von
 Philosophie, die die Fragen des
 Lebens beantwortet. Die Dichtung
 ist eine Art von Religion, die die
 Menschen zu Gott führt. Die
 Dichtung ist eine Art von
 Politik, die die Menschen zu
 sich selbst führt. Die Dichtung
 ist eine Art von Kunst, die die
 Menschen zu sich selbst führt. Die
 Dichtung ist eine Art von
 Wissenschaft, die die
 Geheimnisse der Welt offenbart.

Vermischtes

Vom Nörgeln und Nöhlen. Eine beiläufige Betrachtung zu Fontane und Kempowski

Roland Berbig

1

Nörgeln und Nöhlen zählen nicht zum landläufigen Tugendkanon. Ihre Geselligkeitsqualitäten sind eingeschränkt, so sehr sie ein Gegenüber benötigen. Gerichtet an ein Du, spricht doch ausschließlich ein Ich. Quengeln und Schlecht-reden heißen ihre Geschwister, von ihren Eltern weiß man nichts. Wer innerhalb eines Kreises seinen Ruf als Nörgler oder Nöhler weg hat, hat einen schweren Stand. Er gilt als »schwierig«. Seine Sympathiewerte bewegen sich in Grenzen, richtiger: Sie gehen gegen Null. Ausnahmen bestätigen die Regel und brauchen starke Gegengewichte. Nörgelei dämpft die gute Stimmung und ist geeignet, sie zum Erliegen zu bringen. Nöhlen nicht minder.

In Theodor Fontane und Walter Kempowski haben wir zwei Mustereemplare dieser Gattung. Deren jeweiliges Gemisch von Ausnahme und Regel prägte ihre Persönlichkeit und hatte Anteil an deren Licht- wie an deren Schattenseite. Zwei Belege: Der vielleicht schönste brieflich ausgetragene Schlagabtausch zwischen Theodor Fontane und seiner Frau Emilie wurzelte in diesen beiden Untugenden gesellschaftlichen Umgangs. Er fiel in das Jahr 1876, ausgelöst durch eine Nörgelei, fortgeführt im Gegennörgeln und ausgeartet in virtuose Nöhlerei. Fontane war auf zwei Gesellschaften gewesen, bei Wangenheims und bei Stockhausens, und bekam den Eindruck nicht los, dass »die Stimmung in Bezug auf meine Person verschleiert« sei: unverschuldet, natürlich.

»[...] ich bin artig, freundlich, gesprächig und wenn aus meinem Sprechen mitunter ein Ton der Besserwisserei herausklingen mag [...], so muß man das hinnehmen; erstlich weil ich meist der ältere bin, zweitens weil ich am meisten weiß und selbständigere Gedanken habe, als die andren, und drittens und hauptsächlichst, weil jeder heraushören muß, daß mir nur die Sache gilt, [...] wobei ich an meine Person gar nicht denke. [...]«¹

Schuld sei wohl der unbedeutende soziale Rang, den er einnehme. Seine Frau hielt gegen und nörgete nunmehr gegen den Nörgler selbst. Alle

verehrten ihn, er aber sei selbst »sehr kühl u. wenig aufmerksam den Freunden gegenüber«, verwöhnt von deren Gunst. Und in Einem sei er selbst den größten Verehrerinnen

»[...] unbequem, in Deiner Wahrhaftigkeit u. Gründlichkeit! Wehe, dem Unglücklichen, der *obenhin* Dir etwas erzählt; er muß jedes ausgesprochene Wort besiegeln u. beschwören u. wehe der Unglücklichen die eine leichte Frage hinwirft, sie muß eingehendste Abhandlung aushalten. [...]«²

Dieses Widerwort stehen zu lassen, Fontane war es unmöglich, und er tat dies in doppeltem Gewand: in dem des gekränkten Ehemanns, bei dem feststeht, dass er doch immer »Unrecht habe« (»Du sekundirst immer meinem Gegner«), und in dem des Angeklagten, der sein Heil in der Robe des Klägers sucht und sich zu einer Nörgelei der gehobenen Art aufschwingt:

»[...] ich sage nur einfach, sieh Dir die *ändern* an. Denkst Du denn, daß mich Zoellners Urtheile über Bücher, die er nicht gelesen hat, besonders interessiren? Glaubst Du denn, daß es eine Freude für mich war, unsren alten Richard über seine unendlichen »Sitzungen« peroriren oder eine Onkel Ungersche Anekdote zum 20^{ten} Mal vortragen zu hören? Denkst Du denn, daß es mir nicht eine Tortur ist, unsren Heyden, wenn er mit Macbeth oder Hamlet beginnt, sofort bei seinen Walkyren oder dem »Oluf« ankommen zu sehn? [...] Ich dränge mich nirgends ein, man fordert mich auf zu erscheinen, und nachdem ich erschienen bin, Du wirst dies einräumen, schaff' ich Leben in die Bude. [...] Dafür verlang ich einen Gesellschaftsorden, aber nicht lange Gesichter. [...]«³

Und was Fontane recht war, war Kempowski billig – wo immer er seinem geschätzten Schriftstellerkollegen nachstand, im Nörgeln nicht. Wie bei Fontane gehörte es bei ihm zur Verhaltensregulatur gegenüber der Welt, gegen deren Zumutungen und Verwerfungen er sich gewappnet zeigen wollte. Zwei, drei beliebige Beispiele, herausgegriffen aus dem Tagebuch-Werk:

»Überflüssige, kraftzehrende Besuche. Wenn die Menschen wenigstens nach dem obligaten Kaffee wieder gingen, aber nein, sie bleiben Stunden und saugen mich aus, es ist fast so, als wollten sie irgendwelche Energien von mir abzweigen für sich. [...] Unerträglich! [...] Sie bieten literarische Gestikulationen und setzen eine Kennermiene nach der anderen auf, aber kaum einer hat je etwas von mir gelesen. [...]«⁴

Oder:

»Es gibt nur noch Friseusen beim Friseur, und dann kann es passieren, daß eine Frau neben einem sitzt und sich das Haar schamponieren läßt. Mir ist das unangenehm. Nächstens stellen sie sich noch an die Pinkelrinne. Was mir auch nicht gefällt: Daß die Männer die Augen zumachen, wenn ihnen der Kopf massiert wird. [...]«⁵

Oder, ein letztes:

»Je öfter ich mir die Zähne putze, desto widerlicher der Geschmack im

Mund. Fühle mich ungepflegt und verlottert. Aber um mich zu baden, bin ich zu faul. Wieso die Menschheit noch keine bequemeren Badewannen erfunden hat, ist mir ein Rätsel.«⁶

Er verstehe es, nengelte Kempowski an anderer Stelle, »absolut nicht, daß es Menschen gibt, die mich nicht mögen.«⁷ Und als ihm ein freundlicher Herr aus Rottenburg 1989 schrieb, er habe »mit großem Interesse und Gewinn zum wiederholten Male« die Chronik gelesen, kommentierte Kempowski: »Bei 70 Millionen Deutschen wiegt ein solcher Brief nicht viel. Erst wenn die Straßen unserer Städte voll Menschen sind, die im Gehen Kempowski lesen, haben wir es geschafft.«⁸

Nörgeleien dieser Art – sie lassen sich, Kempowski und Fontane lesend, nachgerade beliebig vermehren. Angesichts jener Fülle und Facetten stellt sich der Wunsch nach Klärung ein: im Allgemeinen und im Besonderen. Was eigentlich ist dieses Nörgeln und was das Nöhlen? Was ist es bei Fontane, und was bei Kempowski? Sind sie Brüder im Geiste, gekränkte Leidensgenossen gewissermaßen, die unseres nachweltlichen Trostes bedürfen? Oder ist in diesem Wesenszug möglicherweise eine Kraft verborgen, die sich nicht im Faltenlegen einer verdrossenen Schriftstellerstirn erschöpft?

2

Bei Wörtern solchen Zuschnitts ist man gut beraten, sich im *Deutschen Wörterbuch* und vergleichbaren Lexika ihrer Bedeutung und Bedeutungsvarianten zu vergewissern. Dort erfährt, wer prüft, dass »nörgeln« vornehmlich ein nord- und mitteldeutsches Wort sei. »Norren« und »nurken« seien sprachgeschichtliche Vorläufer, und sie bedeuten, intransitiv gebraucht, soviel wie »in anhaltender Weise brummend und verdrieszlich sich äuszern, misvergnügt kritteln und mäkeln, quengeln«⁹. »Nergeln« oder »nirgeln« kann auch so viel heißen wie »undeutlich oder halblaut sprechen«. Im Schwäbischen ist dieser Auslegung eine weitere beigegeben, die nämlich, Unangenehmes wiederholt aus- und anzusprechen. Die transitive Verwendung mischt dem Wort »quälen« und »belästigen« bei, und bewegt man sich dabei wiederum im schwäbischen Sprachraum, dann gilt »nörgeln« auch für das Hinabwürgen von trockenen Speisen. Im *Wörterbuch der Gegenwartssprache* (WdG) findet man die Wortbedeutung umschrieben »mit etwas oder jemanden bekritteln und ständig etwas an jemandem auszusetzen haben«. Beim Durchforsten literarischer Texte nach diesem Wort muss man sich eher an die ursprüngliche Schreibweise mit einem »e« bzw. einem »i« statt des »ö« behelfen, ansonsten kommen kaum mehr als eine Handvoll Belegstellen zusammen und Goethes hübschen Verweis, dass die Unwissenden an dem Gelegenheitsgedichte »noch immer nirgeln und nisseln«¹⁰, bliebe im Verborgenen. Gefunden allerdings hätte man Ludwig Tiecks kühnen Übersetzereingriff in Shakespeares *Der Kaufmann von Venedig*,

der ihn aus einem »und eine Gelbsucht an den Leib sich ärgern« ein »und eine Gelbsucht an den Leib sich nörgeln«¹¹ ändern ließ. Aber selbst wenn die Bandbreite möglicher Schreibung ausgeschöpft würde, die eingefahrene literaturhistorische Ernte bliebe überschaubar. Der poetische Wert des Wortfeldes, so der Befund, bewegt sich in schmalen Grenzen. Es beruhigt beinahe, dass sich innerhalb dieser Grenzen Belege aus Fontanes Werk finden, wie beispielsweise in Gestalt Martin Kaulbars aus dem Roman *Quitt*, dem Nörgeln »nun mal seine Natur“ und »etwas vom alten Adam«¹² war, oder, wie in den *Wanderungen*, eine Eigenschaft der »reizbare[n] slawische[n] Natur«¹³. Dabei ist die Umgebung, in der sich der Wörterbuch-Beleg befindet, literaturhistorisch gemischt, aber nicht ohne beziehungsreichem Bezug – hier Hofmannsthal, der in seiner Arbeit über Lessing dessen *Minna von Barnhelm* attestierte, im Sprachgebrauch endlich »über dem Nörgeln«¹⁴ zu liegen, dort Otto Julius Bierbaum, dessen Willibald Stilpe sich im gleichnamigen »Roman aus der Froschperspektive« sagen lassen musste:

»Du kannst nichts als kritisieren und nörgeln. Alles Ideale ist für Dich bloß dazu da, es ironisch schlecht zu machen. Man könnte Dich für einen Juden halten, und Du liest auch bloß Juden. Ewig mit Deinem Börne und Lassalle und diesen andern Mauschelmeiern, diesen ekelhaften Kerlen, die eine Schande für das deutsche Vaterland sind! Pfui! [...]«¹⁵

Die Spur weiter zu verfolgen und zu sehen, inwiefern und unter welchen Vorzeichen ‚Nörgeln‘ in der deutschen Erzählliteratur mit antijüdischen Akzenten versehen wurde, reizt. Ergiebig für die beiden Protagonisten Fontane und Kempowski indes scheint sie nicht.

Eine andere Spur führt zu der wahrscheinlich berühmtesten Nörgler-Figur der deutschen Literatur, jener in Karl Kraus' *Die letzten Tage der Menschheit*. Diese Figur ist als Alter Ego des Verfassers angesehen worden, und Hans Mayer hat einen bedeutenden Vortrag in diesem Sinne »Nachdenken über den Großen Nörgler«¹⁶ getitelt. Ihr Part ist, den Weltuntergang, der ihr von Beginn an Gewissheit ist, im Dialog mit einem Optimisten satirisch zu kommentieren. Auf Kraus hin verallgemeinernd, hatte Mayer resümiert: »Der Nörgler steht allein und hat ein schweres Leben.«¹⁷ Diesem düsteren Grundton gab er allerdings einen hellen Klang bei, in dem er dem Nörgler die Fähigkeit bescheinigte, »Tagesgeschehen ins Dauerhafte« verwandeln zu können. Damit verfügte der Miesepeter und Stimmungsbrecher über eine Gabe mit artistischer, wenn nicht philosophischer Qualität. Er wuchs über seine Fremdwahrnehmung nachgerade überdimensional hinaus und geriet mit der Menschheit und deren Geschick auf Augenhöhe. Man ist soweit gegangen, in diesem hoch geschriebenen Nörgeln eine Kraft zu erkennen, die durch ihren antikonformistischen Zug epochale Bedeutung beanspruche.¹⁸ Da, so die argumentative Linie, sich die Welt »verkehrt« entwickele, wachse sich der Nörgler zu einer Gestalt

heraus, die zum vergeblichen Fürsprecher und einsamen Repräsentanten einer Menschheit werde, die der untergehende Held einer globalen Tragödie sei.¹⁹ Wer einem solchen gedanklichen Wege folge, erkennt im Nörgler nicht nur den neuen Geschichtshelden, sondern in ihm auch einen Stiefbruder des Shakespearschen Narren, widerborstig gegen Mehrheiten, resistent gegen ideologische Raster, zweifelnd an monopolisierten Wahrheiten und gleichzeitig Held und Patient jener angebrochenen modernen Zeit. Er pendele zwischen krankhaftem Querulantentum und moralistischer Clownerie. Als Verfechter einer bis zur Unkenntlichkeit entstellten Wahrheit sei seine »Lizenz als Lustigmacher« einziger Garant, noch in Entscheidungssphären vordringen zu dürfen. Etikettiert mit Neurosen und Anomalien erklärt man seine Haltung für chronisch und notorisch. Touchiert sie die eines Gemeinwesens oder einer Gemeinschaft, gerät sie unter die Anklage der Nestbeschmutzung.²⁰

3

Hier möchte man Einhalt gebieten. Schutzbedürftig erscheinen die beiden doch eher harmlos-unschuldigen Nörgler Kempowski und Fontane angesichts einer solchen Dimensionierung ihrer ausgelebten Idiosynkrasien. Schützende Arme möchte man ausbreiten und die Hände zur Abwehr erheben, wenn nicht gar über dem Kopf zusammenschlagen. Wem das keine angemessene, vor allem keine wissenschaftlich zuträgliche Reaktion ist, der wird an eine erneute Prüfung gehen. Lässt sich diese Nörgelpraxis bei Fontane und Kempowski, wird er fragen, nicht differenzieren? Wann trat sie auf, welche Umstände förderten sie? Wurde sie lebenslänglich gepflegt oder gehegt nur in der rebellischen Jugend bzw. im störrischen Alter? War sie eher eine Angelegenheit familiärer Enge oder doch eine öffentlicher Weite? Leicht lassen sich diese Fragen nicht beantworten. Sie verlangen nicht allein eine Werküberschau, sondern gleichermaßen eine aller anderen Lebenszeugnisse wie Tagebücher, Briefe und Erinnerungen Dritter. Aber es kommt, vielleicht, gar nicht auf empirische Beweisführung an. Schon ausgewählte Indizien sprechen für sich.

Kempowski wie Fontane kamen begünstigt zur Welt, was eine Neigung zum Nörgeln nicht begünstigte, aber ihr auch nicht im Weg stand. Den einen schützte eine wohlhabende traditionsbewusste Reeder-Familie, die im gut bürgerlichen Rostock verwurzelt war, den anderen eine äußere Erscheinung, die persönliche Zuneigung und Zuwendung beförderte, wo der soziale Status diese vorenthielt. Ihre Nörgelei, soweit sie sich belegen lässt, hatte luxuriöse, wenngleich dabei nicht ungefährliche Züge. Gefährlich etwa bei Kempowski, wenn sie sich durch seinen Musik- und Modegeschmack gegen die normierte NS-Jugendkultur richtete und ihm Erziehungsheim und Internierung drohte. Sozialregulierend bei Fontane, wenn sie habituell in Schule, Lehre und Apotheke Ausdruck fand und Eindruck

schindete. Differenzierungen lassen sich im weiteren Verlauf erkennen. Während Nörgeln sich bei Kempowski im letzten Lebensdrittel aus- und in seine mediale öffentliche Rolle hineinwuchs, bestimmte sie bei Fontane den Umgang mit Freunden und Familie. So einnehmend sein Wesen, so anstrengend war es oder konnte es doch sein. Bekannte und Verwandte wussten ein Lied davon zu singen. Davon zeugen die Vereinsprotokolle im *Tunnel* wie die überlieferten *Rütli*-Debatten und zahlreiche Briefe. Was Fontane als bündige Kritik empfand und als Zeichen seiner sattelfesten Urteilskraft, erlitt der Freundeskreis als Tortur und auch noch das schlagendste Argument als ein Angriff auf seine Duldsamkeit. »Einige überflüssige Bedenken Lafontaines [Fontanes *Tunnel*-Name – R. B.] wurden zur Ruhe verwiesen«²¹, heißt es nach einer Lesung Wilhelm von Merckels, protokolliert vom Nörgler selbst. Aber Fontane verbannte diesen Zug in den familiären und in den Freundes- wie Bekanntenkreis. Sein Autorennamen in der Öffentlichkeit blieb davon unberührt.

Anders, wie schon erwähnt, Kempowski. Nach langen Jahren in einer Dorfschule, umständlichen Mühen, mit einem Romanmanuskript unterzukommen und zum Teil erniedrigenden ersten öffentlichen Auftritten setzte er alles daran, die damit einher gehende Unterwürfigkeit abzuschütteln. Ein Mittel, mit dem er es tat, war das Nörgeln – ganz im polarisierenden Sinne: politisch, wenn er sich nörgelnd unter die Nörgeler der Anti-Achtundsechziger mischte, gegen die Nörgeleien über den deutschen Vereinigungsprozess äußerte oder ohne Scheu erklärte, die Umbenennung der Berliner Springerstraße nach Rudi Dutschke sei »doch gegen die Natur«²². Die missliebige, als erniedrigend empfundene Situation einer Ausgrenzung überführte er in den Gestus des Nörgelns, meist in einem Tagebucheintrag, in den die besänftigende, Recht stiftende Instanz einer zukünftigen Leserschaft gewissermaßen eingeschrieben wurde:

»In der Jury war ich völlig isoliert. [...] Es war grotesk, wie sich die Jurymitglieder auch räumlich von mir distanzierten. Als ich mit ihnen zum Bahnhof ging, ließen sie mich vorauslaufen. Man müsste die Leute einfach mal fragen: ›Sagen Sie mal, was liegt eigentlich gegen mich vor? Gibt's Akten?«²³

»Kempowski gilt als schwierig«²⁴ wurde den anderen und nicht minder ihm selbst zum geflügelten Wort, so geflügelt, dass er die Wendung im Tagebuch per An- und Abführungszeichen in den Rang eines Zitats erhob. Zur zweiten Haut war sie ihm, wie angedeutet, in den letzten Jahren geworden, sobald die Öffentlichkeit ihn zu sich lud: ob im Literarischen Colloquium Berlin, in einer freitäglichen Talksendung oder einer kulturellen Zusammenkunft mit Industriellen unter Regie von Birgit Breuel.²⁵ Nörgeln war ihm Teil eines sozialen Agierens geworden, dessen asoziale, ausgrenzende Momente er nicht scheute. Deren drohenden Schaden zu begrenzen, erleichterte ihm – nicht anders als Fontane – ein origineller Humor. Auch er

ein Gut, das mit dem Altern an Güte gewann. Seine gewinnenden Züge zogen unerlässliche Leuchtstreben ein, die jenes Tunneldunkel erhellten, in das die erbarmungslose Nörgelei immer wieder führte.

Blickt man, was angezeigt ist, genauer auf Anlässe und Ursachen des Nörgelns, möglicherweise sogar in der Hoffnung, daraus Rechtfertigungskapital zu schlagen, stößt man angesichts der Grenzenlosigkeit rasch an Grenzen. Keine Gegebenheit war Fontane gleichgültig genug, keine Gelegenheit Kempowski zu gering, um sie nicht den nörgelnden Rädern ihrer Mühlen auszusetzen. Kempowski: »Merkwürdig, daß es keinen Schanzensprung für Frauen gibt, sonst drängen sie sich doch überall rein.«²⁶, Fontane: »Ich freue mich immer, wenn den Berlinern gesagt wird, wie tief stehend [...] alles ist, was einem unter dem Namen ›Vergnügen‹ vorgesetzt wird. Berliner Kellner, Berliner ›Fräuleins‹ (lauter gänzlich unmotivierte Comtessen) und Berliner Blumenmädchen, die Stelzfüßer sowohl wie die Thüringerinnen (unverfälschtes Weddingblut) können einem die Menschheit verleiden.«²⁷, Kempowski: »Honecker-Besuch in Bonn. Wie sie ihn nun alle hofieren! Ohne Übertreibung kann man ihn doch für einen Verbrecher halten. Krüger und Ulla Hahn durften ihm die Flosse drücken.«²⁸ Fontane: »[...] Sedan-Gedicht – unmöglich! Sie können sich nicht vorstellen, welchen tiefen Haß ich gegen solche Reimereien habe. Die Gedichte zu ›Königs-Geburtstag‹ [...] sind Gott sei Dank abgeschafft, thun Sie das Ihre, daß auch das übrige patriotische Blech – wenigstens das gereimte [...] – allmählig verschwindet.«²⁹

Das Anlass-Gemisch bleibt bunt, doch scheint es nicht beliebig. Bevorzugte Rubriken aktivierten den Nörgelnerv und kappten den Gestus des Gelassenen, in dem sich Kempowski wie Fontane – je älter, umso lieber – auch gefielen. Dennoch: Virulente Zonen lassen sich ermitteln, so etwa Alltagssonderbarkeiten (die Sport-Rubrik von Kempowski ist leicht aufzustoßen), so etwa Politik als öffentliches Phänomen (der zeitungslisende Fontane, der fernsehguckende Kempowski), so etwa der literaturkritische Umgang mit dem eigenen Werk. Dass das Nörgeln vor der eigenen Person nicht halt machte, bezeugt Kempowskis Unzufriedenheit mit seinem Namen: »Kempowski ist ja nicht schlecht. aber ›Walter‹... Als Schüler habe ich mich gelegentlich ›Eduard Kempowski‹ genannt. [...] Aber ein Ypsilon hätte ich mir für den Nachnamen ruhig genehmigen können.«³⁰ Verließ die Nörgelentwicklungskurve bei den beiden auch phasenweise asynchron, traf man sich im Alter wieder auf gleicher Höhe. Zu der Ausdrucksfreiheit, die sich im Anblick eines heranrückenden Lebensendes zunehmend unbekümmerter zeigte, gesellte sich das Bewusstsein, Freigeist genug zu sein, um damit zu verblüffen. Dass sich das Herz nicht zur Mördergrube eigne, war ihnen so erwiesen wie das Wissen, davon literarisch zu profitieren. Und da sitzt der Hebel, der alles Nachdenken über einstige Ungehörigkeiten und Ungezogenheiten legitimiert!

Die überlieferten Zeugnisse dieser Nörgelhistorien, auf die es am Ende und letztthin ankommt, kehren nämlich jene Reaktionen um. Zeigte sich Fontanes Umwelt wie die von Kempowski von deren unstillbaren Bemängelungslust genervt, löst diese im gedruckten Wort Heiterkeit aus. Sie weckt, wo Verdruss waltete, Fröhlichkeit. In ihr steckt, was im Beschwerde führenden Erleben fern lag, eine erlösende Leichtigkeit. Selbst wo der Lesende vielleicht Kempowskis Verstimmung teilt – etwa über das zu ausgiebige »Tamtam« anlässlich des Todes von Max Frisch –, ist es doch meist mit einer pointierten Sentenz gewürzt: »Ich zittere davor, daß Inge Meysel stirbt!«³¹ Die Lust, heute zu lesen, was damals Lebensunlust verursachte, ist nicht allein unzweifelhaft. Sie veranlasst auch, darin tiefer sitzende Gründe zu vermuten. Jene Bezeugungen verdichten sich im Spätwerk, dessen heiteres Abend- und Abschiedslicht und dessen Leistungshöhe im Glanz bei sich angekommener Meisterschaft erstrahlte.

Bei Walter Kempowski korrelierte das *Echolot*-Projekt mit den Tagebüchern, bei Fontane das späte Briefwerk mit *Der Stechlin*. Undenkbar war deren jeweiliges Zusammenspiel ohne praktiziertes Nörgeln. Erst durch diesen Aktivierungs-, Widerstands- und Selbstkonstituierungszug eroberte das literarisch arbeitende Subjekt sein Terrain. »Preußen – und mittelbar ganz Deutschland – krankt an unsren Ost-Elbiern. Ueber unsren Adel muß hinweggegangen werden; man kann ihn besuchen wie das aegyptische Museum und sich vor Ramses und Amenophis verneigen, aber das Land *ihm* zu Liebe regieren [...] – das ist unser Unglück [...]«³² So schrieb Fontane im April 1897, während er parallel in der Abschlussphase zum Roman saß – und bald darauf mit gemischten Gefühlen erlebte, wie seine Frau Emilie beim Abschreiben ihr durch »kolossale[...] Langweile« locker sitzendes Nörgeln in »Resignation [...] kleidet«³³. Der sich in den Friedlaender-Briefen, die Fontane wiederholt zu ungehemmten Nörgelorgien geraten – nachgerade eruptiv entladende Adelsverdruss kanalisierte sich in einen produktiven kreativen Schub: amüsan, je nach Geschmackslage, in den Briefen, narrativ im das Lebenswerk besiegelnden Roman. Wie Fontanes Nörgelspur das Briefwerk durchzieht, durchzieht Nörgelei Kempowskis Tagebücher: über das Projekt, über die Tagebücher, die ihm eingesandt wurden, über den Verlag, der nicht recht ran wollte, und in Regelmäßigkeit über die grassierenden historischen Unrichtigkeiten, mit denen man sich zufrieden gibt, und allenthalben gravierenden geschichtlichen Kenntnislücken. »Alles schon vergessen?«³⁴ Auf dem Grund dieser ins gezielt Anonyme adressierten Frage spiegelt sich Kempowskis stille Selbstzufriedenheit am nörgelnden Unfrieden, den er stiftete.

»Die Frage ist: Warum stecke ich soviel Energie in das »Echolot« und dessen Verwandte? Es ist ein Gefühl für Gerechtigkeit. Ich habe den Eindruck, daß man der Generation, die in diese Zeit hineingeboren war, nicht gerecht geworden ist.

»Echolot«, das ist eine Kurskorrektur, die uns der Wahrheit ein Stück näher bringt.«³⁵

4

Wie auf das erste muss nun doch noch ein genauerer Blick auf das zweite Wort, auf »nöhlen« also, geworfen werden. Die landläufige Auffassung versteht darunter Ähnliches wie »nörgeln«. Bezogen auf Fontane wird sie verunsichert. Fehlt auch eine Urkunde, die bezeugt, wann, warum und unter welchen Umständen Fontane sich diesen Spitznamen zugezogen hat, so haben sich doch erläuternde Erinnerungen überliefert. Die prägnanteste von Mit-Rütliön Moritz Lazarus:

»Nöhl kommt von nöhlen, d. h. vom säumenden, langsamen, langweiligen Tun. »Nöhle doch nicht so!« rief meine gute alte Tante Jette in Flatow täglich ihrer Karline zu. Nun passt »langweilig« zwar gar nicht zu Fontane, [...]; aber sein privates Wesen, der Fontane im Schlafrock, nöhlte allerdings ein wenig. [...].«³⁶

Das klingt schlüssig. Wer es doch nicht unterlassen kann, auch hier prüfend das Deutsche Wörterbuch zu konsultieren, wird Lazarus' Erklärung abschattieren wollen – um ein bezeichnendes Charakteristikum. Ermittelt wurden dort nämlich zwei Bedeutungen: 1) »langsam sein im reden und thun« im Niederdeutschen und 2) im Oberdeutschen »eine unnütze arbeit thun, besonders wenn man dadurch von etwas anderem abgehalten wird«³⁷. Und in den weiteren regionalen Verfeinerungen kehrt ein Wort immer wieder, das dem langsamen Tun sowie dem langweiligen und ziehenden Reden ein Nuance beifügt, die aufhorchen lässt: zaudern.³⁸ War Fontane ein Nöhler in diesem Sinne, ein Zauderer also? In Friedrich Eggers' *Wochenzettel*, wöchentliche Briefberichte, die er seinen Rostocker Verwandten schickte, spielen die Debatten im wöchentlich tagenden Freundeskreis einen bevorzugten Part. War der Verfasser dabei naturgemäß die Hauptfigur, mauserte sich sein Jahrgangsgefährte Fontane in wachsendem Maße zu einer Nebenfigur mit Gegenspieler-Format. Aber beginnen wir mit einem Kurzbericht, in dem der Kampfname selbst den Ton angab. Man schrieb den 29. Dezember 1869, der Kreis tagte bei Adolf Menzel, der Honigkuchen, Nüsse und Äpfel aufgetischt hatte, und Friedrich Eggers setzte sich und:

»[...] schrieb ein Gedicht von 16 Strophen zur Übergabe der Kapsel und des Briefes an Nöhl [zu dessen 50. Geburtstag am 30. Dezember – R. B.]. Es wird natürlich »Noek« hineingereimt. Denn was heißt eigentlich Noël; wir necken ihn aber damit, daß wir wir [!] das öe, wie ö aussprechen, weil er »nöhlig« ist. Nun laß ich schreiben nicht Nöhl, sondern Noel ohne die . . . [...].«³⁹

In Schwingungen wurde gebracht, was in Wort und Person mitschwang – es reichte vom Nöhlig-Sein über den Festzeit-gemäßen Weihnachtsmann bis zur hugenottischen Herkunft Fontanes. Und jenes Nöhlig-Sein vor

allem war das Erkennungszeichen des Widerparts: »War der rechte Nöhl, der nicht eher zur Sache kam, als bis er eine Abhandlung über den Nutzen der Empfehlungen überhaupt und insbesondere für England vorgetragen hatte. [...]«⁴⁰ (Karfreitag 1860) oder am 26. Mai 1866 »Politik. Scharfer Kampf zwischen Nöhl und Maler Müller. Nöhl wieder tröstlich wankend, schwankend und unklar.«⁴¹ Und als Fontane einen mit A. gezeichneten Artikel hochlobte und Eggers seine Autorschaft andeutete, legte sich Freund Nöhl ins Zeug, bis ins Detail zu beweisen, dass dies schlicht ausgeschlossen sei.⁴² Was aus der Perspektive von Eggers schreckliche Umständlichkeit, fürchterliche Unentschlossenheit und nervende Argumentationswut waren, die beständige Belastungsprobe der Debattierunde bedeuteten, und was Emilie Fontane als ein Übermaß an Gründlichkeit und »liebenswürdige Schwerfälligkeit[d]« zu nicht immer rechter Zeit monierte, was mithin unter Nöhlen lief, es korrespondierte offenkundig mit jener Bedeutungsvariante des Zauderns.

Ein Philosoph und Kulturtheoretiker unsere Tage, Joseph Vogl, hat nicht gezögert, von »einer Geschichte des Zauderns« zu sprechen und den Begriff Zauderfunktion ins Denkspiel zu bringen. Für ihn handelt es sich dabei

»um nichts anderes als um Konstellationen im strengen Sinn: um Situationen und Umstände, die deshalb zeichenhaft werden, weil in ihnen das Tun wie dessen Weltbezug wenigstens für Augenblicke problematisch geworden sind. Im Zaudern verdichtet sich ein kritisches, krisenhaftes Verhältnis von Tat und Hemmung, Handeln und Grund, Gesetz und Vollzug [...]«.

Er ist soweit gegangen, zu behaupten, dass darin »der Boden aufgewühlt« werde, »auf dem überhaupt sich eine Welt, ein Weltverhältnis«⁴³ konstituiere. Die »Athleten des Zauderns« seien »Akteure mit verminderter Weltanteil«, schreibt er, »Helden mit gebrochener Beteiligung und somit keine Helden.«⁴⁴ Obwohl er diese hochgerüsteten Gedankengebäude nicht auf die »alltäglichen Blockaden und Hemmungen« und auch nicht auf »notorischen Motive und Legenden großer Zauderer«⁴⁵ wie Shakespeares Hamlet oder Büchners Danton projiziert sehen möchte, besteht der Reiz, es dennoch zu wagen. Zu verwandt ist im kleinen Konkreten, was ins große Abstrakte zu entfliehen droht, zu wirkungsvoll der Hebel des dort markierten passiven und aktiven Zaudern, und zu einsichtig – auf Fontane gewendet – die Qualität des aktiven Zauderns, »in den gegebenen Antworten und Lösungen« auf »unerledigte Fragen und Probleme« zu insistieren. Ein letztes Mal Vogl: »Das Zaudern hegt einen Komplexitätsverdacht; es folgt einer Arithmetik, die vom Hundertsten ins Tausendste geht. Es mag die Linearität und die Einförmigkeit der Welt nicht oder nur schwer ertragen [...]«⁴⁶

Fontane als Zauderer also, sein Nöhlen als verkappte Analysierbesessenheit, deren verdrießlich hingegenommene Verlangsamung von Abläufen

nichts als Vorlagerungen seines Schreibens bedeuteten – mithin Teil einer Existenzform waren, in der er sein Eigenstes erkannte. Zaudern, Nörgeln und Nöhlen vertrugen sich mit verschleppten Entscheidungen, die sie verursachten, ebenso wie mit handfesten Entscheidungen, die ihnen folgten. Das regulative Instrumentarium, zu dem sie gehörten, prägte die berufliche Lebenslinie in ihrem wechselvollen Widerspiel und profilierte die literarische in ihrer Abkehr vom Vorgefundenen.

War ihm hier Kempowski Nachfolger? Blickt man auf seine Entschlussfreudigkeit, Projekte zu schmieden, ehe sie recht heiß waren, und sie auf ihre gültigen Gestalt hin durchzuformen, wird man zu einem Nein tendieren. Detailliert erarbeitete Wissenswelten, die sich an behaupteten rieben, sahen Fontane als nimmer müden Gesprächsokkupanten, während Kempowski wechselweise Kostümierungen durchprobierte: vom verdrossenen Schulmeister bis zum knarzigen Narren. Alles samt und sonders keine Rollen, an denen Fontane sein Gefallen gefunden hätte. Die sich, so scheint es, im Nörgeln treffen, verfehlen einander im Nöhlen.

5

Kommen wir zu einem kurzen Fazit. »Ich möchte nur wissen«, fragte sich Kempowski am 30. August 1980 nach einem langen Tag voller wechselnder Arbeiten, »was mich treibt«, um gleich eine Antwort anzufügen: es sei »ein unerklärlicher Drang, das Werk zu vollenden, [...]«⁴⁷ Nörgeln und Nöhlen (wie das dem eingeschriebene Zaudern) sind bei ihm wie bei Fontane keine destruktiven Kräfte, im Gegenteil: Sie setzen Kreativität frei. Ihre Wirkung gleicht einem kritischen Lebens- und Daseinsimpuls, der zur Festigung sozialer und künstlerischer Verortung beiträgt. Für Kempowski hängen Nörgelwahrheiten »wie Stalaktiten überall herum, daran stößt man sich leicht den Kopf«⁴⁸. Aber je anstößiger sie scheinen, umso geeigneter sind sie, Neuem anregenden Anstoß zu geben. Ein gigantisches Projekt wie das *Echolot* heckt nur der aus, der nicht müde wird, die Mangelhaftigkeit historischer Aufbereitung grummelnd zu beklagen. Und Fontanes latent nörgelndes Berlinertum, das angesichts des sagenumwobenen schottischen Lochleven Castle an eine Fahrt »im Flachboot über den Rheinsberger See«⁴⁹ erinnert worden war, lockerte die Lawinengewalt, die erforderlich war, um in zahllosen Auflagen die *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* im literarischen Gedächtnis haltbar bis auf den Tag zu verankern. Nörgeln und Nöhlen sind intellektuelle Techniken, die Kempowskis Maxime: »Erst die Abweichungen von der Norm machen uns kenntlich«⁵⁰ in die Tat umsetzen – biographisch und werkgeschichtlich. Mit ihnen war der Gegenschlag zu jener quälenden Wahrnehmung »Kempowski existiert nicht«⁵¹ zu führen. So fungierte das Nörgeln als eine demonstrative Abwehr unliebsamer Vereinnahmungen, als Verfahren, zu etwas Eigenem zu gelangen – durch die prononcierte Kritik am Anderen eigene

produktive Kreativität zu stimulieren. Von hier aus ließe sich, möglicherweise, eine Differenz markieren, die zu vertiefen wäre. Während Fontane (hauptsächlich im Briefwerk nach 1880) das Nörgeln an den öffentlichen politischen, militärischen und sozialen Phänomenen kultivierte, um sich endgültig aus seiner Rolle als vaterländischer Schriftsteller zu lösen, bewegte sich Kempowski mit seiner Nörgelei, besonders jener gegen die früheren und damaligen Gegner der deutsch-deutschen Vereinigung, in die entgegen gesetzte Richtung. Dass Helmut Kohl ihn schon 1976 in seinen Umkreis lud, nach 1990 von ihm auch literarische Hilfe erbat und dass 1991 Kempowskis *Deutsche Chronik* in stattliches Blau gebunden Platz in der Bibliothek des Rostocker Rathauses fand⁵² – das alles waren wie das Große Bundesverdienstkreuz 1996 und das Große Bundesverdienstkreuz mit Stern Anzeichen kulturpolitischer Repräsentanz.

Doch hier genug und dies nur zum Schluss. Dass das, was bei beiden Schriftstellern als Attitüde des Nörgelns und Nöhlens erscheinen könnte, nicht (unbedingt) Attitüde sein wollte, dafür fehlt es nicht an Belegen: So wenn Fontane gegenüber Friedlaender nach einer längeren Nörgelpassage beteuerte: »Dabei darf ich sagen, ich bin das Gegenteil von einem Schwarzseher, ich *sehe* nur.«⁵³ Und auch Kempowski hat in seinem Tagebuch festgehalten, wie sehr er sich – zum Beispiel beim Zugfahren – darum bemühe, Nörgelgefahren entgegenzuwirken:

»Wenn ich in einen Zug steige, dann suche ich zuerst ein leeres Abteil. Wenn kein's vorhanden ist, dann besorge ich mir im Großraumwagen einen Zweierplatz, möglichst vor einer einzelnen Dame, damit ich nicht durch Gespräche von hinten belästigt werde. Es gibt immer wieder Menschen, deren Organ man durch den ganzen Wagen hört. [...] Letzte Rettung: Speisewagen bis zur nächsten Station und hoffen, daß die betreffenden Personen inzwischen aussteigen.«⁵⁴

Anmerkungen

- 1 Theodor Fontane an Emilie Fontane, 10. Juni 1878. In: GBA *Der Ehebriefwechsel 1873–1898*. Hrsg. von Gotthard Erler unter Mitarbeit von Therese Erler. Berlin 1998, S. 110.
- 2 Ebd., S. 112.
- 3 Ebd., S. 116 u. 117.
- 4 Eintrag: 5. April 1983. Walter Kempowski: *Sirius. Eine Art Tagebuch*. München 1990. S. XXX.
- 5 Eintrag: 12. April 1983. Walter Kempowski: *Sirius* (wie Anm. 4), S. 144.
- 6 Eintrag: 25. Mai 1991. In: Walter Kempowski: *Somnia. Tagebuch 1991*. München 2008, S. 191.
- 7 Eintrag: 16. Februar 1983. Walter Kempowski: *Sirius* (wie Anm. 4), S. 76.
- 8 Eintrag: 11. Juni 1989. In: Walter Kempowski: *Alkor. Tagebuch 1989*. München 2001, S. 272–273.
- 9 *Deutsches Wörterbuch* von Jacob und Wilhelm Grimm. Band 13: *N – Quurren*. München 1999, Sp. 609.
- 10 Johann Wolfgang von Goethe an Zelter, 14. Oktober 1821. *Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1799 bis 1832*. Hrsg. von Hans-Günther Ottenberg und Edith Zehm in Zusammenarbeit mit Anita Golz, Jürgen Gruß, Wolfgang Ritschel und Sabine Schäfer. München, Wien 1991, S. 671.
- 11 Vgl. *Deutsches Wörterbuch* von Jacob und Wilhelm Grimm (wie Anm. 9), Sp. 609.
- 12 Theodor Fontane: *Quitt*. In: *Theodor Fontane. Romane und Erzählungen in acht Bänden*. Hrsg. von Peter Goldammer, Gotthard Erler, Anita Golz und Jürgen Jahn. Berlin, Weimar ³1984. Bd. 5, S. 519.
- 13 Theodor Fontane: *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Zweiter Teil: *Das Oderland. Barnim-Lebus*. Hrsg. von Gotthard Erler u. Rudolf Mingau. Berlin, Weimar 1991, S. 11.
- 14 Hugo von Hofmannsthal: Gotthold Ephraim Lessing. *Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden. Reden und Aufsätze 1–3*. Band 3. Frankfurt am Main 1979, S. 140.
- 15 Otto Julius Bierbaum: *Stilpe. Ein Roman aus der Froschperspektive*. Berlin o. J., S. 91–92.
- 16 Hans Mayer: *Nachdenken über den Großen Nörgler. Zum 50. Todestag von Karl Kraus*. In: *Sinn und Form* 39 (1987) Heft 2 (März/April), S. 367–382.
- 17 Ebd., S. 370.
- 18 Vgl. Manfred Schneider: *Die Angst und das Paradies des Nörglers. Versuch über Karl Kraus*. Frankfurt am Main 1977, S. 9.
- 19 Ebd., S. 15.
- 20 Ebd., S. 18.
- 21 Protokoll vom 17ten Oktob. [18]52. In: Theodor Fontane: *Autobiographische Schriften III/1*: Scherenberg. Tunnel-Protokolle. *Autobiographische Aufzeichnungen aus dem Nachlaß. Kleine autobiographische Dokumente*. Hrsg. von Gotthard Erler, Peter Goldammer und Joachim Krueger. Berlin, Weimar 1982, S. 278.
- 22 Eintrag: 9. Januar 1991. In: Walter Kempowski: *Somnia* (wie Anm. 6), S. 21.
- 23 Eintrag: 10. Januar 1991. In: Walter Kempowski: *Somnia* (wie Anm. 6), S. 23.

- 24 Eintrag: 7. Februar 1983. In: Walter Kempowski: *Sirius* (wie Anm. 4), S. 65.
- 25 Vgl. Walter Kempowski: *Alkor* (wie Anm. 8), S. 326.
- 26 Eintrag: 1. Januar 1991. In: Walter Kempowski: *Somnia* (wie Anm. 6), S. 11.
- 27 Theodor Fontane an Maximilian Harden, 22. Juli 1995. In: HFA IV/4, S. 462.
- 28 Eintrag: 10. September 1987. In: Walter Kempowski: *Culpa. Notizen zum Echolot*. Mit Seitenhieben von Simone Neteler und einem Nachwort von Karl Heinz Bittel. München 2005, S. 112.
- 29 Theodor Fontane an Emil Dominik, 25. Juli 1995. In: HFA IV/4, S. 463.
- 30 Eintrag: 2. Mai 1990. In: Walter Kempowski: *Hamit. Tagebuch 1990*. München 2006, S. 189.
- 31 Eintrag: 6. April 1991. In: Walter Kempowski: *Somnia* (wie Anm. 6), S. 135.
- 32 Theodor Fontane an Georg Friedlaender, 5. April 1897. In: HFA IV/4, S. 643.
- 33 Theodor Fontane an Martha Fontane, 13. Juli 1897. In: HFA IV/4, S. 656.
- 34 Eintrag: 1. Januar 1991. In: Walter Kempowski: *Somnia* (wie Anm. 6), S. 7.
- 35 Eintrag: 24. Oktober 1992. In: Walter Kempowski: *Culpa* (wie Anm. 28), S. 235.
- 36 *Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen*. Berlin 1905, S. 594–595.
- 37 *Deutsches Wörterbuch* von Jacob und Wilhelm Grimm. Band 13 (wie Anm. 9), Sp. 878.
- 38 Das trifft für unterschiedliche Regionen zu. Vgl. *Deutsches Wörterbuch* von Jacob und Wilhelm Grimm. Band 13 (wie Anm. 9), Sp. 878.
- 39 Eintrag: 29. Dezember 1869. In: Friedrich Eggers: *Wochenzettel*. In: Archiv der Hansestadt Rostock (AHSR). Nachlass: Eggers, Friedrich. Sign. 1.4.7.38, Bl. 230.
- 40 Eintrag: 29. Dezember 1869. In: Friedrich Eggers: *Wochenzettel 1867–1869*. In: AHSR. Nachlass: Eggers, Friedrich. Sign. 1.4.7.38, Bl. 230.
- 41 Eintrag: 26. Mai 1866. In: Friedrich Eggers: *Wochenzettel 1864–1866*. In: Archiv der Hansestadt Rostock (AHSR). Nachlass: Eggers, Friedrich. Sign. 1.4.7.37, Bl. 53.
- 42 Vgl. Eintrag: 27. Juni 1869. In: Friedrich Eggers: *Wochenzettel 1867–1869*. In: AHSR. Nachlass: Eggers, Friedrich. Sign. 1.4.7.38, Bl. 80.
- 43 Joseph Vogl: *Über das Zaudern*. Zürich, Berlin 2007, S. 27.
- 44 Ebd., S. 107.
- 45 Ebd., S. 27.
- 46 Ebd., S. 109.
- 47 Walter Kempowski: *Culpa* (wie Anm. 28), S. 29.
- 48 In: Walter Kempowski: *Hamit* (wie Anm. 30), S. 179.
- 49 Theodor Fontane: [Vorwort zur ersten Auflage]. In: Theodor Fontane: *Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Erster Teil: Die Grafschaft Ruppin*. Hrsg. von Gotthard Erler u. Rudolf Mingau. Berlin 2001 [Taschenbuchausgabe], S. 3.
- 50 Eintrag: 27. September 1989. In: Walter Kempowski: *Alkor* (wie Anm. 8), S. 438.

51 Eintrag: 18. April 1991. In: Walter Kempowski: *Somnia* (wie Anm. 6), S. 153.
52 Vgl. Eintrag: 31. Januar 1991. In: Walter Kempowski: *Somnia* (wie Anm. 6), S. 52.

53 Theodor Fontane an Georg Friedlaender, 10. April 1993. In: HFA IV/4, S. 249-250.

54 Eintrag: 22. Oktober 1983. In: Walter Kempowski: *Sirius* (wie Anm. 4), S. 495.

Arbeitstitel »Mega«. Gesamtwerkskonzeptionen bei Kempowski, Fontane, Balzac und anderen

Dirk Hempel

Gesamtwerkskonzeptionen in der Literatur gibt es seit dem 19. Jahrhundert, explizite und implizite Konzepte, die dem gesamten Werk oder einem umfangreichen Werkzyklus zugrundeliegen, sei es vor der Entstehung als Plan gefasst oder nachträglich sich zeigende Zusammenhänge verdeutlichend. Diese großen Entwürfe von Literatur versuchen zumeist eine Welt, ein Zeitalter, eine Idee einfangen, umfassend und erschöpfend zu schildern, um Erklärung, Deutung, Sinn zu bieten – ein Unterfangen, das seine Wurzeln sichtlich im bürgerlichen Zeitalter hat. Heute finden sie sich eher im Bereich des Films.

1. Kempowski

Walter Kempowski ist der Meister des Gesamtwerkskonzepts in der Literatur des späten 20. und frühen 21. Jahrhunderts. Sein umfangreiches und vielschichtiges Werk von rund 40 Büchern, darunter Romane, Tagebücher, Collagen, dazu Gedichte, Hörspiele, Filme, Haus und Archiv, folgte in seiner Entwicklung einem inneren Plan, der sich schon zu Beginn andeutete und in den Jahren der Vollendung im Tagebuch immer wieder in Zeichnungen reflektiert wird.

Kempowski hat – nach einigen Skizzen, Experimenten, Romanversuchen – Ende der 1960er Jahre die Arbeiten an der *Deutschen Chronik* begonnen. Als erstes Buch erschien 1971 der Roman *Tadellöser & Wolff* im Carl Hanser Verlag in München. Bis 1984 wuchs die *Chronik* auf sechs Romane (u. a. *Uns geht's ja noch gold*, *Ein Kapitel für sich*) und drei Befragungsbände an (u. a. *Haben Sie Hitler gesehen?*). Den Plan für dieses Unternehmen, das innerhalb von 15 Jahren auf 3100 Seiten kam, hatte Kempowski schon zu Beginn seiner Arbeit gefasst:

»Ich verfolgte von Anfang an einen Gesamtplan. Als Michael Krüger vom Hanser Verlag mich 1970 zum ersten Mal besuchte, zeichnete ich ihm

die Abfolge der von mir ins Auge gefaßten Bücher und deren inneren Zusammenhang auf. Die Abfolge ›Tadellöser & Wolff, ›Uns geht's ja noch gold‹, ›Im Block‹ [›Ein Kapitel für sich‹] stand damals fest. An vierter Stelle erschien ein etwa doppelt so umfangreiches, nicht spezifiziertes Vorhaben unter dem Arbeitstitel ›Mega‹. Inzwischen weiß ich, daß ich damals schon eine Ahnung von ›Echolot‹ hatte.«¹

Angesprochen ist hier der Zusammenhang von *Chronik* und *Echolot*, den beiden tragenden Säulen in Kempowskis Gesamtwerk, der bereits zu Beginn seiner Entstehung gedacht wurde: die Verbindung zwischen der eigenen Familiengeschichte als exemplarischer Geschichte des deutschen Bürgertums, literarisch gestaltet, und den vielen Geschichten der Deutschen, von ihnen selbst im kollektiven Tagebuch der Jahre 1941 bis 1945 erzählt, mithin die Verbindung von individuell und kollektiv erlebter Geschichte. Augenfällig wird das durch eine Fotografie, aufgenommen in Rostock im Mai 1943, die in das *Echolot* (1993) aufgenommen wurde. Sie zeigt die Hochzeitgesellschaft der Schwester Ulla, die bereits im Roman *Tadellöser & Wolff* geschildert wurde. Deutlich werden die Zusammenhänge auch in anderen Verbindungen zwischen den Werkgruppen und innerhalb dieser Werkgruppen zwischen einzelnen Büchern oder Hörspielen. In der *Deutschen Chronik* inszenierte Walter Kempowski ein großes Tableau deutscher Zeit- und Sozialgeschichte von 1885 bis 1960 als Familiengeschichte, als Geschichte der eigenen Familie – ein beispielloses Unternehmen in der deutschen Nachkriegsliteratur und in seiner Dimension vergleichbar nur den ausdrücklich als literarische Großprojekte konzipierten Romanserien Honoré de Balzacs und Émile Zolas, und das Bürgertum in ähnlicher Breite erfassend wie John Galsworthy oder Theodor Fontane.

Kempowskis Gesamtwerk umfasst Romane, Befragungsbände, Hörspiele, Kindergeschichten, eigene Tagebücher und fremde Aufzeichnungen. Sie sind thematisch und chronologisch aufeinander bezogen. Im Mittelpunkt stehen – neben der Pädagogik – die Themen Vergangenheit und Schuld, eigene und kollektive: *Eigene Schuld*, die Kempowski empfand gegenüber seiner Familie, namentlich seiner Mutter, die nach seiner Verhaftung 1948 durch die Sowjets ebenfalls jahrelang inhaftiert war: der Auslöser für die Zerstörung der auch über Nazizeit und Kriegsende geretteten bürgerlichen Existenz seiner Familie. 1960 schrieb Kempowski denn auch in sein Tagebuch: »So wäre dann also mein Bemühen um die Biographie ein sublimiertes Schuldgefühl.«² Literarisch gestaltet ist diese Geschichte in den Romanen der *Deutschen Chronik*, in den Hörspielen *Ausgeschlossen*, *Alles umsonst*, *Briefe an die Mutter* und *Moin Vadder läßt*, angesprochen auch in *Mark und Bein*, verschlüsselt in dem Roman *Alles umsonst*, auch in *Heile Welt* tauchen Motive auf.

Kollektive Schuld: gemeint ist – auch von Kempowski schon pauschal gedacht – das Versagen einer ganzen sozialen Schicht, des deutschen Bürgertums (aber auch anderer Schichten) angesichts der Bedrohung und politischen Herausforderung durch die Nazidiktatur. Die gestaltete Kempowski exemplarisch in den Romanen *Schöne Aussicht* und *Tadellöser & Wolff* (Untertitel »ein bürgerlicher Roman«): das Dominieren der »Deutungsmuster«³ von (unpolitischer) »Bildung und Kultur« einerseits und politisiert andererseits nur durch einen reaktionären Nationalismus und den Kampf gegen »Versailles«. Dafür fand Kempowski eine »kollektive« Gestaltungsform in der Monumentalmontage *Echolot*, die auch als Mentalitäts- und Bewusstseinsbericht der Deutschen in der Nazizeit zu lesen ist, denn sie zeigt das Versagen der Eliten, aber auch der sogenannten kleinen Leute, der vielen Mitläufer und Mittäter ... Die »kollektive« Dimension hatte Kempowski bereits vorher angedeutet: in den Befragungsbänden der *Deutschen Chronik: Haben Sie Hitler gesehen, Haben Sie davon gewußt* und *Schule. Immer so durchgemogelt*.

Diese beiden Perspektiven, die individuelle und die kollektive, die eigene Sicht und die Sicht der vielen anderen, bedingen denn auch die Anlage des Gesamtwerks, ein Konzept, dass die gegenseitige Ergänzung von *Deutscher Chronik* und *Echolot* sowie weitere vielfältige Beziehungen der Werkgruppen und Werke zueinander vorsah, auf die hier im einzelnen nicht weiter eingegangen werden kann.⁴ Die Perspektiven beeinflussten auch die schriftstellerische Arbeitsweise, das Erzählen im Roman einerseits, durchaus experimentell für seine Zeit etwa in *Tadellöser & Wolff*, und das Erzählen durch die Collage der Tagebücher, Briefe und Lebenserinnerungen der anderen im *Echolot*.

Rechtfertigung und *Rekonstruktion* bilden die Grundlagen von Kempowskis Gesamtwerk, auf die eigene, die Familiengeschichte bezogen, aber auch eingebettet in das Schicksal der anderen, die Kempowski schon im Zuchthaus nach ihren Geschichten befragt hatte, von Pritsche zu Pritsche gehend, stundenlang zuhörend: Alte und Junge, Schüler, Studenten, Arbeiter, Bauern, Handwerker, Beamte, Bankdirektoren, Juden und Nazis, Sozialdemokraten und Kommunisten. Hier ist der Ursprung des *Echolot* zu finden, auf dem Saal im Zuchthaus Bautzen im Jahre 1950.

Wegen des umfassenden Rekonstruktions- und Rechtfertigungsanspruchs traten bald andere Werke daneben: Hörspiele, weitere Romane, ein enormes Tagebuchwerk über mehr als 50 Jahre, von denen bislang vier Bücher veröffentlicht sind, Schul- und Schülergeschichten, Herausgaben von Autobiographien, Gedichte, Filme, Fernsehkritiken, Autorenporträts, das berühmte Tagebucharchiv und sein Haus Kreienhoop, das er auch als Teil seines »Werks« bezeichnet hat⁵ – ein umfangreiches, vielseitiges Gesamtwerk, das um Schuld und Rekonstruktion kreist, eigene und deutsche, in dessen Zentrum die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts steht, der

Nazizeit zumal, und die Menschen, die diese Geschichte erlebten. Man hat Kempowski auch deswegen einen Geschichtserzähler der Deutschen genannt.

2. Honoré de Balzac

Bei der Möglichkeit, ein Gesamtwerk überhaupt zu denken und zu planen, war Kempowski sicher von anderen literarischen Großprojekten geleitet. In den Jahren nach der Haftentlassung 1956, den Jahren der nachgeholtten Bildung und der Vorbereitung des Werkes, absolvierte er ein ungeheures Lektürepensum. Auch Honoré de Balzac und Theodor Fontane gehörten dazu. Am 13. August 1956 notiert Kempowski in sein Tagebuch: »Hamburg, Max Schmeling und Anni Ondra im Café gesehen. [...] Zwei Stunden Orgel in der St. Andreaskirche gespielt. Kein Geld! Balzac, »Eugenie Grandet«.⁶

Eine weitere Lektüre ist nicht belegt, aber eine produktive Auseinandersetzung mit der Konzeption des monumentalen Romanwerks, Balzacs »Menschlicher Komödie«, der *Comédie humaine*, die zwischen 1829 und 1854 erschien und die heute auch in Kempowskis berühmtem Büchergang in Haus Kreienhoop in Nartum steht. Kempowski schrieb 1999 in einer Artikelserie für die Welt am Sonntag darüber:

»Er [Balzac] gestaltete in der »Comédie Humaine« ein literarisches Großreich. In der zwölfbändigen Ausgabe, von Ernst Sander herausgegeben, ist der Plan abgedruckt, den Balzac seinen Dichtungen zugrunde legte. [...] Die »Comédie humaine« ist in ihrem kolossalen Umfang einzigartig geblieben. Nicht weniger als 137 Publikationen waren geplant, immerhin 91 Romane hat Balzac geschrieben, in denen rund 3000 Personen [richtig: 2472] auftreten! [...] Ein repräsentatives Bild der Menschheit am Beispiel der französischen Gesellschaft seiner Zeit sollte entstehen, das »Tausendundeine Nacht des Abendlandes«, wie er es einmal ausdrückte.«⁷

Balzac unterteilte sein Romanreich in drei Hauptteile: 1. Sittenstudien (»Études de mœurs«); 2. Philosophische Studien (»Études philosophiques«); 3. Analytische Studien (»Études analytiques«). Die Sittenstudien waren wiederum unterteilt: Szenen aus dem Privatleben, Szenen aus dem Provinzleben, Die Ehelosen, Die Pariser in der Provinz, Die Nebenbuhler, Szenen aus dem Pariser Leben, Geschichte der Dreizehn, Die verarmten Verwandten, Szenen aus dem politischen Leben, Szenen aus dem Soldatenleben, Szenen aus dem Landleben.

Balzac subsumierte darunter jeweils zahlreiche Romane und schrieb so eine Chronik der französischen Gesellschaft im weiten Sinne zwischen 1792 und 1848, im engeren zwischen 1830 und 1848. Wie bei Kempowski finden sich Verbindungen der einzelnen Werke untereinander: so tauchen immer wieder die gleichen Personen (etwa 50) in zahlreichen unterschiedlichen Romanen auf, werden die gleichen Ereignisse aus unterschiedlichen

Perspektiven geschildert. Balzac sprach von der »Unermeßlichkeit [s]eines Planes, der zugleich die Geschichte und die Kritik der Gesellschaft, die Analyse ihrer Übel und die Erörterung ihrer Prinzipien umfaßt.«⁸

Anders als die trockene Geschichtsschreibung, die sich für die Geschichte des Alltagslebens, für das individuelle Erleben der übergeordneten Ereignisse, nicht interessierte, nahm Balzac die »täglichen, geheimen oder offen zutage liegenden Tatsachen, [die] Handlungen des individuellen Lebens, ihre[n] Ursachen und ihre[n] Prinzipien«⁹ in den Blick, ähnlich wie es nach ihm Fontane und Kempowski taten. Während Kempowski aber einen Chor tausender von Stimmen tatsächlicher Zeitzeugen zu einer monumentalen Collage arrangierte und Fontane in den *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* die Daten der großen Geschichte scheinbar beiläufig durch Anekdoten und Ansichten auflockerte, erfand Balzac seine Gesellschaft mit 2472 Personen, die dennoch »dem innersten Wesen ihres Jahrhunderts abgelauscht«¹⁰ war. Hugo von Hofmannsthal hat 1909 in einem Vorwort zu einer Übersetzung von *Eugenie Grandet* bemerkt:

»Die Aufhäufung einer so ungeheuren Masse von substantieller Wahrheit ist nicht möglich ohne Organisation. Die anordnende Kraft ist ebenso sehr schöpferische Kraft als die rein hervorbringende. Vielmehr sind sie nur verschiedene Aspekte einer und derselben Kraft. Aus der Wahrheit der Myriaden einzelner Phänomene ergibt sich die Wahrheit der Verhältnisse zwischen ihnen: so ergibt sich eine Welt. Wie bei Goethe fühle ich mich hier in sicherem Bezug zum Gesamten. Ein unsichtbares Koordinatensystem ist da, an dem ich mich orientieren kann. Was immer ich lese, einen der großen Romane, eine der Novellen, eine der phantastisch-philosophischen Rhapsodien, und ob ich mich in die Geheimnisse einer Seele vertiefe, in eine politische Abschweifung, in die Beschreibung einer Kanzlei oder eines Kramladens, niemals falle ich aus diesem Bezug heraus. Ich fühle: um mich ist eine organisierte Welt.«¹¹

Balzac war, wie nach ihm Fontane, von Walter Scott beeinflusst, indem er dessen Arbeitsweise der Verknüpfung der historischen Romane untereinander auf die Gegenwart übertrug. Scott, so schreibt Balzac,

»führte den Geist der alten Zeiten ein; er vereinigte in ihr das Drama, den Dialog, das Porträt, die Landschaft und die Schilderung; er wies dem Wunderbaren und dem Wahren seine Stellung an, jenen Elementen der Epik, und bei ihm berührte sich die Poesie mit der Vertraulichkeit der niedrigsten Sprache. Aber da er weniger ein System ersonnen, als vielmehr im Feuer der Arbeit oder durch die Logik der Arbeit seine Manier gefunden hatte, so war ihm nie der Gedanke gekommen, seine Dichtungen miteinander zu verknüpfen, so daß durch die Nebeneinanderordnung eine vollständige Geschichte entstand, deren jedes Kapitel ein Roman war und jeder Roman eine Zeitgeschichte. Als ich diesen Mangel der Bindung erkannte, der übrigens die Größe des Schotten nicht schmälert, sah ich zugleich das

System, das der Ausführung meines Werkes günstig war, und die Möglichkeit, es auszuführen.«¹²

Balzacs Plan für ein literarisches Panorama der französischen Gesellschaft seiner Zeit jedenfalls beeinflusste Kempowski nachhaltig, auch wenn er diese Idee natürlich nicht einfach übernahm. Aber die Möglichkeit, ein ganzes Gesamtwerk unter bestimmten Prinzipien, auch Ordnungskriterien überhaupt zu denken, inspirierte Kempowski gewiss. Die Bedeutung der *Menschlichen Komödie* jedenfalls hat er mit ähnlichen Worten beurteilt, wie er auch sein eigenes *Echolot*-Werk beurteilt sehen wollte:

»Es ist zu fragen: Was wird von all dem noch gelesen? Mir scheint, daß die Frage des Nutzens nur von literaturfremden Lesern gestellt werden kann. Wer wäre denn imstande, alle Bilder Picassos in sich aufzunehmen? Die meisten lagern in Depots und sind den Augen verborgen. Die bloße Existenz der inkommensurablen Sophien-Ausgabe von Goethes Werken ist schon Nutzen genug.«¹³

3. Émile Zola, John Galsworthy

Neben Balzac wirkten zwei weitere umfassende literarische Großprojekte auf Kempowski ein, die als Vorläufer der *Deutschen Chronik*, der Geschichte der bürgerlichen Familie Kempowski über drei Generationen, betrachtet werden können, zumindest ist hier eine literarische Tradition anzudeuten. Émile Zola hat, an Balzac geschult, die meisten seiner Romane als Zyklus zusammengefasst: unter dem Titel *Die Rougon-Macquart. Die Natur- und Sozialgeschichte einer Familie im Zweiten Kaiserreich*, erschienen zwischen 1871 und 1893 in 20 Bänden. Und die Parallele zu Galsworthys berühmter fünfbändiger *Forsyte-Saga*, die Kempowski Ende der 50er Jahre in einem Göttinger Antiquariat erstand (»fünf Mark das Stück«¹⁴), liegt auf der Hand. Kempowski schrieb 1999 über die generationenübergreifende Geschichte einer bürgerlichen Familie im viktorianischen und nachviktorianischen Zeitalter: »Galsworthys ausufernde Saga gehört, was auch immer darüber gesagt wird, zu den großen Werken der europäischen Literatur. Ich habe sie von der ersten bis zur letzten Seite gelesen.«¹⁵ Eine detaillierte Untersuchung des Einflusses von Zola und vor allem Galsworthys auf Kempowski steht allerdings noch aus!

Kempowski las diese Werke in den Jahren der ersten schriftstellerischen Versuche nach der Haftentlassung. Diese Versuche, das waren zu meist Schilderungen des Zuchthausdaseins, aber auch schon Szenen aus dem früheren Familienleben in Rostock. Außerdem begann er in dieser Zeit Material für eine Familienchronik zu sammeln, (noch nicht die literarische *Deutsche Chronik*), er ließ sich von Verwandten Briefe, Tagebücher, Stammtafeln, Fotografien schicken, korrespondierte mit Pastoren und Heimatforschern. Das Material ging Anfang der 1960er Jahre in die vierbändige

illustrierte *Geschichte der Familien Kempowski, Nölting, Hälssen* ein, die sich heute im Kempowski-Nachlass im Archiv der Akademie der Künste in Berlin befindet, und bildete die Materialbasis für die Romane der *Deutschen Chronik*.

4. Theodor Fontane

Unter diesem Material befand sich auch eine Schilderung Theodor Fontanes aus den *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* über Kempowskis Vorfahren mütterlicherseits. Diese Familie Collasius (in den Romanen heißt sie »de Bonsac«) lässt sich zurückverfolgen bis ins 16. Jahrhundert, bis zu Joachim Kolhass (geb. 1548), der Pastor in Protzen war, in der Grafschaft Ruppin, ebenso sein Sohn, ebenso sein Enkel, Emanuel Collasius (1607–1666). Nach der Zerstörung von Ort und Kirche durch die Truppen des Grafen Gallas im Dreißigjährigen Krieg und den Ausbruch der Pest verlor er seine Gemeinde und zog in seinen Geburtsort Gottberg. Aus zwei Ehen hatte er neun Kinder, die er im Kirchenbuch zuerst Kohlhasse, später Kohlhaase, dann Kohlhasse und zuletzt – einer Mode der Zeit folgend latinisiert – Collasius nannte. Emanuel Collasius hat in den Kirchenbüchern von Gottberg Aufzeichnungen über die Not des Dreißigjährigen Krieges hinterlassen. Theodor Fontane teilt sie in den *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* mit. Sie beginnen:

»Dies 1638ste Jahr ist wohl ein recht elend und trübselig Jahr gewesen, wie dergleichen wohl kein trübseligeres in unserem geliebten Vaterlande erlebt worden ist ... Zumal auch wegen der Pest, darannen die Dörfer bald ausgestorben sind ... So hat mein Antecessor zu Gottberg, Herr Joachimus Becker, in eben diesem Jahr an der Pest erliegen müssen. Meine Pfarrkinder zu Protzen sind meist weggestorben und nur acht Personen übriggeblieben ... «¹⁶

Kempowskis erneute Lektüre der *Wanderungen* ist für den Juli 1968 bezeugt.¹⁷ Im Jahr 1999 schrieb er über Fontane:

»Greuliche Erinnerungen habe ich an Fontanes Balladen, »Die Brück' am Tay« oder »John Maynard«, mit denen wir in der Schule geelendet wurden. Meine Verehrung und Liebe zu Fontane aber rührt aus einer Zeit, als ich meine Lektüre selber bestimmen konnte. Wenn ich an dieses Lesebehagen denke, besonders bei seinem letzten Roman, dem »Stechlin« ... Meine Bindung an Fontane rührt auch noch von einem anderen, wichtigen Teil seines Oeuvres her: den »Wanderungen durch die Mark Brandenburg«, eine literarische Großunternehmung, die mich bei meiner Arbeit am »Echo- lot« bestärkt hat. Dankenswerterweise kommt ja ein Vorfahr von mir in den »Wanderungen« vor, der Pastor Collasius in Protzen.«¹⁸

Beziehungen zwischen Fontane und Kempowski bestehen nicht nur auf dieser Ebene, auch das Bürgerliche in Literatur und Habitus, die

französischen Vorfahren etwa (echt oder literarisiert), die Haftzeit, die Theaterkritiken hie und die Fernsehkritiken da, die zahlreichen Äußerungen zu Schriftstellerkollegen etwa, Kempowskis eigene Wanderung durch die Mark Brandenburg im April 1945, seine Flucht also aus dem eingeschlossenen Berlin, bis hin zu seinem Hinweis in einem der letzten Interviews auf Fontanes sanften Tod, der ihm selbst nicht vergönnt war ...¹⁹

Aber gibt es auch Gesamtwerkskonzeptionen bei Fontane? So weit zu übersehen, existiert von Fontane keine eindeutige Äußerung zu einem Konzept, das seinem Gesamtwerk zugrunde liegt, keine Ausführung, wie es sie von Kempowski in hoher Zahl gibt, samt erläuternder Skizzen. Auch die Forschung hat die Frage bisher nicht diskutiert. Was Fontane selbst zu seinem Gesamtwerk zählte, zu den tragenden Säulen, führt er in seinem Gedicht *An meinem Fünfundsiebzigsten* auf:

Ich dachte, von Eitelkeit eingesungen:
 Du bist der Mann der »Wanderungen«,
 Du bist der Mann der märk'schen Gedichte,
 Du bist der Mann der märk'schen Geschichte,
 Du bist der Mann des alten Fritzen
 und derer, die mit ihm bei Tafel sitzen,
 Einige plaudernd, andre stumm,
 Erst Sanssouci, dann in Elysium;
 Du bist der Mann der Jagow und Lochow,
 Der Stechow und Bredow, der Quitzow und Rochow
 [...]

Obgleich er diese Aufzählung in bestimmter Absicht verfasst, wie der Ausgang des Gedichts erweist, ist die Liste doch aufschlussreich. Und in einem Brief an Maximilian Harden, der einen Artikel über Fontane schreiben sollte, vom 7. November 1889 heißt es:

»Wenn ich tot bin und es findet sich wer, der mich der Nachwelt überliefern will, so geben ihm die Vorreden zu meinen verschiedenen Büchern, zum Teil die Bücher selbst – weil sie wie »Kriegsgefangen«, »Aus den Tagen der Okkupation«, »Ein Sommer in London«, »Jenseits des Tweed« usw. Erlebtes enthalten – das beste Material an die Hand. Aber das hilft *Ihnen* heute nichts, und die Stunde mit ihren Forderungen hat recht. Ich glaube, wenn Sie den Artikel im Brockhausschen Konvers.-Lexikon als roten Faden nehmen und dann einiges, wie z. B. den Balladenbarden, den Alten-Fritz-, Zieten-, Kaiser-Friedrich-, Bismarck-Sänger, den Wanderer durch die Mark, den Schlachtenbummler mit ekligen Gefahren im Gefolge, vielleicht auch ein bißchen den »Realisten« und Kritiker in der guten alten Vos-sin, weiter ausführen, so erfreuen Sie mich und andere durch einen wundervollen Artikel.«²⁰

Und in einem anderen Brief an einen unbekanntenen Empfänger, 14. Dezember 1894, bezeichnet Fontane sich als »Lied- oder Balladendichter«,

»märkischen Wanderer«, »Kriegsbuchschreiber« und »Romanschriftsteller«.²¹ Das sind die einzelnen Teile eines umfangreichen Gesamtwerks, aufgezählt in der Bewertung Fontanes. Einen Plan aber scheint Fontane dem nicht zugrunde gelegt zu haben. Das mag mit Fontanes Eigenart als Schriftsteller zu tun haben, die er am 15. November 1893 folgendermaßen beschrieb:

»Ich gehe im Thiergarten spazieren und denke an Bismarck oder an eine Berliner Schrippe oder an einen Spritzfleck auf meinem Stiefel und da fällt mir was ein, was sich ebenso gut auf den Kaiser von China wie auf Lucca oder den Eckensteher Nante Strump beziehen kann. Kommt es mir aus einem traumhaften Zustande heraus zum Bewußtsein, daß das, was mir einfiel, einen passenden Anspruch darauf haben dürfte, der Welt mitgeteilt zu werden, so beginne ich mich mit der Form dafür zu beschäftigen, die heute so ist und morgen so. In der Regel wird überhaupt nichts daraus; es verthut sich, es verfliegt wieder. Geht der Beschäftigungsprozeß aber weiter, so ist schließlich was da. C'est tout.«²²

Dennoch kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, über und zwischen den Werkteilen, namentlich den Romanen, *Wanderungen*, Kriegsbüchern, Reiseberichten, Gedichten und Balladen, walte – wenn nicht ein Plan wie bei Balzac und Kempowski – so doch ein verbindender Gedanke, eine Idee. Ist es das Bürgerliche oder die Geschichte oder Preußen in Gegenwart und Vergangenheit und »die preußische Idee«, wie der Titel eines Prosafragments aus dem Jahr 1894 lautet? Im Überblick über das Werk werden einige Zusammenhänge deutlich: Das Interesse für Geschichte und Gegenwart, die preußische (deutsche) zumal, nach Anregungen aus England und Schottland, das sich in den Reiseberichten, den *Wanderungen*, den Balladen und Gedichten, den Romanen, den Kriegsberichten findet. Dabei sticht das Interesse für die Einzelschicksale, die individuellen Geschichten, aus denen erlebte Geschichte besteht, auch die eigenen Kriegserlebnisse, hervor. Daneben fällt die Rekonstruktion des Vergangenen in der Gegenwart auf, übrigens aus Tausenden von oft personalen Quellen wie in den *Wanderungen*. An Kempowski erinnern auch die vielfältigen Beziehungen und Verbindungen zwischen Romanwerk und *Wanderungen*, aber auch den Kriegsbüchern, ähnlich wie zwischen *Deutscher Chronik* und *Echolot*, außerdem die ergänzenden, reflektierenden und kommentierenden Werke wie die autobiographischen Schriften, Briefe und Tagebücher. So gewinnt in der Rückschau auf das Werk ein Gesamtzusammenhang zumindest Konturen, in dessen Zentrum Geschichte, Preußen und die Menschen mit ihren individuellen Geschichten stehen, so dass man sich des Eindrucks nicht erwehren kann, dass auch Fontane an einem in sich kohärenten Gesamtwerk arbeitete, ohne diesen Umstand bewusst formuliert zu haben. Die einzelnen durchaus unterschiedlichen Teile ergänzen und bedingen einander. Das Gesamtwerk wirkt über die Summe

seiner Teile hinaus, es offenbart vielleicht einen stärkeren ideellen Zusammenhang als etwa die Werke der Zeitgenossen Conrad Ferdinand Meyer oder Theodor Storm. Übrigens deutet der Kommentar der Großen Brandenburger Ausgabe den Zusammenhang an, hier kann man die unterirdischen Verbindungslinien der Werke verfolgen.

Von diesem Gesamtwerk nahm Kempowski, der passionierte Tagebuchschreiber und Tagebuchleser, nur die Briefe und Tagebücher in seinen Büchergang in Haus Kreienhoop auf, außerdem die *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*, nicht nur wegen des Pastors Collasius aus Protzen, sondern auch, weil Kempowski diese »literarische Großunternehmung«, wie er sagte, »bei [s]einer Arbeit am *Echolot* bestärkt hat«. ²³ Deshalb seien die *Wanderungen* noch einmal aus dem Zusammenhang des Gesamtwerks herausgegriffen und neben Kempowskis *Echolot* gestellt, das zehnbändige, kollektive Tagebuch der Kriegsjahre 1941 bis 1945. Beide Werke sind »literarische Großunternehmen«, einzigartig in der deutschen Literatur. Form, Anlage, Inhalt hängen eng zusammen und bedingen Wirkung und Intention. *Wanderungen* und *Echolot* gleichen sich nicht im Ergebnis, wohl aber in den Voraussetzungen und der Entstehung:

1. Die Dauer der Arbeit: auch Kempowski arbeitete beinahe 20 Jahre an diesem epochalen Werk.
2. Die Quellen: Kempowski trug Tagebücher, Briefe, Lebenserinnerungen und anderen Selbstzeugnisse zusammen, wie Fontane Material aus Familienarchiven, Kirchenbüchern, alten Chroniken und regionalen Aufzeichnungen sammelte und vor Ort Gespräche führte.
3. Das geographische Prinzip: Fontane ging geographisch vor, Kempowski im Grunde auch, den einzelnen Tagen etwa des *Echolots* »Fuga furiosa« folgten in der Archivfassung einer festgelegten geographischen Ordnung, die in der Druckfassung an einigen Stellen noch durchscheint.
4. Das Interesse für die »Nebensächlichkeiten«, wie Fontane das nannte, für das »Banale des Alltags«, das Teile der Literaturkritik Kempowskis *Echolot* vorwarfen.
5. Das Interesse für die Geschichte und das Einwirken auf die Menschen jenseits gängiger Geschichtsschreibung und Geschichtswissenschaft, die ja übrigens auch Balzac verabscheute.
6. Das Weiterwirken der Vergangenheit in der Gegenwart.
7. Beide Werke wurden von den Historikern, den Geschichtswissenschaftlern zurückhaltend beobachtet und beurteilt.

Was Fontane über die Intention der *Wanderungen* schrieb, über die »Belebung des Örtlichen«, die Entdeckung der Einzigartigkeiten, das erinnert – in einem übertragenen Sinne – an Kempowskis Äußerungen zum *Echolot*, über individuelle Lebensgeschichten und die Bedeutung von Tagebüchern, Fontane: »[...] auch im märkischen Sand flossen und fließen überall die Quellen des Lebens, und jeder Fuß breit Erde hat seine

Geschichte und erzählt sie auch – man muß nur willig sein, auf die oft leisen Stimmen zu lauschen.«²⁴

Bei Kempowski heißt es im Vorwort zum ersten *Echolot* (1993):

»Wir sollten den Alten nicht den Mund zuhalten, wenn sie uns etwas erzählen wollen, und wir dürfen ihre Tagebücher nicht in den Sperrmüll geben, denn sie sind an uns gerichtet – die Erfahrungen ganzer Generationen zu vernichten, diese Verschwendung können wir uns nicht leisten. Wir müssen uns bücken und aufheben, was nicht vergessen werden darf: Es ist unsere Geschichte, die da verhandelt wird. [...]

DAS ECHOLOT gehört jenen, die geduldig *den Stimmen lauschen*, die in der Stratosphäre stehen. Das Zuhören kann es möglich machen, daß wir endlich ins reine kommen miteinander. Wer eine Formel für den Krebsgang der Menschheit sucht – mit dem Echolot holt er sie aus der Tiefe.«²⁵

Fontane notierte am 19. August 1864 in seinem Tagebuch:

»Einen Plan gemacht. Die Marken, ihre Männer und ihre Geschichte. Um Vaterlands und künftiger Dichtung willen gesammelt und herausgegeben von Th. F. – Die Dinge gebe ich alphabetisch. Wenn ich dazu komme, das Buch zu schreiben, so habe ich nicht umsonst gelebt und kann meine Gebeine ruhig schlafen legen.«²⁶

Hier haben wir den »Plan« und übrigens auch den Hinweis auf die Verbindungen ins Gesamtwerk – um den Kreis zu schließen: Mark, Männer, Geschichte, Vaterland, künftige Dichtung – und (ziemlich avantgardistisch:) in alphabetischer Ordnung. Bei Kempowski laufen diese Verbindungen dann über die *Deutsche Chronik* und die Hörspiele.²⁷

5. Gesamtwerkskonzepte zwischen Literatur der Romantik und Film der Gegenwart

Gesamtwerkskonzeptionen, geplante oder implizite, liefern Welterklärung, Weltdeutung im Sinne des 19. Jahrhunderts. Sie sind als Ausdruck des Versuchs zu verstehen, gegen den Zerfall der Welt (seit Reformation und Aufklärung, durch Kriege und andere Katastrophen) wenigstens in der Literatur die Ordnung der Dinge wiederherzustellen. Das große Werk der Brüder Grimm etwa: die Märchensammlung, die Sagensammlung, die *Deutsche Mythologie* und das *Deutsche Wörterbuch*, *Die Deutsche Grammatik* usw., ist auch auf die Zeitumstände zurückzuführen, ist auch aus dem Geist der deutschen Romantik als Antwort auf die Bedrohung durch Französische Revolution und Okkupation, Säkularisierung und Modernisierung zu verstehen, oder wie Hofmannsthal über Balzac sagte: »Um mich ist eine organisierte Welt«.

In der Literatur des späten 20. Jahrhunderts ist Hubert Fichte (1935–1986) zu nennen und sein Werkzyklus *Die Geschichte der Empfindlichkeit*, der aus Romanen, Essays, Reiseberichten, Interviews und Hörfunkbeiträgen

besteht, auf 19 Bände angelegt war und von dem 17 Bände aus dem Nachlass herausgegeben wurden. Gegenwärtig deutet sich das Entstehen einer literarischen Großwerks bei Peter Kurzeck, einem begeisterten Kempowski-Leser²⁸ – an, nachdem er 2011 mit *Vorabend* den fünften Teil einer auf zwölf Bänden angelegten autobiographischen Chronik veröffentlicht hat, mit der er – derzeit in den sechziger und siebziger Jahren angekommen – ein möglichst getreues und umfassendes Bild der alten Bundesrepublik zeichnen will.

Auffällig ist die Übertragung der Gesamtwerksidee in den Bereich des Filmschaffens. Der Autor und Filmemacher Hans Jürgen Syberberg hat ebenfalls preußische und deutsche Geschichte zu seinem Thema gemacht, auch die Aufarbeitung von Schuld und Versagen in seinen Filmen über Ludwig II., Karl May, *Hitler, ein Film aus Deutschland*, Winifred Wagner, Parsifal und in mehreren Kleistprojekten. Die Konzeption einer Idee, von Vergangenheit, auch Kindheit, Heimat wie in seinem Projekt Nossendorf auf dem gleichnamigen, früheren pommerschen Gut seines Vaters, sind als Versuch zu verstehen, Verlorenes zu rekonstruieren, indem auch hier ein ganzes Werk, ein Gesamtwerk, gegen die Zerstörung, gegen den Zerfall gesetzt wird und eine Ordnung eigener Art produziert. Parallelen bestehen auch zwischen Kempowski und dem Regisseur der kongenialen *Chronik*-Verfilmungen Eberhard Fechner. »Der Künstler soll nicht richten, sondern ein leidenschaftsloser Zeuge sein!«, lautet das an die Intention des *Echlot* erinnernde Motto der posthumen Internetpräsenz.²⁹ Fechner interessierte sich wie Balzac, Kempowski und Fontane für die Auswirkungen großer Geschichte auf das Leben der einzelnen Menschen: »Die Wiedergabe individueller Schicksale ist zugleich aber auch zwangsläufig eine subjektive Form zeitgeschichtlicher Darstellung.«³⁰ Deshalb recherchierte auch er, sammelte Fotos, Egodokumente, erzählte er die große Geschichte aus der Sicht der kleinen Leute, etwa in seinen Dokumentationen und »Gesprächsfilmen« wie *Nachrede auf Klara Heydebreck* (1969), *Klassenfoto* (1970), *Comedian Harmonists* (1976), *Der Prozeß* (1975–1984). Wie bei Kempowski und Fontane konstituiert sich das Gesamtwerk, das der Rekonstruktion deutscher Geschichte und deutschen Alltagslebens des 20. Jahrhunderts aus der Sicht der Betroffenen gilt, aus Fakten und Fiktion.³¹ Neben dokumentarischen Arbeiten gibt es bei Fechner auch das »literarische« Pendant, die Verfilmungen etwa von *Tadellöser & Wolff* und *Ein Kapitel für sich*, aber auch im Hamburger Hafenmilieu angesiedelte Fernsehvolksstücke nach Büchern von Helga Feddersen. Überhaupt spielte bei Fechner die dem Inhalt gemäße Form eine ebenso große Rolle wie bei Kempowski. In einer Würdigung von Heinz Ungureit hieß es 1979: »Fechners Fernsehfilme zusammengenommen ergeben ein Panorama deutscher Lebens- und Leidensgeschichten, die vielleicht mehr über uns und unsere Zeitgeschichte sagen als viele wissenschaftliche und theoretische Abhandlungen.«³²

Kempowski schrieb 1960 in sein Tagebuch: »Ich habe die Familie zerstört, nun suche ich sie auf Papier wieder aufzubauen.«³³ Aus diesem Bemühen erwuchs über die Jahrzehnte ein umfangreiches Gesamtwerk, entstanden *Deutsche Chronik* und *Echolot*, Tagebucharchiv und als »Schädeldecke«³⁴ das Wohnhaus als eigenständiges Werk, in dem er – durch die literarische Arbeit, wie er es selbst ausdrückte, »in Ordnung« hielt, »für ihn!«³⁵

Bei Fontane liest sich das weniger religiös getönt, sondern eben »fontanisch«, im Schlusswort zum vierten Band der *Wanderungen*, aber dennoch ein literarisches Programm in nuce und in höhere Zusammenhänge der Literatur hinausweisend, die Worte über »Wustrau« am Ruppiner See und den alten Zieten:

»Da geht nur hin, und wenn ihr erst da seid, so werdet ihr daselbst nicht bloß das Herrenhaus sehen, das er gebaut, und den Park, den er angelegt hat, sondern zugleich auch seinen Grabstein an der äußeren Kirchenwand und sein stattliches Grabdenkmal im Innern der Kirche. Ja, wenn ihr Glück habt und es trifft, daß die Herrschaften oben ausgefahren oder wohl gar verweist sind, so könnt ihr am End auch den Säbel sehen, den der Alte nie zog (ein einzig Mal abgerechnet, wo's ihm ans Leben ging), und könnt auch vielleicht in den Husaren-Ahnensaal eintreten, in dem all die rotröckigen und schnauzbärtigen Zietenschen Offiziere hängen, die den Siebenjährigen Krieg mit durchgefochten haben. All das könnt ihr da sehen und nebenher auch noch dies und jenes hören, allerlei Schnurren und Anekdoten, die von Mund zu Munde gehn.

Und wenn ihr dann weiterfahrt, dann werdet ihr ungefähr dasselbe denken, was ich seinerzeit gedacht habe: »Weit hinaus über alles Erwartete!«

Anmerkungen:

- 1 Dirk Hempel: *Walter Kempowski. Eine bürgerliche Biographie* [2004], München 3. Aufl. 2007, S. 154.
- 2 Walter Kempowski: »Wenn das man gut geht«. *Aufzeichnungen 1956–1970*. Hrsg. von Dirk Hempel. München 2012, S. 271.
- 3 Vgl. Georg Bollenbeck: *Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters*. Frankfurt am Main 1996.
- 4 Vgl. dazu Dirk Hempel: *Autor, Erzähler und Collage in Walter Kempowskis Gesamtwerk*. In: Carla A. Damiano, Jörg Drews und Doris Plöschberger (Hrsg.): »Was das nun wieder soll?“ Von „Im Block“ bis „Letzte Grüße“. *Zu Werk und Leben Walter Kempowskis*. Göttingen 2005, S. 21–33.
- 5 Vgl. Dirk Hempel: »Wie eine Schädeldecke«. *Walter Kempowskis Haus Kreienhoop*. Bremen 2011, S. 96.
- 6 Kempowski, »Wenn das man gut geht« (wie Anm. 2), S. 63.
- 7 Walter Kempowski. *Umgang mit Größen. Meine Lieblingsdichter und andere*. Hrsg. von Karl Heinz Bittel. München 2011, S. 20 f.
- 8 Honoré de Balzac, *Vorrede*. In: ders., *Eugénie Grandet*. Aus dem Franz. von Hedwig Lachmann, Hamburg 2011, S. 19–33, hier S. 33.
- 9 Ebd., S. 30.
- 10 Ebd., S. 22.
- 11 Hugo von Hofmannsthal: Einleitung. In: Honoré de Balzac, *Eugénie Grandet*. Aus dem Franz. von Hedwig Lachmann, Hamburg 2011, S. 5–18, hier S. 13.
- 12 Balzac, *Vorrede* (wie Anm. 8), S. 23.
- 13 Kempowski, *Umgang* (wie Anm. 7), S. 21.
- 14 Ebd., S. 95.
- 15 Ebd.
- 16 Theodor Fontane: *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Bd. 1. *Die Grafschaft Ruppin*. Hrsg. von Walter Keitel. München 1966, S. 476.
- 17 Vgl. Kempowski, »Wenn das man gut geht«, (wie Anm. 2), S. 539.
- 18 Kempowski, *Umgang* (wie Anm. 7), S. 90.
- 19 Vgl. Peter Teuwsen: »Reiches, Schönes, Grauenhaftes«. *Schriftsteller Walter Kempowski*. In: *Die Weltwoche* 30/2007.
- 20 HFA IV/3, S. 733.
- 21 HFA IV/4, S. 410 f.
- 22 Richard Brinkmann, Waltraud Wiethölter (Hrsg.): *Theodor Fontane*. Bd. 2. München 1973 (Dichter über Ihre Dichtungen Bd. 12,2), S. 719.
- 23 Kempowski, *Umgang* (wie Anm. 7), S. 90.
- 24 An Heinrich von Muehler, 2.12.1863. HFA IV/2, S. 110. (Hervorhebung D.H.)
- 25 Walter Kempowski: *Echolot. Ein kollektives Tagebuch*. Winter 1943. 4 Bde. München 1993, S. XXX (Hervorhebung DH)
- 26 Tagebucheintrag vom 19.08.1864, GBA, Tage- und Reisetagebücher 2, S. 161.

27 Vgl. Hempel, *Autor, Erzähler und Collage* (wie Anm. 4).

28 Vgl. Hempel, *Kempowski* (wie Anm. 1), S. 228.

29 Vgl. www.eberhardfechner.de.
[Gesehen am 2.9.2011].

30 Ebd.

31 Vgl. Egon Netenjakob: *Lebensläufe dieses Jahrhunderts im Film*. Weinheim 1989; Simone Emmelius: *Fechners Methode. Studien zu seinen Gesprächsfilmen*. Mainz 1996. (Filmstudien 1).

32 Heinz Ungureit: *Menschen im Zeitbruch. Eberhard Fechners Spurensicherungen*. In: Walter Kempowski, Eberhard Fechner: *Tadellöser & Wolff. Ein Kapitel für sich. Materialien zu ZDF-Fernsehprogrammen*. München 1979, S. 13–22, hier S. 21.

33 Kempowski, »Wenn das man gut geht« (wie Anm. 2), S. 269.

34 Vgl. Hempel, »Wie eine Schädeldecke« (wie Anm. 5), S. 96.

35 Ebd.

1. Die Maria Theresia ...
 2. ...
 3. ...
 4. ...
 5. ...
 6. ...
 7. ...
 8. ...
 9. ...
 10. ...
 11. ...

12. ...
 13. ...
 14. ...
 15. ...
 16. ...
 17. ...
 18. ...
 19. ...
 20. ...
 21. ...
 22. ...
 23. ...
 24. ...
 25. ...
 26. ...

Erwerbungen des Theodor-Fontane-Archivs

Verzeichnet werden Bestandsergänzungen bis zum 30. April 2013 sowie die Artikel des vorigen Heftes der *Fontane Blätter*.

Bearbeiter: Klaus-Peter Möller (Handschriften), Peter Schaefer (Druckschriften)

Handschriften

Autographensammlung des Theaterintendanten Botho von Hülsen (1815-1886)

Sammlung von Briefen an den Theaterintendanten Botho von Hülsen sowie einigen weiteren Sammlungsstücken aus dem Familienkreis in einer zeitgenössischen Leinen-Mappe mit vergoldeter Titelprägung auf dem vorderen Deckel: »Briefe berühmter Verfasser an Excellenz Hülsen« – eingebunden (Hülsen A 1–73) bzw. lose beiliegend (Hülsen B 1–18), darin ein Brief von Theodor Fontane (A 27).

Friedrich Wilhelm [Kronprinz von Preußen, der spätere Kaiser Friedrich] an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., o. O., 10.1.1883 [?], 2 Bl., 22 x 13,5 cm (Hülsen A 1)

»General-Intendant v. Hülsen.« Holzstich nach einer Zeichnung von Ferdinand Weiß, 1 Bl., montiert auf Titelbl. des »Puck« vom 3.9.1876, 18 x 13 cm (Hülsen A 2)

Kaiser Wilhelm I.: Urkunde über die Verleihung des Titels Wirklicher Geheimer Rath an Botho von Hülsen, hs. m. U., Berlin, 22.3.1884, 1 Bl., 28 x 21 cm (Hülsen A 3)

Kaiser Wilhelm II.: Urkunde über die Verleihung der anlässlich des 100. Geburtstags von Kaiser Wilhelm I. gestifteten Erinnerungsmedaille an Ludwig Gustav Hartwig, genannt von Naso, Berlin, 1897, 1 Urkunde, 24 x 30 cm (Hülsen A 4)

Fünfzig Jahre : ein Gedenkblatt zum Dienstjubiläum des Generalintendanten Botho von Hülsen 1.9.1883. 1 Zeitungsausschnitt, montiert, 19 x 28 cm (Hülsen A 5)

[Kaiserin] Augusta an [Botho] von Hülsen, hs. Br. m. U., 26.3.1879, 2 Bl., 23 x 19 cm (Hülsen A 6)

[Kaiserin] Augusta an [Botho] von Hülsen, hs. Br. m. U., Berlin, 6.3.1882, 2 Bl., 23 x 19 cm (Hülsen A 7)

[Kaiserin] Augusta an [Botho] von Hülsen, hs. Br. m. U., Berlin, 28.3.1876, 2 Bl., 23 x 19 cm (Hülsen A 8)

Friedrich Wilhelm [Kronprinz von Preußen, der spätere Kaiser Friedrich] an [Botho von Hülsen], eh. Br. m. U., o. O., 20.2.1878, 1 Bl., 22 x 14 cm, montiert (Hülsen A 9)

[Botho von] Hülsen an [Prinz Karl von Preußen], hs. Br. m. U., Berlin, 13.2.1861. 1 Bl., 28 x 22 cm (Hülsen A 10a)

Carl Prinz von Preußen an [Botho von Hülsen], eh. Br. m. U., Berlin, 18.2.1861, 1 Bl., 28 x 22 cm (Hülsen A 10b)

Maria Anna, Prinzessin von Preußen, Herzogin zu Anhalt an [Botho von Hülsen], hs. Br. m. U., Berlin, 31.5.1879, 1 Bl., 24,5 x 21 cm (Hülsen A 11)

Friedrich von Preußen an [Botho von Hülsen], eh. Br. m. U., Berlin, 29.9.1854, 2 Bl., 27,5 x 21,5 cm (Hülsen A 12)

- Telegramme zu Botho von Hülsens Dienstjubiläum am 1. September 1883, hs. Abschrift, 2 Bl., 28,5 x 22 cm (Hülsen A 13)
- Friedrich Wilhelm [Kronprinz von Preußen, der spätere Kaiser Friedrich] an Botho von Hülsen
 - Victoria Kronprinzessin [die spätere Kaiserin Viktoria] an Botho von Hülsen
 - Wilhelm Prinz von Preußen [der spätere Kaiser Wilhelm II.] an Botho von Hülsen
 - Victoria Prinzeß Wilhelm [die spätere Kaiserin Auguste Viktoria] an Botho von Hülsen
 - Louise Prinzessin von Preußen an Botho von Hülsen
- Baruch Auerbach an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Berlin, 25.12.1859, 2 Bl., 28,5 x 22 cm (Hülsen A 14)
- Friedrich [Wilhelm] Adami an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Berlin, 12.5.1868, 2 Bl., 28,5 x 22,5 cm (Hülsen A 15)
- Berthold Auerbach an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Berlin, 16.1.1870, 2 Bl., 22 x 14 cm (Hülsen A 16)
- [Vorname unbek.] Bernhard an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., o. O., 1.1.1853, 1 Bl., 21 x 14 cm (Hülsen A 17)
- Albert Emil Brachvogel an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Berlin, 1.3.1860, 2 Bl., 28,5 x 22 cm (Hülsen A 18)
- Albert Emil Brachvogel an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Berlin, 25.12.1859, 1 Bl., 28,5 x 22 cm (Hülsen A 19)
- Oscar Blumenthal an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Berlin, 14.6.1878, 1 Bl., 28 x 22 cm (Hülsen A 20a)
- Botho von Hülsen an [Oscar Blumenthal], hs. Br. m. U., Berlin, 15.6.1878, 1 Bl., 28 x 22 cm (Hülsen A 20b)
- J[ulius] Bacher an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Berlin, 2.8.1851, 1 Bl., 27 x 21,5 cm (Hülsen A 21)
- Hugo Bürger [d. i. Hugo Lubliner] an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Berlin, 23.2.1880, 2 Bl., 21,5 x 14 cm (Hülsen A 22)
- Franz von Dingelstedt an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., München, 7.12.1856, 1 Bl., 28,5 x 22,5 cm (Hülsen A 23)
- Theodor Düringer an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Berlin, 11.10.1867, 2 Bl., 22 x 14,5 cm (Hülsen A 24)
- Athur Deetz an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Berlin, 26.2.1878, 1 Bl., 27,5 x 22 cm (Hülsen A 25)
- H. Dorn an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Berlin, 12.5.1878, 1 Bl., 28,5 x 22 cm (Hülsen A 26)
- Theodor Fontane an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Berlin, 21.11.1871, 2 Bl., 28,5 x 22,5 cm (Hülsen A 27)
- Unbekannt an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., München, 2.7.1880, 2 Bl., 18 x 11,5 cm (Hülsen A 28)
- [Maria Anna Prinzessin von Preußen, Herzogin zu Anhalt] an Botho von Hülsen, eh. Br., Jagdschloß Glienicke, 7.9.1883, 2 Bl., 18 x 11 cm (Hülsen A 29)
- [Gustav] Freytag an Botho von Hülsen, Wiesbaden, 29.12.1878, 2 Bl., 22 x 14 cm (Hülsen A 30)
- [Gustav] Freytag an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Leipzig, 12.4.1861, 2 Bl., 22,5 x 14,5 cm (Hülsen A 31)
- [Rudolph] Fiege an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Berlin, 6.11.1878, 2 Bl., 28,5 x 22 cm (Hülsen A 32)

- Moritz Ganz und weitere Mitglieder der Königlichen Kapelle an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Berlin, 19.6.1853, 2 Bl., 27,5 x 22,5 cm (Hülsen A 33)
- Emanuel Geibel an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Lübeck, 25.12.1869, 1 Bl., 28 x 22 cm (Hülsen A 34)
- Hugo Gottschalk an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Berlin, 5.6.1861, 2 Bl., 28,5 x 22 cm (Hülsen A 35)
- Dr. C[arl] Gutzkow an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Dresden, 14.11.1855, 2 Bl., 28,5 x 22 cm (Hülsen A 36)
- Dr. [Karl] Gutzkow an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Berlin, 7.4.1868, 1 Bl., 28,5 x 22 cm (Hülsen A 37)
- A[lexander] v[on] Humboldt an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Berlin, 8.7.1858, 2 Bl., 27 x 21,5 cm (Hülsen A 38)
- Fr[iedrich] Hebbel an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Wien, 29.12.1851, 2 Bl., 28 x 23 cm (Hülsen A 39)
- Wilhelmine von Hillern geb. Birch an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Freiburg, 27.10.1867, 2 Bl., 20,5 x 13 cm (Hülsen A 40)
- Paul Heyse an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Berlin, 12.11.1864, 1 Bl., 22 x 14 cm (Hülsen A 41)
- [Karl von] Holtei an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Grätz, 3.1.1865, 2 Bl., 22,5 x 14,5 cm (Hülsen A 42a)
- [Karl von] Holtei an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Grätz, 7.1.1865, 2 Bl., 22,5 x 14,5 cm (Hülsen A 42b)
- [Karl von] Holtei an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Grätz, 15.7.1865, 2 Bl., 22,5 x 14,5 cm (Hülsen A 43)
- Hermann Hersch an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Berlin, 12.1.1859, 2 Bl., 23 x 14 cm (Hülsen A 44)
- C[arl] v[on] Holtei an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Breslau, 4.2.1864, 2 Bl., 22,5 x 14,5 cm (Hülsen A 45)
- E[rnst] Kossak an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Berlin, 11.10.1856, 2 Bl., 25 x 19,5 cm (Hülsen A 46a)
- Botho von Hülsen an Dr. [Ernst] Kossak, hs. Abschrift, Berlin, 10.10.1856, 2 Bl., 25 x 19,5 cm (Hülsen A 46b)
- E[rnst] Kossak an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Berlin, 9.3.1862, 2 Bl., 22 x 14 cm (Hülsen A 47)
- Paul Lindau an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Berlin, 26.12.1881, 2 Bl., 18 x 11,5 cm (Hülsen A 48)
- Paul Lindau an Botho von Hülsen, hs. Br. m. U., Berlin, o. D., 2 Bl., 18 x 11,5 cm (Hülsen A 49)
- Marie Kierschner an Botho von Hülsen, hs. Br. m. U., o. O., 12.5.1861, 2 Bl., 20 x 12,5 cm (Hülsen A 50)
- Marie Kierschner an Botho von Hülsen, hs. Br. m. U., o. O., 9.9.1867, 2 Bl., 20 x 12,5 cm (Hülsen A 51)
- J[ulius] L[eopold] Klein an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Berlin, 24.6.1861, 2 Bl., 21 x 13,5 cm (Hülsen A 52)
- Kaiserliches Hofmarschall-Amt Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Wilhelm von Preußen, [Eduard von] Liebenau an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Potsdam, 9.8.1881, 1 Bl., 26 x 20 cm (Hülsen A 53)
- [Heinrich] Laube an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Wien, 27.5.1856, 1 Bl., 28,5 x 21,5 cm (Hülsen A 54)

- Paul Lindau an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Berlin, 17.1.1880, 2 Bl., 20 x 13 cm (Hülsen A 55)
- Paul Lindau an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Berlin, 6.11.1879, 2 Bl., 20 x 13 cm (Hülsen A 56)
- Theatermaschinisten und Illuminateure des Theaters an Botho von Hülsen, Br. m. U., Berlin, 2.1.1852, 1 Bl., 28 x 20,5 cm (Hülsen A 57)
- [Luise] Mundt/Mühlbach [d. i. Luise Mühlbach] an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Berlin, 3.2.1866, 2 Bl., 21,5 x 14,5 cm (Hülsen A 58)
- [Luise] Mundt/Mühlbach [d. i. Luise Mühlbach] an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Berlin, 20.11.1866, 2 Bl., 21,5 x 14,5 cm (Hülsen A 59)
- [Luise] Mundt/Mühlbach [d. i. Luise Mühlbach] an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Berlin, 24.12.1866, 2 Bl., 21,5 x 14,5 cm (Hülsen A 60)
- G[ustav Heinrich Gans] E[dler] H[err] zu Putzlitze an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Retzin, 24.5.1860, 2 Bl., 28 x 22 cm (Hülsen A 61)
- Botho von Hülsen an Gustav Heinrich Gans zu Putzlitze, hs. Entwurf, Berlin, 11.6.1860, 2 Bl., 28 x 22 cm (Hülsen A 62)
- Gustav Heinrich Gans zu Putzlitze an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Retzin, 2.6.1862, 2 Bl., 28 x 22 cm (Hülsen A 63)
- Oscar von Redwitz an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Schmölz, 31.12.1859, 2 Bl., 28,5 x 22,5 cm (Hülsen A 64)
- Oscar von Redwitz an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Schmölz, 11.8.1860, 2 Bl., 28,5 x 22,5 cm (Hülsen A 65)
- Chr[istian] Friedrich Scherenberg an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Berlin, 5.3.1866, 1 Bl., 25 x 20,5 cm (Hülsen A 66)
- Elise Schmidt an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Berka, 4.1.1876, 2 Bl., 21 x 14 cm (Hülsen A 67)
- Gottlieb Taubert an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Berlin, 6.6.1874, 2 Bl. 23 x 14,5 cm (Hülsen A 68)
- [Paul Lange?] Sonnenwendfeuer, Gedicht, Ts. m. e. eh. Widmung von Paul Lange an eine Oberin von Naso, Pelonken [b. Danzig], 23.2.1925, 1 Bl., 27,5 x 21 cm (Hülsen A 69)
- E[rnst] von Hesse-Wartegg an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Blankenberghe, 6.9.1884, 1 Bl., 26,5 x 29,5 cm (Hülsen A 70)
- Minnie Hauk-de Wartegg an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., London, 24.11.1884, 2 Bl., 17 x 13,5 cm (Hülsen A 71)
- Minnie Hauk-de Wartegg an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., London, 4.11.1884, 2 Bl., 17 x 13,5 cm (Hülsen A 72)
- Minnie Hauk an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Beau Sejour, 11.7.1884, 2 Bl., 17 x 13,5 cm (Hülsen A 73)
- Prinz v. Preußen [der spätere Kaiser Wilhelm I.] an Helene von Hülsen, eh. Br. m. U., Potsdam, 6.12.1848, 2 Bl., 21,5 x 13,5 cm (Hülsen B 1)
- Prinz v. Preußen [der spätere Kaiser Wilhelm I.] an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Koblenz, 4.4.1851, 2 Bl., 21,5 x 13,5 cm, 1 Briefumschlag, 12 x 14,5 cm (Hülsen B 2)
- Wilhelm [König von Preußen, der spätere Kaiser Wilhelm I.] an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., o. O., 26.10.1868, 2 Bl., 21 x 13,5 cm (Hülsen B 3)
- Wilhelm [König von Preußen, der spätere Kaiser Wilhelm I.] an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., o. O., 1.4.1870, 1 Bl., 20 x 12,5 cm (Hülsen B 4)

- Friedrich Wilhelm [Kronprinz] von Preußen [der spätere Kaiser Friedrich] an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., Babelsberg, 8.6.1858, 2 Bl., 18 x 11,5 cm (Hülsen B 5)
- Friedrich Wilhelm [Kronprinz] von Preußen [der spätere Kaiser Friedrich] an Botho und Helene von Hülsen, eh. Br. m. U., o. O., 13.3.1870, 2 Bl., 22 x 14 cm (Hülsen B 6)
- [Friedrich Wilhelm Kronprinz von Preußen, der spätere Kaiser Friedrich] an [Eduard] von Häsel, eh. Br. m. U., London, »Zum 18.7.1894«, [Poststempel:] 17.7.1874, 2 Bl., 18 x 11,5 cm, 1 Briefumschlag, 9,5 x 12,5 cm (Hülsen B 7)
- [Kaiserin] Augusta an Helene von Hülsen, hs. Br. m. U., Baden-Baden, 10.10.1888, 2 Bl., 23 x 19 cm (Hülsen B 8)
- H. Schnaebeli: Auf dem Gutshofe zu Bornstaedt, Fotografie, o. J. (abgebildet: Kaiser Friedrich, Viktoria zu Schaumburg-Lippe, Waldemar, Prinz von Preußen, Luise, Großherzogin von Baden), Foto, montiert, 9,5x 15,5 cm (Hülsen B 9)
- Bericht über die Beerdigung von Kaiser Wilhelm II., 1 Zeitungsausschnitt, 27,5 x 7 cm (Hülsen B 10)
- Prinz Karl von Preußen an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., o. O., 12.8.1861, 1 Bl., 20,5 x 12,5 cm (Hülsen B 11)
- Prinz Georg von Preußen an Botho von Hülsen, eh. Br. m. U., o. O. u. D., 2 Bl., 22 x 14 cm (Hülsen B 12)
- [Paul von] Hindenburg an Ludwig von Naso [Empfänger nicht genannt, vermutlich Ludwig Hartwig gen. von Naso (1842–1897), Schwiegersohn von Botho und Helene von Hülsen, Ehemann von Marie von Hülsen (1850–1892)], eh. Br. m. U., Koblenz, 14.4.1897, 1 Bl., 27,5 x 21 cm (Hülsen B 13)
- [Friedrich Wilhelm IV. (Zeichner)?], Skizze, Bleistift [Zusatz von fremder Hand: »Zeichnung König Frd. Wilh. IV.«; von einer weiteren Hand: »Blankenfelde 1847«], 1 Bl., 18,5 x 21,5cm (Hülsen B 14)
- [Friedrich Wilhelm IV.] an Botho von Hülsen, o. O., [9.2.1853], 1 Briefumschlag, 12 x 15 cm (Hülsen B 15)
- Königl. Preuß. Hofmarschallamt an Helene von Hülsen, Berlin, [20.2.1888 Poststempel] Nur der Briefumschlag, darauf mit Rotstift von anderer Hand: »Kaiserbriefe für den Druck.«, 1 Briefumschlag, 13 x 16 cm (Hülsen B 16)
- Die Kirche des Invalidenhauses konnte am Nachmittage des Bußtages ... Bericht von der Beerdigung von Helene von Hülsen, montiert im inneren Buchdeckel, 1 Zeitungsausschnitt, 27,5 x 7 cm (Hülsen B 17)
- Berlin hat in dieser Woche wieder eine oft genannte hervorragende Persönlichkeit ... Nachruf auf Helene von Hülsen, 1 Zeitungsausschnitt, 20 x 33 cm, montiert auf vorderen Vorsatz (Hülsen B 18)

Sekundärliteratur

1. Bücher und Aufsätze

- Abecasis-Phillips, John A. S.: Ein Theodor Fontane Notizheft. Bayreuth: Okayama: Abecasis 2012. 217 S. (B 594)
- Aschauer, Elfriede: Sein, Bewußtsein und Lebenswelt. Studien zu Identitäten in ausgewählten Romanen Theodor Fontanes. Diss. Univ. Salzburg 2013. 306 S. 30 cm. (C 103)

- Berbig, Roland: Das neuste Material in Sachen »Fontane«. Dieter Stolz' Korrespondenz mit Günter Grass. In: Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens 10 (2013), S. 83–91. (P 14)
- Bergstedt, Clemens: »Die Quitzows« in Geschichtsschreibung und Literatur. In: Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft 2012, S. 229–253. (Z 2012,6)
- Blomqvist, Clarissa: Alte Liebe in neuem Licht. Berichtigung eines folgenschweren Druckfehlers in Theodor Fontanes Unwiederbringlich. In: Euphorion 106 (2012) 2, S. 259–276. (Z 2012,9)
- Blomqvist, Clarissa: Realism on Stage: Reflections in Theodor Fontane's Theatre Reviews. In: Monatshefte für deutschsprachige Literatur und Kultur (Wisconsin) 14 (2012) 3, S. 337–345. (Z 2012,10)
- Bogunova, Elena: Jüdische Figuren in Romanen Fontanes. Masterarbeit Univ. Potsdam 2012. 54 S. (C 103)
- Broomer, Eva-Maria: Weibliche Heilige in Fontane, ein rein dekoratives Phänomen? In: Theodor Fontane. Dichter des Übergangs. Würzburg 2013, S. 21–41. (B 231,10)
- Brosig, Maria: »Alle Mätressen sind tot.« Paarkonstellationen der DDR-Literatur in der Tradition Fontanescher Beziehungsmuster. In: Fontane Blätter 94 (2012), S. 48–68. (P 2)
- Chambers, Helen: Charlotte Jolles, Ein Leben für Fontane. Gesammelte Aufsätze und Schriften aus sechs Jahrhunderten [!]. Buchpremiere, 16. April 2010. In: Theodor Fontane. Dichter des Übergangs. Würzburg 2013, S. 201–212. (B 231,10)
- Chambers, Helen: Theodor Fontane reads Karl Immermann's novel »Münchhausen«: reception and affinities. In: Immermann-Jahrbuch 11–13 (2010–2012), S. 167–194. (Z 2012,4)
- Coppoletta, Friedmar: Über die erzählstrategische Funktion von Bibelbezügen innerhalb der Affektnarration in den Apologien der Ehebrecherinnen Melanie, Cécile und Effi. In: Theodor Fontane. Dichter des Übergangs. Würzburg 2013, S. 11–20. (B 231,10)
- Cusack, Andrew: »Civibus aevi futuri«. Geschichtsschreibung als Panorama in Fontanes »Wanderungen durch die Mark Brandenburg«. In: Theodor Fontane. Dichter des Übergangs. Würzburg 2013, S. 165–182. (B 231,10)
- Delf von Wolzogen, Hanna: Und dazu der alte Fontane. Theodor Fontanes Briefe an Georg Friedlaender und an Fritz Mauthner konnten vom Potsdamer Fontane-Archiv erworben werden. In: Arsprototo 3 (2011), S. 26–30. (P 44)
- Eisentraut, Tanja: Alter und Komik in Theodor Fontanes erzählter Komödie »Frau Jenny Treibel«. In: Theodor Fontane. Dichter des Übergangs. Würzburg 2013, S. 71–89. (B 231,10)
- Fischer, Hans-Peter: »Okuli, da kommen sie.« Überraschende Einblicke in Theodor Fontanes »Irrungen, Wirrungen«. Würzburg: Königshausen & Neumann 2013. 406 S. (B 599)
- Fischer, Hubertus: »Effie« und »Effi« – Versuch über einen Namen mit neuen Zeugnissen in Bild und Text. In: Fontane Blätter 94 (2012), S. 22–47. (P 2)
- Happ, Julia: »Die Decadence ist [wieder] da.« Fontane und die literarische Dekadenz im deutschsprachigen Fin de siècle. In: Theodor Fontane. Dichter des Übergangs. Würzburg 2013, S. 123–146. (B 231,10)

- Hoffmann, Nora: Weitblick, Künstlerrauge und Spektralanalyse. Malerei- und photographieanaloge Wahrnehmungsweisen in Theodor Fontanes »Cécile«. In: Theodor Fontane. Dichter des Übergangs. Würzburg 2013, S. 183–200. (B 231,10)
- Horlitz, Manfred: Neue Erkundungen zu Theodor Fontanes Vorfahren mütterlicherseits. Streiflichter aus dem 17. bis 19. Jahrhundert. In: Mitteilungen der Theodor Fontane Gesellschaft 42 (2012), S. 48–54. (P 12)
- Juling, Peter: Mein Fontane. Weisheiten Politik Religion und Kirche. Bonn 2011. 104 S. Privatdruck. (B 630)
- Kittelmann, Jana: Fontanes Berichte aus England im Kontext des zeitgenössischen Kunst- und Reisefeuilletons. In: Theodor Fontane. Dichter des Übergangs. Würzburg 2013, S. 147–164. (B 231,10)
- Kleine, Joachim: Wo eigentlich lag das Vorbild für die Dörrsche Gärtnerei? In: Fontane Blätter 94 (2012), S. 103–112. (P 2)
- Klemm, Martina: Die Bedeutung der Verkehrsmittel in Theodor Fontanes »Der Stechlin«. In: Theodor Fontane. Dichter des Übergangs. Würzburg 2013, S. 109–121. (B 231,10)
- Knippel, Sarah: Analyse literarischer Dialoge am Beispiel Theodor Fontanes »Der Stechlin« (2009). Wespa. Würzburger elektronische sprachwissenschaftliche Arbeiten 10 (2011). 66, VII S. <http://opus.bibliothek.uni-wuerzburg.de/volltexte/2011/5587/> (C 86)
- Lowsky, Martin: Johann Friedrich Ruthe. Deserteur und Vagabund im Königreich Westphalen, Gelehrter in Berlin. In: »Mit stahlscharfer Klinge.« Beiträge zu Heinrich Albert Oppermann. Hrsg. von H. Joachim Kusserow u.a. Hannover: Wehrhahn 2012, S. 121–140. (Z 2012,8)
- Lutz, Nina: Theodor Fontane. Der Tod des Major von Crampas in Fontanes »Effi Briest« – Geschah Instettens (!) Handeln aus persönlichen Motiven oder aus Pflichtgefühl? Studienarbeit. München: Grin 2012. 13 S. (B 607)
- Mekontso, Paul: Zur Erweckung von toten Helden. Über Theodor Fontanes preußische und Abdeloulaye Sadjis afrikanische Heimatlieder. Literatur als psychodynamischer Abwehrmechanismus. In: Comparatio 4 (2012) 2, S. 339–349. (Z 2012,7)
- Möller, Klaus-Peter: Einmal Preußen – und wieder zurück. Zwei sehenswerte Theater-Inszenierungen in Potsdam und Berlin [Schach von Wuthenow; Effi Briest]. In: Mitteilungen der Theodor Fontane Gesellschaft 42 (2012), S. 34–37. (P 12)
- Muhs, Rudolf: »Furor poëticus«. Ein verlorenes Fontane-Autograph im Berliner Geheimen Staatsarchiv. In: Fontane Blätter 94 (2012), S. 8–19. (P 2)
- Otto, Karl-Heinz: Fontanes Bornstedt. »Was in Sanssouci stirbt, das wird in Bornstedt begraben.« Geschichte & Geschichten eines märkischen Kirchhofes & seiner Basilika. Bebildert und leise kommentiert von Karl-Heinz Otto. Potsdam: Edition Märkische Reisebilder 2012. 64 S. (B 621)
- Pacholski, Jan: Fontanes »slawische Welt«. In: Tomasz Drewniak u.a. (Hrsg.), Denkerische und dichterische Heimatsuche. Görlitz: Viadukt 2012, S. 269–285. (B 629)
- Roth, Denise: Das literarische Werk erklärt sich selbst. Theodor Fontanes »Effi Briest« und Gabriele Reuters »Aus guter Familie« poetologisch entschlüsselt. Berlin: Wissenschaftlicher Verlag Berlin 2012. 502 S. (B 606)

- Rusch, Vanessa: »Ich hatte einen poetischen Anlauf genommen« – Erzählliterarische Aspekte in Theodor Fontanes journalistischem und feuilletonistischem Werk. Hamburg: Kovac 2013. 343 S. : Ill. (Poetica. Schriften zur Literaturwissenschaft; 122) (B 601)
- Sagarra, Eda: Fontanes Humor bei der Porträtierung des Mannes: Das englische Erbe. In: Fontane Blätter 94 (2012), S. 76–91. (P 2)
- Schnetzler, Kaspar: Nach Berlin. Roman. Zürich: bilgerverlag 2012. 495 S. [nennt unter »Ich danke«: Theodor Fontane, Autor] (B 605)
- Schofield, Benedict: »Die Historie rückwärts durchmessen.« Geschichtsbilder und Geschichtsauffassungen bei Theodor Fontane und Gustav Freytag. In: Theodor Fontane. Dichter des Übergangs. Würzburg 2013, S. 57–69. (B 231,10)
- Schonfield, Ernest: Wirtschaftlicher Strukturwandel in Theodor Fontanes »Der Stechlin«. In: Theodor Fontane. Dichter des Übergangs. Würzburg 2013, S. 91–121. (B 231,10)
- Schumann, Nele: Zur Mesalliance in Theodor Fontanes »Irrungen, Wirrungen«. Bachelorarbeit Univ. Potsdam 2013. 32 S. (C 102)
- Sieh-Burens, Katarina: Treffpunkt der »sight-seers of all nations«. Theodor Fontane als Kriegsberichterstatter in Mars-la-Tour, Gravelotte und St.-Privat. In: Dies., Spurensuche. Historische Persönlichkeiten im Dreiländereck Deutschland – Frankreich – Luxemburg. Trier: Porta Alba Verlag 2012, S. 89–104. (B 585)
- Sill, Oliver: Theodor Fontanes Romanwelt. Eine Annäherung in Wort und Bild. Münster: Monsenstein und Vannerdat 2013. 112 S. : Ill. (Edition Octopus) (B 610)
- Szmidt, Monika Anna: Figurencharakterisierung durch Sprachverwendung in Theodor Fontanes »Irrungen, Wirrungen«. Seminararbeit. München: Grin 2011. 18 S. (B 608)
- Tanzer, Ulrike: Fortuna Idylle Augenblick. Aspekte des Glücks in der Literatur. Würzburg: Königshausen & Neumann 2011. 302 S. [passim »Allerlei Glück«] (B 617)
- Theodor Fontane. Dichter des Übergangs. Patricia Howe (Hrsg.). Beiträge zur Frühjahrstagung der Theodor Fontane Gesellschaft 2010. Würzburg: Königshausen & Neumann 2013. 220 S. [Beiträge einzeln verzeichnet] (B 231,10)
- Thiel, Stephan: Cécile. Werkanalyse eines literarischen Suizids unter dem Gesichtspunkt soziologischer Handlungsmodelle. Diss. Univ. Köln 2011. 209 S. (B 596)
- Ward, John: Jews in Business and their Representation in German Literature 1827–1934. Oxford u.a.: Lang 2010. VIII, 250 S. (Britische und Irische Studien zur deutschen Sprache und Literatur; 53) [enth. S. 113–131: Theodor Fontane's »Judenbild.«] (B 619)
- White, Michael J.: Theodor Fontanes Übersetzung von Shakespeares »Hamlet«. In: Theodor Fontane. Dichter des Übergangs. Würzburg 2013, S. 43–55. (B 231,10)
- Wolpert, Georg: Handtmanns märkische Sagen auf Fontanes Fensterbrett. – In: Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte 20 (2011/2012), S. 155–180. (Z 2012,5)
- Wolpert, Georg: Theodor Fontanes Roman »Graf Petöfy«. Die Erscheinungsdaten des Vorabdrucks. In: Fontane Blätter 94 (2012), S. 92–102. (P 2)

Autorenverzeichnis

Prof. Dr. Roland Berbig, geb. 1954; lehrt am Institut für deutsche Literatur der Humboldt-Universität zu Berlin Neuere deutsche Literatur. Mithrsg. *Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens*. Publikationen u. a. zu Hölderlin, Heine, Storm, Fontane, Eich, Aichinger, Johnson und zu Theorie und Geschichte des literarischen Lebens. Zuletzt: *Am Rande der Welt. Günter Eich in Geisenhausen 1944–1954* (2013); *Berlins 19. Jahrhundert. Ein Kompendium* (Mithrsg., 2012); *Theodor Fontane Chronik*. 5 Bde (2010); *Theodor Fontane als Biograph* (Hrsg., 2010).

Dr. Hanna Delf von Wolzogen; Studium der Philosophie, Germanistik u. Psychoanalyse in Giessen, Frankfurt am Main u. Heidelberg. 1985–88 Joseph-Buchmann-Stipendiatin mit Forschungsaufenthalt in Jerusalem; wiss. Mitarbeiterin an den Universitäten Duisburg, Potsdam u. der FU Berlin; seit 1996 Direktorin des Theodor-Fontane-Archivs in Potsdam; Herausgabe der Briefe Landauers (FU Berlin). Publikationen zur deutschen u. deutsch-jüdischen Literatur u. Philosophie sowie zu Fontane.

Dr. Christine Hehle, geb. 1969; Literaturwissenschaftlerin und Lektorin in Wien. Editorische Betreuung der Großen Brandenburger Fontane-Ausgabe, Abt. Das erzählerische Werk. Jüngste Publikationen: Fontane, *Die Reisetagebücher* (mit Gotthard Erler, Edition); Fontane, *Ellernklipp* (mit Christina Salmen, Edition); *Boethius's Influence on German Literature to c. 1500*, in: Kaylor/Phillips: *Companion to Boethius in the Middle Ages*; Wien literarisch (Anthologie), alle 2012.

Dr. Dirk Hempel; lehrt als Privatdozent Neuere deutsche Literatur an der Universität Hamburg; zwischen 1995 und 2005 Redakteur des Knaus Verlags in Walter Kempowskis Projekt *Echolot* und verfasste *Walter Kempowski. Eine bürgerliche Biographie* (2004).

Horst Hölscher; war nach Jura-Studium in Köln und Freiburg i.Br. langjährig in der Wirtschaft und freiberuflich als Unternehmensberater tätig; zeitlebens Fontane-Leser; im Nov. 1989 erste Reise auf den Spuren des *Stechlin*; seit 2011 Erkundungen zu Fontanes Erzählwerk, insbesondere zu *Stine*.

Dr. Martin Lowsky, geb. 1945; Studium der Romanistik, Mathematik und Vergleichenden Literaturwissenschaft. Redaktionstätigkeit für die *Forschungen zu Paul Valéry/Recherches Valéryennes* (Universität Kiel) und das *Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft* (Hansa Verlag Husum). Bis 2011 Unterricht an einem Gymnasium in Kiel. Abhandlungen, auch Bücher, zur deutschen und französischen Literatur und zur Verbindung zwischen Mathematik und Poesie.

Rudolf Muhs, Studium in Freiburg i.Br. und Edinburgh; Dozent für Deutsche Geschichte an der Universität London, Royal Holloway College; Mitherausgeber von Fontanes Londoner Tagebüchern und von *Exilanten und andere Deutsche in Fontanes London*.

Prof. Dr. Helmut Nürnberger, geb. 1930; Studium der Germanistik und Geschichte, Promotion und Habilitation in Hamburg, lehrte Neuere deutsche Literaturwissenschaft in Flensburg und Hamburg. Monographien und Editionen besonders zur Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, zuletzt *Joseph Roth. »Ich zeichne das Gesicht der Zeit«* (Hrsg., 2010) und *Joseph Roth. Heimweh nach Prag. Feuilletons Glossen Reportagen für das »Prager Tagblatt«* (Hrsg., 2012).

Fontanes Briefe ediert – Tagung des Theodor-Fontane- Archivs im September 2013

Vom 18. bis 20. September 2013 wird das Theodor-Fontane-Archiv eine internationale wissenschaftliche Tagung zum Thema *Fontanes Briefe ediert* veranstalten. Als Institution, die den wohl größten Bestand an Briefen von und an Fontane verwahrt und deren kritische Edition vorbereitet, möchte das Archiv damit eine Synopse und kritische Bewertung der bisherigen editorischen Bemühungen um die Fontane'schen Briefschaften leisten und nach den Konsequenzen, Chancen und Anforderungen fragen, die sich mit den neuen Medien für eine künftige Briefedition eröffnen.

In der einleitenden Sektion wird sich die Tagung der wechsellvollen Geschichte der Edition von Fontanes Briefen widmen, die erst ansatzweise aufgearbeitet ist. Daran anschließend soll in der zweiten Sektion ausgelotet werden, welche neuen Impulse sich die Forschung von der Edition der Fontane'schen Korrespondenz versprechen darf. In der dritten Sektion sollen die Ergebnisse der beiden vorangegangenen unter der editorischen Fragestellung zusammengeführt werden, wie die künftige Gesamtausgabe der Briefe von und an Fontane zu gestalten ist.

Im September 2014 soll eine thematisch erweiterte Tagung zum Thema ›Fontanes Briefe im Kontext‹ stattfinden, die das Theodor-Fontane-Archiv gemeinsam mit der Theodor Fontane Gesellschaft veranstalten will.

Tagungsort ist das Pfingstberghaus (Große Weinmeisterstraße 45a, Potsdam) in unmittelbarer Nachbarschaft des Archivs. Als Tagungsbeitrag werden € 25,- erhoben (inklusive Verköstigung am Mittag und an den Abenden); Studierende haben freien Eintritt.

Das vollständige Tagungsprogramm wird ab Juli erhältlich sein und auch auf der Website des Archivs veröffentlicht werden: www.fontanearchiv.de

Kontakt: Rainer Falk, rfalk@uni-potsdam.de,
Telefon 0331-20139-79

Gesellschaft der Freunde und Förderer des Theodor-Fontane-Archivs gegründet

Am 4. Januar 2013 versammelten sich Wissenschaftler, Autoren, Verleger und Fontane-Fans in den Räumen des Theodor-Fontane-Archivs, um die Gesellschaft der Freunde und Förderer des Theodor-Fontane-Archivs zu gründen. Die Gesellschaft hat sich zum Ziel gesetzt, das Fontane-Archiv in seiner Tätigkeit als Literaturarchiv und Zentrum der Fontane-Forschung zu unterstützen und seinen wissenschaftlichen und kulturellen Rang in der Öffentlichkeit nachdrücklich zu verdeutlichen.

Die neu gegründete Gesellschaft will das Archiv ideell und materiell unterstützen beim Erhalt und der weiteren Zusammenführung und Ergänzung des Fontaneschen Nachlasses, bei der Realisierung von Editionsprojekten und bei der Erschließung und musealen sowie medialen Präsentation der Archivbestände. Maßgebliches Ziel der Gesellschaft ist es, dieses für die Person und das Werk Fontanes so bedeutende Archiv noch stärker als bisher in der Öffentlichkeit sichtbar zu machen und es als Ort für fachliche Diskussionen, für den Austausch von Forschungsergebnissen, für Treffen von Fontane-Freunden, Schülern und Studierenden weiter auszubauen.

In den Vorstand der neu gegründeten Gesellschaft wählte die Versammlung Dr. Luise Berg-Ehlers (Bochum) als 1. Vorsitzende, Dr. Michael Ewert (München) als 2. Vorsitzenden, sowie Dr. Hans-Joachim Schopka (Potsdam) als Schatzmeister, Friederike Zelke (Berlin) als Schriftführerin und Wolf-Heinrich Frhr. von Wolzogen (Potsdam) als Beisitzer.

Werden Sie Freund oder Förderer des Theodor-Fontane-Archivs und tragen Sie mit Ihren Mitgliedsbeiträgen und Spenden zur Unterstützung der vielfältigen Aktivitäten des Archivs bei!

Kontakt: Rainer Falk, rfalk@uni-potsdam.de,
Telefon 0331-20139-79

Berlin-Brandenburg

Preußen-Deutschland

Europa und die Welt

RINGVORLESUNG THEODOR FONTANE

Ringvorlesung „Theodor Fontane: Berlin-Brandenburg, Preußen-Deutschland, Europa und die Welt“ veranstaltet von Prof. Dr. Richard Faber, Prof. Dr. Helmut Peitsch und Dr. Hanna Delf von Wolzogen als Kooperationsveranstaltung des Institutes für Germanistik der Universität Potsdam und des Theodor-Fontane-Archivs

UNIVERSITÄT POTSDAM
CAMPUS AM NEUEN PALAIS
HAUS 9, RAUM 2.05 8. APRIL – 8. JULI 2013
MONTAGS 18 – 19.30 UHR

Archiv
THEODOR FONTANE

Theodor Fontane. Berlin-Brandenburg, Preußen-Deutschland, Europa und die Welt. Ringvorlesung an der Universität Potsdam, veranstaltet von Prof. Dr. Richard Faber, Prof. Dr. Helmut Peitsch und Dr. Hanna Delf von Wolzogen (wird im Wintersemester fortgesetzt)

Publikationen des Theodor-Fontane-Archivs

- Leuchtf Feuer. 20 kulturelle Gedächtnisorte. Brandenburg Mecklenburg-Vorpommern Sachsen Sachsen-Anhalt Thüringen. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen u.a. Wiederstedt: Forschungsstätte für Frühromantik und Novalis-Museum Schloss Wiederstedt 2009. 227 S. € 14,95
- Bade, James N.: Fontanes Landscapes. Würzburg: Königshausen & Neumann 2009. 172 S. (Fontaneana; 7) € 28 (Im Buchhandel erhältlich)
- Was bleibt ...? Spuren der Geschichte am Potsdamer Pfingstberg. Potsdam 2009. 74 S. € 7
- Religion als Relikt? Christliche Traditionen im Werk Fontanes. Internationales Symposium veranstaltet vom Theodor-Fontane-Archiv und der Theodor-Fontane-Gesellschaft e. V. zum 70-jährigen Bestehen des Theodor-Fontane-Archivs Potsdam, 21. bis 25. September 2005. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hubertus Fischer. Würzburg: Königshausen & Neumann 2006. 271 S. (Fontaneana; 5) € 38 (Im Buchhandel erhältlich)
- Rasch, Wolfgang: Theodor Fontane Bibliographie. Werk und Forschung. In Verbindung mit der Humboldt-Universität zu Berlin und dem Theodor-Fontane-Archiv Potsdam hrsg. von Ernst Osterkamp und Hanna Delf von Wolzogen. 3 Bde. Berlin, New York: de Gruyter 2006. XLIX, 274 S. € 498 (Im Buchhandel erhältlich)
- Theodor Fontane und Wilhelm Wolfsohn – eine interkulturelle Beziehung. Briefe, Dokumente, Rezensionen. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Itta Shedletzky, bearb. von Hanna Delf von Wolzogen, Christine Hehle und Ingolf Schwan. Tübingen: Mohr Siebeck 2006. XXVI, 585 S. (Schriftenreihe wiss. Abhandlungen des Leo Baeck Institutes; 71) € 89 (Im Buchhandel erhältlich)
- Wolzogen, Hanna Delf von und Fischer, Hubertus (Hrsg.): Renate Böschstein. Verborgene Facetten – Studien zu Fontane. Würzburg: Königshausen & Neumann 2006. 580 S. (Fontaneana; 3) € 49,80 / Sfr 87,20 (Im Buchhandel erhältlich)
- Kulturelle Gedächtnisorte von nationaler Bedeutung. Hrsg.: Kulturelle Gedächtnisorte (KGO) 2005. (22 S.) € 0,50
- Aus den Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Reihe hrsg. von der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg in Zusammenarbeit mit dem Theodor-Fontane-Archiv
- Theodor Fontane: Die Pfaueninsel. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2004. € 8,00 (Zu beziehen bei der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg)

- Theodor Fontane: Caputh. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2003. 63 S. €8,00
- Theodor Fontane: Rheinsberg. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2002. 140 S. €8,00
- Theodor Fontane: Schloss Paretz. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2001. 86 S. €8,00
- Theodor Fontane: Schloss Oranienburg. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2001. 92 S. €8,00
- Theodor Fontane: Königs Wusterhausen. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2000. 64 S. €8,00
- »Geschichte und Geschichten aus Mark Brandenburg«. Fontanes »Wanderungen durch die Mark Brandenburg« im Kontext der europäischen Reiseliteratur. Internationales Symposium des Theodor-Fontane-Archivs in Zusammenarbeit mit der Theodor Fontane Gesellschaft 18.–22. September 2002 in Potsdam. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen. Würzburg: Königshausen & Neumann 2003. 528 S. (Fontaneana; 1) €68,00 (Im Buchhandel erhältlich)
- Theodor Fontane. Am Ende des Jahrhunderts. Internationales Symposium des Theodor-Fontane-Archivs zum 100. Todestag Theodor Fontanes 13.–17. September 1998 in Potsdam. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen in Zusammenarbeit mit Helmuth Nürnberger. Bde I–III. Würzburg: Königshausen & Neumann 2000. Gesamtpreis €102,00 (Im Buchhandel erhältlich)
 I. Der Preuße. Die Juden. Das Nationale. 324 S. Einzelpreis €44,00
 II. Sprache. Ich. Roman. Frau. 261 S. Einzelpreis €40,00
 III. Geschichte. Vergessen. Großstadt. Moderne. 311 S. Einzelpreis €44,00
- Oceane kehrt zurück. Hrsg. vom Theodor-Fontane-Archiv, Potsdam, und der Stadtbibliothek Wuppertal. Potsdam 2001. 109 S. Mit zahlr. Faks. €17,50 (Direkt beim Theodor-Fontane-Archiv zu beziehen)
- Vermißte Bestände des Theodor-Fontane-Archivs. Eine Dokumentation im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs hrsg. von Manfred Horlitz. Potsdam 1999. 245 S. €76,00

Publikationen der Theodor Fontane Gesellschaft

Metropole, Provinz und Welt. Raum und Mobilität in der Literatur des Realismus [Fontane, Raabe u.a.]. Hrsg. von Roland Berbig und Dirk Göttsche. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 9), Berlin: de Gruyter 2013, 349 S. *Sonderpreis: € 44,95 (Im Buchhandel: € 89,95)

Hoffmann, Nora: Photographie, Malerei und visuelle Wahrnehmung bei Theodor Fontane. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 8), Berlin: de Gruyter 2011, 376 S. *Sonderpreis: € 54,95 (Im Buchhandel: € 109,95)

Fontane als Biograph. Hrsg. von Roland Berbig. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 7), Berlin: de Gruyter 2010, 272 S. *Sonderpreis: € 59,95 (Im Buchhandel: € 119,95)

Gottfried Keller und Theodor Fontane. Vom Realismus zur Moderne. Hrsg. von Ursula Amrein und Regina Dieterle. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 6), Berlin: de Gruyter 2008, 284 S. *Sonderpreis: € 64,95 (Im Buchhandel: € 129,95)

Theodor Fontane – Bernhard von Lepel, Der Briefwechsel. Kritische Ausgabe. Hrsg. von Gabriele Radecke. 2 Bände. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 5.1;5.2), Berlin, New York: de Gruyter 2006, 1430 S. *Sonderpreis: € 184,50 (Im Buchhandel: € 369,00)

Theodor Fontane und Martha Fontane. Ein Familienbriefnetz. Hrsg. von Regina Dieterle. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 4), Berlin, New York: de Gruyter 2002, 971 S. *Sonderpreis: € 79,95 (Im Buchhandel: € 159,95)

Theodor Fontane im literarischen Leben. Zeitungen und Zeitschriften, Verlage und Vereine. Dargestellt von Roland Berbig unter Mitarbeit von Bettina Hartz. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 3), Berlin, New York: de Gruyter 2000, 498 S. *Sonderpreis: € 64,95 (Im Buchhandel: € 129,95)

Theodor Fontane und Friedrich Eggers: Der Briefwechsel. Mit Fontanes Briefen an Karl Eggers und der Korrespondenz von Friedrich Eggers mit Emilie Fontane. Hrsg. von Roland Berbig. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 2), Berlin, New York: de Gruyter 1997, 480 S. *Sonderpreis: € 84,95 (Im Buchhandel: € 169,95)

Theodor Fontane: Unechte Korrespondenzen 1860-1865./1866-1870. Hrsg. von Heide Streiter-Buscher. 2 Bände. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 1.1; 1.2), Berlin, New York: de Gruyter 1996, 1296 S. *Sonderpreis: € 59,95 (Im Buchhandel: € 119, 95)

* nur für Mitglieder der Theodor Fontane Gesellschaft – Bestellungen richten Sie bitte direkt an die Geschäftsstelle der Theodor Fontane Gesellschaft. Preisänderungen vorbehalten. Preise inkl. MwSt. zzgl. Versandkosten

Theodor Fontane. Dichter des Übergangs. Beiträge zur Frühjahrstagung der Theodor Fontane Gesellschaft e. V. 2010. Hrsg. von Patricia Howe. Würzburg: Königshausen & Neumann 2013 (Fontaneana, Bd. 10), 220 S. € 29,80

Fontane und Italien. Frühjahrstagung der Theodor Fontane Gesellschaft e.V., Mai 2009 in Monópoli (Apulien). Herausgegeben von Hubertus Fischer und Domenico Mugnolo. Würzburg: Königshausen & Neumann 2011 (Fontaneana, Bd. 9), 200 S. € 26

Jolles, Charlotte: Ein Leben für Theodor Fontane. Gesammelte Aufsätze und Schriften aus sechs Jahrzehnten. Herausgegeben von Gotthard Erler unter Mitarbeit von Helen Chambers. Würzburg: Königshausen & Neumann 2009 (Fontaneana, Bd. 8), 423 S. € 49,80

Fontane und Polen, Fontane in Polen. Hrsg. von Hugo Aust und Hubertus Fischer. Würzburg: Königshausen & Neumann 2008 (Fontaneana, Bd. 6), 136 S. € 19,80

Boccaccio und die Folgen. Fontane, Storm, Keller, Ebner-Eschenbach und die Novellenkunst des 19. Jahrhunderts. Hrsg. von Hugo Aust und Hubertus Fischer. Würzburg: Königshausen & Neumann 2006. (Fontaneana, Bd. 4), 171 S. € 19,80

Fontane, Kleist und Hölderlin – Literarisch-historische Begegnungen zwischen Hessen-Homburg und Preußen-Brandenburg. Hrsg. von Hugo Aust, Barbara Dölemeyer und Hubertus Fischer. Würzburg: Königshausen & Neumann 2005. (Fontaneana, Bd. 2) , 150 S. € 19,80

Die Fontaneana-Bände 1/3/5/sind herausgegeben in Zusammenarbeit mit dem Theodor-Fontane-Archiv [vgl. Publikationen des Theodor-Fontane-Archivs in diesem Heft].

»Die Gartenkunst« Jg. 21/ 2009 Heft 1: Frühjahrssymposium »Landschaftsbilder – Theodor Fontane und die Gartenkunst«. Worms: Wernersche Verlagsgesellschaft, 162 S. € 33,00

»Die Decadence ist da«. Theodor Fontane und die Literatur der Jahrhundertwende. Beiträge zur Frühjahrstagung der Theodor Fontane Gesellschaft vom 24. bis 26. Mai 2001 in München. Hrsg. von Gabriele Radecke. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002, 149 S. € 22,00

Fontane und Potsdam. Hrsg. von der Theodor Fontane Gesellschaft, dem Berliner Bibliophilen Abend und dem Theodor-Fontane-Archiv Potsdam. Konzeption und Gestaltung: Werner Schuder, begleitende Texte: Gisela Heller. Berlin 1993. (Jahresgabe/Berliner Bibliophilen Abend 1994). 93 S. (Vergriffen)

»Theodor Fontane hat es aus geschrieben ganz allein ...«. Fontanes erstes »Geschichten Buch«. Faksimileausgabe nach der Handschrift Nachl. Fontane 11 der Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz. Hrsg. von Helmuth und Elisabeth Nürnberger. Berlin 1995. (Beiträge aus der Staatsbibliothek zu Berlin - Preußischer Kulturbesitz Bd. 2). 88 S. € 5,00 (Zu beziehen bei der Geschäftsstelle der Theodor Fontane Gesellschaft)

30 Balladen – rund um den Ruppiner See. Balladen-Wettbewerb der Theodor Fontane Gesellschaft für die Neuruppiner Schulen 2012. Mit Illustrationen eines Kunstkurses des Evangelischen Gymnasiums Neuruppin. Hrsg. im Auftrag der TFG und der Evangelischen Schule Neuruppin von Claudia Drefahl, Klaus Goldkuhle und Bernd Thiemann. Regional-Verlag Ruppiner KG Pusch & Co., Neuruppin. 64 S. € 5,00 (Zu beziehen bei der Geschäftsstelle der Theodor Fontane Gesellschaft)

Fontane Blätter im Abonnement

Wir bieten die *Fontane Blätter* als Einzelheft zum Preis von € 13,50 zzgl. Versandkosten oder im kostengünstigen Abonnement (2 Hefte jährlich) für jeweils € 9,50 zzgl. Versandkosten an.

Ferner sind erhältlich:

Das Register für *Fontane Blätter* 1/1965 – 57/1994. 126 S., das Inhaltsverzeichnis der Hefte 1/1965 – 94/2012. 31 S. (je € 2,00) sowie eine Angebotsliste älterer, noch lieferbarer Hefte. Den aktuellen Stand erfahren Sie unter www.fontanearchiv.de

Für Ihre Bestellung wenden Sie sich bitte an das Theodor-Fontane-Archiv, Große Weinmeisterstr. 46/47, 14469 Potsdam, Telefon 0331. 20 13 96, fontanearchiv@uni-potsdam.de

Richtlinien zur Manuskriptgestaltung der Fontane Blätter

Einsendeadresse: Theodor-Fontane-Archiv
Große Weinmeisterstraße 46/47
14469 Potsdam.

Über die Veröffentlichung entscheiden die Herausgeber gemeinsam mit dem Redaktionsbeirat. Autoren werden gebeten, eine max. vierzeilige Autoreninformation beizufügen.

1. Manuskript

Das Manuskript soll auf fortlaufend nummerierten Seiten (30 Zeilen/Seite bzw. 1800 Zeichen/Seite) geschrieben werden. Der Umfang sollte 20 Manuskriptseiten (inklusive Anmerkungen) nicht überschreiten. Rezensionen sollten auf 3 Manuskriptseiten beschränkt bleiben und auf Anmerkungen verzichten. Anmerkungen sollen als Endnoten formatiert werden. Absätze: Einzug der ersten Zeile ohne vorherige Leerzeile. Text: Fließtext (ohne Silbentrennung), linksbündig. Das Manuskript bitte einsenden: als Ausdruck und auf CD bzw. als e-mail-Anhang im Textverarbeitungsformat (Word).

2. Hervorhebungen

Kursiv; falls nicht möglich, mit Wellenlinie unterstreichen.

3. Zitate

Normale Anführungszeichen „...“ oder, wenn möglich, französische: »...«;
 Zitat im Zitat in einfachen ‚...‘ oder französischen Anführungen: ›...‹.
 Zitate über mehr als 4 Zeilen werden wie Absätze behandelt.
 Auslassungen: drei Punkte in eckigen Klammern [...].
 Einfügungen des Autors bzw. Herausgebers: in [eckigen Klammern].

4. Titel von Werken, Zeitungen u. Zeitschriften, Vereinsnamen

Im Text kursiv; falls nicht möglich, mit Wellenlinie unterstreichen.

5. Edition

Bei der Edition von Briefen und anderen Texten nach Handschriften oder Drucken bitten wir um Rücksprache mit der Redaktion.

6. Endnoten

Fortlaufende Zählung. Im Text hochgestellt ohne Klammer oder Punkt. Eine Endnotenziffer folgt auf das Satzzeichen, wenn sie sich auf den ganzen Satz, sie steht unmittelbar hinter dem Wort, wenn sie sich nur auf das Wort bezieht. Endnotenziffern erscheinen freistehend ohne Klammer oder Punkt vor dem Text der Endnote.

Namen von Autoren / Herausgebern werden nicht speziell formatiert.

Beim Zitieren eines Titels gilt folgende Form:

Selbständige Literatur:

1 Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel*. Ort Jahr, S. (Reihentitel),

S. XX–XX, hier S. XX.

Unselbständige Literatur:

1 Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel*. In: Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel*. Ort Jahr. (Reihentitel), S. XX–XX, hier S. XX.

1 Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel*. In: *Zeitschriftentitel* Jg. und/oder Bd. (Erscheinungsjahr) H. oder Nr., S. XX–XX, hier S. XX.

Wiederholte Zitate in direkter Folge: Ebd., S. X; ansonsten: Name, wie Anm. X.

Verweise: vgl.

7. Siglen und Abkürzungen

AFA (Aufbau Fontane-Ausgabe) Hrsg. von Peter Goldammer, Gotthard Erler u. a. Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag 1969–1993. (Bd. evtl. Aufl. Jahr, S.)

z. B.: Theodor Fontane: *Wie sich meine Frau einen Beamten denkt*. In: AFA *Autobiographische Schriften* III/1. 1982, S. 438.

FBG (Fontane Bibliographie) Wolfgang Rasch: Theodor Fontane Bibliographie. Werk und Forschung. In Verbindung mit der Humboldt-Universität zu Berlin und dem Theodor-Fontane-Archiv Potsdam hrsg. von Ernst Osterkamp und Hanna Delf von Wolzogen. 3 Bde. Berlin, New York: de Gruyter 2010.

FChronik (Fontane Chronik) Roland Berbig: Theodor Fontane Chronik. Bde 1–5. Berlin, New York: de Gruyter 2010.

GBA (Große Brandenburger Ausgabe) Hrsg. von Gotthard Erler. Berlin: Aufbau-Verlag 1994 ff. (Bd. evtl. Aufl. Jahr, S.) z. B.: Theodor Fontane:

Die Juden in unserer Gesellschaft. In: GBA *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Bd. 7. *Das Ländchen Friesack und die Bredows*. 1994, S. 299.

- HBV (Hanser Briefverzeichnis) *Die Briefe Theodor Fontanes. Verzeichnis u. Register*. Hrsg. von Charlotte Jolles u. Walter Müller-Seidel. München: Carl Hanser Verlag 1987.
- HFA (Hanser Fontane-Ausgabe) *Werke, Schriften und Briefe* [zuerst unter dem Titel *Sämtliche Werke*]. Hrsg. von Walter Keitel u. Helmuth Nürnberger. München: Hanser 1962–1997. (Abteilung/Bd. evtl. Aufl. Jahr, S.) z. B.: Theodor Fontane: *Geschwisterliebe*. In: HFA I/7. 2. Aufl. 1984, S. 123–153.
- NFA (Nymphenburger Fontane-Ausgabe) *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Edgar Gross, Kurt Schreinert u. a. München: Nymphenburger 1959–1975. (Bd. Jahr, S.) z. B.: Theodor Fontane: *Geschwisterliebe*. In: NFA XXIV. 1975, S. 9–39.
- Prop (Propyläen Briefausgabe) *Briefe*. I–IV. Hrsg. von Kurt Schreinert. Zu Ende geführt u. mit einem Nachw. vers. von Charlotte Jolles. Berlin: Propyläen Verlag 1968–1971.
- TFA Theodor-Fontane-Archiv Potsdam
- Bl. Blatt
- Br. Brief
- eh. eigenhändig
- Hrsg. Herausgeber(in)
- hrsg. herausgegeben
- Hs. Handschrift
- hs. handschriftlich
- m. U. mit Unterschrift
- o. O. ohne Ort
- o. D. ohne Datum
- Ts. Typoskript

8. Abbildungen

Abbildungsvorlagen: Schwarzweißzeichnungen bzw. Hochglanzfotos, rückseitig analog zu den Abbildungsnummern im Manuskript numeriert. Bildlegenden mit Quellennachweis auf gesondertem Blatt beifügen. Die Reproduktionserlaubnis ist vom Autor einzuholen.

Impressum

Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs Potsdam und der Theodor Fontane Gesellschaft e.V. herausgegeben von Hanna Delf von Wolzogen und Regina Dieterle

Redakteure: Peter Schaefer, Potsdam; Jana Kittelmann, Berlin

Redaktionsbeirat: Hugo Aust, Köln; Roland Berbig, Berlin; Luise Berg-Ehlers, Bochum; Gotthard Erler, Berlin; Michael Ewert, München; Christine Hehle, Wien; Helmuth Nürnberger, Freienwill; Helmut Peitsch, Potsdam; Eda Sagarra, Dublin

Sitz der Redaktion: Theodor-Fontane-Archiv Potsdam

Anschriften:

Theodor-Fontane-Archiv
Große Weinmeisterstr. 46/47
14469 Potsdam
Telefon: 0331. 20 13 96
Fax: 0331. 2 01 39 70
fontanearchiv@uni-potsdam.de
www.fontanearchiv.de

Theodor Fontane Gesellschaft e.V.
Am Alten Gymnasium 1
16816 Neuruppin
Telefon: 03391. 65 27 72
Fax: 03391. 65 27 73
fontane-gesellschaft@t-online.de
www.fontane-gesellschaft.de

Koordination: Bernd Thiemann

Alle, die über Fontane arbeiten, bitten wir, ein Exemplar ihrer Veröffentlichungen, Diplomarbeiten und Dissertationen im Interesse der Forschung an das Theodor-Fontane-Archiv einzusenden.

Für die uns im letzten Halbjahr zugesandten Materialien danken wir im Namen aller Benutzer des Archivs.

Die Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der Herausgeber wieder. Alle Rechte vorbehalten, auch das der fotografischen und elektronischen Wiedergabe.

Umschlagentwurf, Typographie: Patricia Müller | weite Kreise
Satz: Una Holle Mohr
Druck und Verlag: Königsdruck, Berlin

Impressum: Druck: Druckerei...
 Redaktion: Fontane-Blätter...
 Verlag: Fontane-Verlag...
 Postfach: 10115 Berlin...
 Telefon: 030 251 13 10...
 Fax: 030 251 13 10...
 E-Mail: fontane@fontane.de...
 Web: www.fontane.de...
 ISSN: 1861-4881...
 GPO: 14533 P...
 © 2011 Fontane-Verlag...

Alle die über Fontane arbeiten, bitten wir ein Exemplar ihrer Veröffentlichung...
 Die Beiträge gehen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der...
 Herausgeber wieder. Alle Rechte vorbehalten, auch das der fotografischen und...
 elektronischen Weitergabe.
 Koordinierung: Bernd Trömann
 www.fontane.de
 fontane@fontane.de
 Fax: 030 251 13 10
 Telefon: 030 251 13 10
 14533 Potsdam
 Große Weinmeisterstr. 49b
 10585 Berlin
 Fontane-Verlag

Umsetzung: Typographie: Patrick Müller | wiesekiste
 Satz: Uta Hoff-Mehr
 Druck und Verlag: Kögelack, Berlin



ISSN 0015-6175